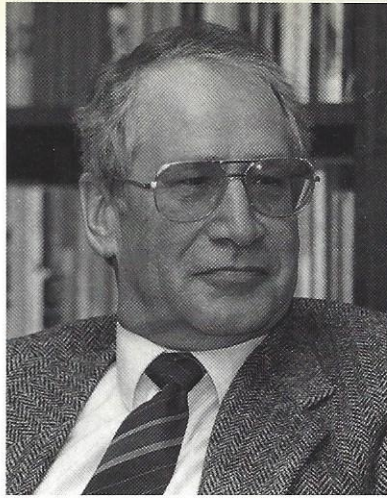


MARKUS WOLF

DIE TROIKA

Claassen



Markus Wolf, geboren 1923 als Sohn des Schriftstellers Friedrich Wolf. 1933 bis 1945 Emigration in Moskau. Ab Mai 1945 Redakteur und Kommentator beim Berliner Rundfunk. Danach Sonderkorrespondent bei den Nürnberger Prozessen. 1949 bis 1951 Erster Rat in der Diplomatischen Mission der DDR in Moskau. 1951 bis 1987 Arbeit im Ministerium für Staatssicherheit, zuletzt als Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung und stellvertretender Minister. 1987 Rücktritt.

245 09839

Troika heißt Dreigespann. Das Dreigespann dieser Geschichte traf sich im Moskau der dreißiger Jahre: Konrad Wolf, Lothar Wloch, Viktor Fischer. Konrad, Sohn des Schriftstellers Friedrich Wolf, und Lothar, dessen Vater Wilhelm geheime Missionen für die Komintern durchführte, waren mit ihren Familien geflohen vor den Nazis in die Sowjetunion. Viktors Vater Louis berichtete von dort als amerikanischer Korrespondent.

Kindheit in der Sowjetunion der dreißiger Jahre, das war Begeisterung für den Aufbau des Sozialismus, Solidarität mit Spaniens Republikanern im Bürgerkrieg, Karl-Liebknecht-Schule und Junge Pioniere. Und es war in dieser Geschichte vor allem die Begründung einer großen Freundschaft.

Dann wird Wilhelm Wloch verhaftet von Stalins Häschern. Er wird im Lager sterben. Im August 1939 reisen die Wlochs ohne den Vater zurück nach Deutschland, und bald wird »Lotka« in Hitlers Armee kämpfen. Unter dem Eindruck der Verfolgungen zerbricht Louis Fischers Sympathie für das sowjetische Experiment, enttäuscht reist er mit seiner Familie zurück in seine Heimat. Die Wolfs bleiben zurück, Konrad wird Soldat in der Roten Armee.

Als die Welt sich nach 1945 teilt in zwei Lager, leben die Fischers in den USA, Lothar beginnt seine

Karriere als Bauunternehmer in Westberlin, und Konrad, als einziger Kommunist geblieben, macht erste Schritte als Filmregisseur. Doch so verschieden sie wurden, sie blieben Freunde, und erst Lothars Tod beendet die Geschichte der Troika.

Markus Wolf berichtet von seinem Bruder, von dessen Freunden und von sich. Vor allen Dingen aber schreibt er über eine Freundschaft, die alle Grenzen überschritt.

Die Originalausgabe erschien 1989 im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wolf, Markus:

Die Troika / Markus Wolf. – 2. Aufl. – Düsseldorf: Claassen, 1989 ISBN 3-546-49839-9

2. Auflage 1989

© 1989 by Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar

Alle Rechte für die Bundesrepublik Deutschland, West-Berlin,

Österreich und die Schweiz bei Claassen Verlag GmbH, Düsseldorf 1989

Gesetzt aus der Life, Linotype

Satz: ICS Kommunikations-Service GmbH, Bergisch Gladbach

Papier: Papierfabrik Schleipen GmbH, Bad Dürkheim

Druck und Bindearbeiten: Bercker GmbH, Kevelaer

Printed in Germany

ISBN 3-546-49839-9

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Vorwort

In diesem Haus wohnten von 1934 bis 1945 . . . lese ich in schwarzen Granit gemeisselt. Es ist seltsam, das im Stil eines antiken Medaillons gefertigte Doppelbildnis des Vaters und des Bruders an unserem Wohnhaus zu sehen. Die Strenge des schwarzen Steins rückt sie in die Vergangenheit, in die Geschichte. Dabei ist für mich hier alles noch lebendig, vertraut. . .

Bei jedem Besuch Moskaus nach dem Krieg zog es mich zum heimatlichen Arbat, zu diesem Haus in der Nishni-Kislowski-Gasse. Auch jetzt scheint mir, ich könnte ins Haus gehen, die fünf Treppen, mehrere Stufen auf einmal nehmend, hochlaufen, unseren Nachbarn, den Alpers, begegnen, jeden Augenblick könnte aus seiner Tür gegenüber unserer Wohnung der wohlbeliebte Wsewolod Wischnewski treten. Dann, über die Hintertreppe wieder unten angekommen, treffe ich am Ausgang zum Hof auf unseren finster dreinblickenden Hausverwalter Tschugunow, der das lärmende Treiben der Jungen beobachtet, mitten zwischen ihnen Koni. . .

Nein, der Hof erinnert kaum mehr an «unsere Zeit». Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass schon aus dem Leben Gegangene in letzter Zeit immer häufiger neben mir sind, seit jenem Tag, da auch Konis schwarze Mappe bei mir ist. Diese schmale lederne Kollektasche hatte er während der letzten Wochen seines Lebens stets in seiner Nähe, in ihr bewahrte er das für ihn nun Wichtigste auf – die Idee von der Troika. Diese Gedanken über einen Spielfilm erfüllten die letzten Jahre seines Lebens, die Geschichte dreier Jungen, die in Moskau Freunde wurden. Der Inhalt der schwarzen Mappe, die alten Fotos, die Aufzeichnungen und Tonaufnahmen von den USA-Reisen und seinem jüngsten Besuch in Moskau, bestimmte unsere letzten Gespräche im Krankenhaus.

Nun hat mich Koni mit der schwarzen Mappe allein gelassen. Ihr Inhalt begann, sein Eigenleben zu führen. Das erfüllte mich mit Unruhe. Enthält

doch die Idee von der Troika den Versuch, die Geschichte unseres Lebens, verknüpft mit dem Schicksal enger Freunde unserer Jugend, zu beschreiben, ihren Sinn mit allen Wirren und Widersprüchen zu deuten. Sie versucht, fast verlorene Fäden wiederaufzunehmen, sie festzuhalten zwischen den Idealen und auch der Romantik unserer Jugend hier am Arbat und den Erfahrungen und Erkenntnissen des Alters.

Beim Betrachten der Fotos, beim Anhören der Stimmen von Koni, Vitja, Jura auf den Tonkassetten holte mich unsere Jugend ein, bekamen fast vergessene Namen wieder Gestalt, tauchten Fragen und Gedanken auf, die hartnäckig im Kopf bohrten und die mich manche Nacht den Schlaf kosteten.

Wer sollte sich nun diesem Stoff stellen, mit dem sich der Bruder so viele Jahre gequält hatte, ohne den Weg zu dessen Gestaltung in seiner eigentlichen Kunstgattung, dem Film, zu finden? Als sich Wirklichkeit und Phantasie auf dem Krankenlager schon überschritten, sprach Koni nicht mehr von einem Spielfilm, sondern von einer Filmdokumentation oder einem Buch.

Ein Buch?

Die Blicke des Dichters und des Filmregisseurs auf dem steinernen Relief sind auf den Arbat gerichtet und weiter in eine unbestimmbare Ferne. Vater und Bruder können nicht mehr helfen. Mir bleibt nur der Versuch, den Inhalt der schwarzen Mappe, die Geschichte der Troika, als Dokument unseres Lebens und unserer Zeit festzuhalten.

Die Kindheit in Moskau

Troika heisst Dreigespann. Das Dreigespann in dieser Geschichte traf sich im Moskau der dreissiger Jahre.

So verschieden die Wege der Jungen und die ihrer Familien auch waren, ihr Schicksal schien sie nun alle untrennbar zusammenzuschmieden. Über Deutschland war die Nacht des Faschismus gekommen. Die Provokation des Reichstagsbrandes in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933 war das Signal für Terror und Willkür gegen alle Andersdenkenden. Das sollten die Familien des Dreigespanns schnell zu spüren bekommen. Die späteren Freunde fanden mit ihren Eltern und Geschwistern nach abenteuerlichen Reisen und kurzen Stationen in unterschiedlichen Himmelsrichtungen schliesslich in Moskau ein neues Zuhause. Viele der Älteren glaubten, die Herrschaft der Nazis würde nur ein kurzes Zwischenspiel bleiben und die Emigration eine Episode. Dies war ein Wunschtraum, wie manches andere auch.

Als erste fassten die beiden «Amerikaner» in Moskau Fuss. Ihre Eltern hatten sich während des Ersten Weltkrieges in den USA kennengelernt und Anfang der zwanziger Jahre in Berlin geheiratet. Der Vater, Louis Fischer, ein amerikanischer Journalist, schrieb über die Vorgänge in Sowjetrußland nach der Oktoberrevolution mehrere Bücher und vielbeachtete Artikel für liberale Zeitschriften in den USA und in europäischen Ländern. Die aus dem baltischen Gebiet des damaligen Rußland stammende Mutter, von allen Freunden nach ihrem Mädchennamen «Markuscha» genannt, arbeitete als Dolmetscherin bei sowjetischen Unternehmen in Berlin. Sie begleitete auch die sowjetischen Delegationen zu den bedeutsamen Konferenzen in Genua und Den Haag, und sie erlebte, wie im April 1922 zwischen ihrem Chef, dem sowjetischen Volkskommissar Georgi Tschitscherin, und dem deutschen Aussenminister Walther Rathenau ein Vertrag ausgehandelt und in dem kleinen Ort Rapallo bei Genua unterzeichnet wurde.

Mit diesem Vertrag gelang zum erstenmal eine völkerrechtliche Anerkennung des jungen Sowjetstaates. Zugleich erhielt Deutschland mehr Spielraum für seine Verhandlungen mit den Westmächten. Markuscha Fischer betrachtete die Sowjetunion fortan als ihre Heimat, sie wurde Sowjetbürgerin. Die beiden in Berlin geborenen Jungen, Juri und Viktor, waren Doppel-

staatler und schon als kleine Kinder mit ihren Eltern nach Moskau gekommen. Wegen der damals auch für Ausländer schwierigen Wohn- und Lebensbedingungen wurden sie noch einmal für eine Zeit zu Freunden nach Berlin in Pflege gegeben. Sie wohnten im «Roten Wedding», gingen dort zur Schule und waren Junge Pioniere. Nach dem Reichstagsbrand wurden sie über das Sudetengebiet in Richtung Moskau in Marsch gesetzt. Das war gut so, denn Paul Massing, ihr Pflegevater und späterer Freund fürs Leben, wurde alsbald in Berlin verhaftet. Er sass zuerst im berühmigten Columbia-Haus und kam von dort in ein neugeschaffenes Konzentrationslager. Als er Ende 1933 wieder frei war, schrieb er eines der ersten Bücher über die Schrecken der Naziherrschaft: SCHUTZHÄFTLING NR. 880.

Louis und Markuscha Fischer hatten inzwischen in einem Neubau in Moskau eine Wohnung bezogen. Beim Umgang mit den Moskauer Jungen aus der Sywzew-Wrashek-Gasse in der Nähe des Arbat, einer Gegend, bekannt als Wohnort vieler Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler in Vergangenheit und Gegenwart, verwandelten sich die Fischer-Jungen sehr schnell in Jura und Vitja.

Unsere Mutter traf mit Koni und mir im April 1934 in Moskau ein. In unserer schwäbischen Heimatstadt Stuttgart war unser Vater als kommunistischer Arzt und Schriftsteller sehr bekannt gewesen, und so musste er sofort nach dem Reichstagsbrand illegal über die Grenze. Nach etlichen Drohungen und mehreren Haussuchungen folgten wir ihm mit Hilfe von Schweizer Genossen im kleinen Grenzverkehr nach Basel. Später lebten wir zusammen mit unserem Vater, aber ohne Aufenthaltserlaubnis, auf der kleinen Insel île de Bréhat an der französischen Kanalküste. Dort schrieb der Vater sein Drama PROFESSOR MAMLOCK, das am Schauspielhaus in Zürich mit Wolfgang Langhoff und Heinrich Greif seine deutsche Uraufführung hatte. Der Vater fuhr im Herbst 1933 nach Moskau voraus. Er hatte als revolutionärer Schriftsteller eine Zweizimmerwohnung mit Bad und Küche in der Nishni-Kislowski-Gasse erhalten, ein damals kaum vorstellbarer Luxus. Schliesslich reisten wir über Basel, Wien und Warschau dem Vater nach. Auch unsere Wohnung lag in unmittelbarer Nähe des traditionsreichen Arbat, nur wenige Minuten Fussweg vom Kreml, dem Zentrum Moskaus, entfernt.

Etwa zur gleichen Zeit wie wir kam Lothar Wloch mit seinen Eltern und der kleinen Schwester Margot in Moskau an. Er war ein blonder Berliner, stammte aus einer kommunistischen Arbeiterfamilie, die bis heute in der Erinnerung alter Genossen aus Bohnsdorf, einem Vorort im Südosten Berlins, lebendig geblieben ist. Im Hause der Wlochs herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Bei Wilhelm und Erna fanden in jener aufgewühlten Zeit viele junge Menschen Orientierung und Rat. Wilhelm war einer von den gebildeten und marxistisch geschulten Arbeitern, die es gut verstanden, mit den Menschen über ihre Nöte und über die Probleme der Zeit zu sprechen, und die der kommunistischen Partei ihren damals grossen Einfluss verschafften. Auch mit Lothar konnten die Besucher reden, er war ein «dufter Junge». Mit dem angenommenen Töchterlein Maudi, wie Margot genannt wurde, spielten die Genossen.

Im Frühjahr 1933 arbeitete Wilhelm Wloch schon illegal und musste untertauchen. Bei einer der Haussuchungen wurde Erna im Beisein der Kinder mit dem Gummiknüppel so stark geschlagen, dass sie das Gehör auf einem Ohr verlor. Über die Ostsee reisten sie mit falschen Pässen in die Sowjetunion. Kurz danach führte ein Auftrag die Wlochs wieder ins Ausland, die Kinder blieben in Dänemark. Schliesslich landeten sie 1936 im sechsten Stock des Emigrantenhotels Lux in der Moskauer Gorkistrasse, zwei Zimmer schräg gegenüber der Wohnung von Wilhelm Pieck. Über ihren Weg und die Tätigkeit der Eltern war uns damals kaum etwas bekannt. Die Wlochs umgab irgendetwas Geheimnisvolles. Doch dies war in Emigrantenkreisen nicht so ungewöhnlich. Über manches sprach man einfach nicht. Das erste Land des Sozialismus wurde so für die Familien der späteren Troika, wie für viele Emigranten, die dort Zuflucht und Unterstützung in ihrem Kampf gegen den Faschismus gesucht und gefunden hatten, zur zweiten Heimat.

Es war also kein Zufall, dass die Hauptgestalten dieser Geschichte, Vitja, Koni und Lothar, an der deutschen KARL-LIEBKNECHT-SCHULE zusammentrafen. Zuerst lernten sich wohl die Mutter der Fischer-Jungen und Lothars Mutter in der deutschen Schule kennen. Markuscha Fischer bekam mit ih-

rem Gespür für Menschen, die Hilfe brauchten, schnell heraus, dass der junge Berliner beim Einleben in der Sowjetunion Schwierigkeiten hatte. Da Lothar und Vitja in eine Klasse gingen, war es nicht schwer, beide zusammenzubringen.

Auch Koni und ich hatten anfänglich Probleme mit der neuen Umwelt und dem Umgang mit Jungen auf der Strasse. Unsere kurzen Hosen provozierten den Spott, denn selbst die kleinsten Steppkes trugen lang. «Nemez, perez, kolbassa, kislaja kapusta» – Deutscher, Pfeffer, Wurst und Sauerkraut – hallte es in unseren Ohren. Da brauchte man schon ein festes Hinterland, um bestehen zu können. So wurden auch für uns über die Bekanntschaft der Mütter Haus und Hof der Fischers eine Brücke zu der noch unbekanntem Kinderwelt Moskaus. Zur Erleichterung des Umgangs wurden Koni einfach in Kolja und ich in Mischa umgetauft. An mir ist diese Erfindung Jura Fischers seit damals hängengeblieben.

Lothar wurde das führende Mittelpferd des Dreigespanns. Er war etwas älter als die beiden anderen, kräftig, meist ruhig und bestimmt in seinem Auftreten. Für seinen Namen fand sich kein passendes russisches Gegenstück, so hiess er fortan bei den Freunden Lotka.

Vitja glich in vielem seiner Mutter: dunkles Haar, weiche Gesichtszüge, grosse aufmerksame Augen. Im Gegensatz zu seinem damals etwas dick geratenen Bruder, der schon den späteren rastlosen Intellektuellen verriet, war Vitja lebhaft, aber doch ruhig und ausgeglichen, immer zu Spielen an der frischen Luft, zum Schwimmen oder Skilaufen mit den Freunden aufgelegt.

Koni, genau wie Vitja sehr der Mutter zugetan, war eher verträumt. Von den drei Freunden sprach er am wenigsten. An seinen unter der vorstehenden Stirn tiefliegenden braunen Augen liess sich seine Stimmung nur schwer erkennen. Stundenlang konnte er sich allein beschäftigen, er drehte dann meist an seinen dichten dunklen Haaren. Seine Erlebnisse und Gefühle hielt er in Zeichnungen fest. Konis Bilder wurden zu einer Chronik der damaligen Zeit und der Familienereignisse. Sollte bei einem Sommerausflug ans Wasser ein Boot gebaut werden, bestimmte Lothar Art und Grösse, Vitja steuerte die konstruktiven Details bei, während Koni seiner Phantasie mit Vorschlägen zur farblichen Gestaltung des Modells freien Lauf liess.

Der weite Schulweg vom Arbat zum Sucharewskiturm an der Sadowaja, der gros-

3-X 35.

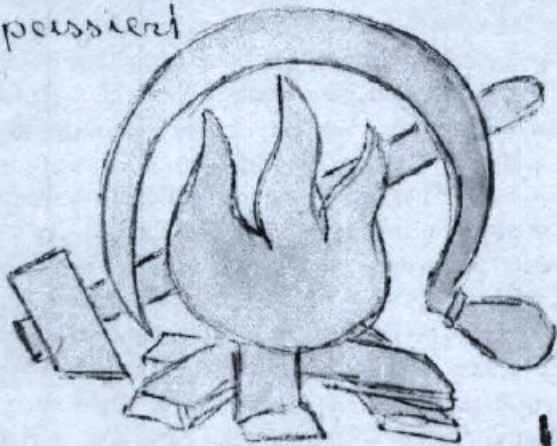
Heute schreiben wir eine Kontrollarbeit in Deutsch. Es wurde festgestellt, daß bei uns im Gliede uneheliche Pioniere sind, die ^{zu} schreiben versuchen. z.B. Unser Gliedeführer ist Hebel, der ^{welcher} so schelte daß ihm sicher die Augen wehtaten.



Aus einem Pioniertagebuch der Karl-Liebknecht-Schule

10-X.35.

Heute war nichts Besonderes passiert



11-X.35

Gesellschaftskunde Stunde
Jon. Lützen kommt in die
Klasse. Stellt eine Frage.
Stille. Noch eine. Stille.
Fabri wird aufgerufen.
Aber auf keine Frage konnte
er antworten. Und nicht
nur Fabri, die ganze Klasse
hat scheinbar nichts gelernt

sen Ringstrasse Moskaus, erschien uns damals wie eine waghalsige Härteprüfung. An westeuropäische Verkehrsbedingungen und Umgangsformen gewöhnt, hatten wir uns beim Sturm auf die total überfüllten Strassenbahnen, das damals einzige Verkehrsmittel, zu bewähren. Die Technik des Sitzens auf den Kupplungen oder das Klammern an die Aussenseite der Tram-bahnwagen beherrschten wir noch nicht. So mussten unsere Lehrer diese Eingewöhnungsschwierigkeiten als Entschuldigung für manches Zuspät-kommen gelten lassen. An der deutschen Schule herrschte eine internatio-nale Atmosphäre. Anfangs, am Gartenring, waren in unserem Gebäude aus-serdem eine Schule für Zigeunerkinder und eine englischsprachige Schu-le untergebracht. Die KARL-LIEBKNECHT-SCHULE wurde auch von den Kin-dern vieler jener Sowjetbürger besucht, die zu irgendeiner Zeit in Deutsch-land gearbeitet hatten und die am Beherrschen der deutschen Sprache inter-essiert waren; in unsere Schule gingen Kinder ungarischer Emigranten und österreichische «Schutzbundkinder». Das waren die Kinder der Teilnehmer des Aufstandes des Schutzbundes, der Kampforganisation der Sozialdemo-kratischen Partei Österreichs, vom Februar 1934 gegen den faschistischen Kurs der Dollfuss-Regierung. Diese Österreicher lebten in einem Internat ganz in der Nähe unserer Wohnung.

In dieser deutschen Schule lernte ein «wilder Haufen» im mehrfachen Sinne des Wortes. Nicht in allen Stunden wurde der ohrenbetäubende Pausenlärm von aufmerksamer Ruhe abgelöst. Nur die Lehrer mit bestem Durchset-zungsvermögen verschafften sich Gehör. Unsere arme Mathelehrerin Fain-berg verliess den Klassenraum weinend und kam nicht wieder. Einiges daran änderte sich mit dem Umzug in das neue Schulgebäude in der Kro-potkinstrasse, einem der ersten Schulneubauten in Moskau.

Es war die Zeit des Aufbaus und des Aufschwungs im ganzen Land. «Das Leben ist besser und froher geworden», hatte Stalin auf dem XVII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gesagt. Bei unserer Ankunft gab es noch Lebensmittelkarten und TORGsIN-Läden, in denen man für De-visen alles erstehen konnte, was das Herz begehrte. Aber wer hatte schon Devisen? Inzwischen war die Lebensmittelrationierung abgeschafft worden,

die Bauernmärkte wurden attraktiver. Bestarbeiter wurden gross herausgestellt und geehrt. Der Kohlekumpel Alexej Stachanow hatte dieser Bewegung den Namen gegeben. Und der Stachanowez unter den Bauarbeitern, Orlow, hatte sich gerade beim Bau der KARL-LIEBKNECHT-SCHULE mit einer Rekordzahl von vermauerten Ziegeln pro Schicht einen Namen gemacht. Die älteren Schüler, unser Pionierleiter Ahrendt und die Väter leisteten 1935 in freiwilligen Arbeitsschichten an Sonnabenden, den Subbotniks, ihren Beitrag zum Aufbau der Schule.

Mit uns besuchten die Kinder anderer bekannter kommunistischer Schriftsteller und Funktionäre die Schule. Marianne Weinert, Peter Florin, Moritz Mebel, Gregor Kurella, Marianne Becher, die Söhne des Bildhauers Will Lammert, Till und Ule Lammert, gehörten zu ihnen. Auf dem Hof zur Kropotkinstrasse fanden Völkerballschlachten statt, in denen zu unserem Ärger die Mannschaft mit den langen Kerlen aus den Klassen der älteren Schüler, zu denen auch Werner Eberlein gehörte, im Vorteil waren. Dieses Spiel kannte man in Moskau nicht, und es lockte manchen Zaungast von der Strasse an. Aufsehen erregte auch unser Tambourcorps. Jedesmal, wenn wir über den Roten Platz marschierten und mit schrillum Ton unserer Querflöten die grossen Blasorchester übertönten, wurden wir über die Lautsprecher begrüsst. Der Sprecher forderte zur Solidarität mit den deutschen Antifaschisten und mit dem von den Faschisten eingekerkerten Ernst Thälmann auf.

Hier an der Schule festigten sich die in der Fischerwohnung geknüpften Beziehungen zwischen Vitja, Koni und Lothar. Sie trafen sich auf dem Schulweg, verabredeten sich unter einem bestimmten Strassenschild am Arbat fürs Kino, stellten sich im grossen Telegrafenamt an der Gorkistrasse unter, wenn sie vom Regen überrascht wurden.

Die drei waren, wie fast alle Kinder ihrer Schule, Junge Pioniere. Die gesellschaftliche Arbeit im Kollektiv der Klasse, in der Pioniergruppe, wurde zum festen Bestandteil ihres Lebens. Fast jeder hatte eine bestimmte Pflicht und gewöhnte sich daran, Verantwortung in der Gemeinschaft zu tragen. Es war einfach schön, zu einer Gemeinschaft von Kindern zu gehören, ein tieferes Gefühl, als wir es schon von unserem Pionierleben in Deutschland kannten. Das war so in der Schule, das war so im Sommerlager der Karl-Liebknecht-Schule bei Kaluga, das den Namen ERNST THÄLMANN trug.

Das Lager befand sich in einem Wald, ganz in der Nähe des Flusses Oka, unweit der Stelle, wo Max Hölz ertrunken war. Ältere Genossen erzählten uns über diese legendenumwobene Gestalt in den revolutionären Kämpfen aus der Zeit nach 1918 im Vogtland und in Sachsen. Wir lernten die Kampflieder jener Jahre und sangen sie begeistert am Lagerfeuer. Das interessante Pionierleben, Wanderungen durch den schönen Wald, bei denen grosse Becher mit Walderdbeeren und Heidelbeeren gefüllt wurden, Volleyballspiel und Baden im Fluss halfen manchem von uns über die einfachen Lebensbedingungen, das ungewohnte, eintönige Essen – meist gab es Buchweizenkascha und Milchkissel – und über das oft heftige Heimweh hinweg. Einige von uns, wie auch Jura und Lothar, hatten das Glück, in das grosse zentrale Pionierlager ARTEK auf der Krim fahren zu dürfen. Darüber wurden natürlich Artikel für die Wandzeitung und die Tagebücher der Gruppen geschrieben, die in unserem Pionierleben eine grosse Rolle spielten. So prägte diese Zeit in jedem von uns Bedürfnisse und Erwartungen für das ganze spätere Leben. Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer grossen Gemeinschaft, das Wissen, nicht auf sich allein angewiesen und auch für andere dazusein – das waren Eigenschaften, die im Leben eines jeden Troikahelden eine entscheidende Rolle spielen sollten, so sehr sich ihre künftigen Wege auch voneinander unterscheiden würden. Die Zeitungen, die politischen Nachrichten aus der Heimat, der Kampf um die Befreiung Ernst Thälmanns und natürlich die Vorgänge im Sowjetland gehörten zu unserem Alltag. Das Wort Solidarität wurde zu einem unverlierbaren Begriff und bekam einen festen Sinn und Inhalt für uns alle.

Einer unserer Helden von damals war Georgi Dimitroff. Der Sieger im Reichstagsbrandprozess war in Moskau stürmisch begrüsst worden. Er hatte den selbstherrlichen Potentaten Hermann Göring während des Prozesses völlig aus der Fassung gebracht, als er mit seinen Fragen das Lügengebäude von einer angeblichen kommunistischen Brandstiftung entlarvte. Nun war er freigeekämpft.

In jenen Tagen erwartete Moskau auch die Ankunft der in der Arktis geretteten Besatzung des gesunkenen Schiffes TCHELJUSKIN. Das Schicksal dieser Menschen, die wochenlang, auf einer gefährdeten Eisscholle schwimmend, um das Überleben gekämpft hatten, die Geschichte vom Baby, das

dort zur Welt gekommen war, und die seiner Mutter, all das hörte sich an wie ein Märchen, hatte unsere ganze Anteilnahme. Die von mehreren Fliegern unter schwierigsten Bedingungen mutig durchgeführte Rettungsaktion verfolgten wir Kinder natürlich in all ihren Phasen mit grösster Spannung. Die Namen der Flieger Lapidewski, Kamanin und Lewanewski waren in aller Munde, und schon die Erscheinung des Leiters der Expedition, Otto Juljewitsch Schmidt, eines Gelehrten mit bis zur Brust reichendem Rauschbart, beeindruckte uns alle.

Der Funker der Expedition, Ernest Krenkel, bewies bei der ersten Landung einer sowjetischen Arktisexpedition auf dem Nordpol einige Jahre später noch einmal, aus welchem Holz diese Forscher geschnitzt waren. Nach der Rettungstat für die Tscheljuskinleute wurde der Ehrentitel HELD DER SOWJETUNION eingeführt und erstmalig verliehen. Ja, das waren für uns Jungen Helden. Wir erlebten sie auf dem Roten Platz, wo die Teilnehmer der Expedition und die Flieger neben dem Lenin-Mausoleum Aufstellung genommen hatten. Beim Vorbeimarsch waren wir alle von Begeisterung erfüllt. Natürlich galt der Beifall auch Stalin und den anderen Führern von Partei und Regierung, die man auf der Empore des Mausoleums sehen konnte.

Vielleicht entstand damals in Lothar, dem Älteren der Troikafreunde, der Wunsch, es diesen Helden gleichzutun und Flieger zu werden. Die eigene Person zurückzustellen, alles für das Wohl anderer einzusetzen und dabei unerschrocken Gefahren zu überwinden – das war nach seinem Geschmack, das hatte er bei seinem Vater gelernt.

Einige Jahre später wiederholte sich ein ähnliches Schauspiel. Valeri Tschkalow überbrückte als erster Flieger im Nonstopflug über den Pol die Entfernung von Moskau bis Vancouver. Zeitungen und Rundfunk berichteten von einem sympathischen, gebildeten, mit vielen nachahmenswerten Eigenschaften ausgestatteten Piloten. Bei schwierigen Testflügen hatte er Intelligenz und Kaltblütigkeit bewiesen. Seine Rückkehr nach Moskau brachte Millionen Menschen an die Strassenränder, die Konfettiparade zur Begrüssung wurde zum Triumphzug. Von da an erhielt Lothar, der Junge aus Bohnsdorf, den Beinamen «Tschkalow».

In diesen ersten Jahren der Troika veränderte Moskau sein Gesicht.

Von «unserem» alten Arbat wurden die Strassenbahnschienen entfernt. Bauern in Bastschuhen und Pferdefuhrwerke waren immer seltener zu sehen, dafür konnte man die Autos nicht mehr zählen. Auf unserem Schulweg kamen wir an einem Schacht, ähnlich dem eines Bergwerkes, vorbei: Die Metro wurde gebaut. Die Metrostrojewzy, die Erbauer der Metro, konnten wir in ihrer Spezialkleidung in natura und auf zahlreichen Agitationsplakaten bewundern. Ganze Strassenzüge, schöne alte Gebäude an der früheren Twerskaja, der jetzigen Gorkistrasse, wurden über Nacht zur Seite geschoben, um grösseren repräsentativen Neubauten Platz zu machen. So stehen sie heute noch. Moskau war im Umbau. Natürlich konnten die an den Magistralen entstehenden vielgeschossigen Neubauten im Stil jener Jahre, der allen Anhängern des Dessauer Bauhauses das Blut in den Adern erstarren lassen muss, nicht das schlimme Wohnungsproblem lösen, nicht einmal lindern, und der Komfort blieb bescheiden. Aber das war ein Beginn mit neuen Massstäben, ein Blick in die Zukunft, ebenso wie die Metro mit ihren unterirdischen Stationen, die Palästen gleichen. Selbst die Mikojanschen Würstchen gehörten dazu und das Speiseeis, das man auf den Strassen und Plätzen zu jeder Jahreszeit ass. Das hemmungslose Ausspucken von Schalen der Sonnenblumenkerne, das noch während unseres ersten Bekanntwerdens mit Moskau gang und gäbe war, liess allmählich nach.

In diesem Moskau der dreissiger Jahre fühlten sich die Jungen der Troika immer mehr zu Hause. Sie teilten das Leben ihrer russischen Altersgefährten. Im Sommer reichte eine lange Hose und ein damals als schick geltendes Turnhemd, an den Füßen Turnschuhe oder Sandalen. Für den Winter hatte man einen Mantel, eine flotte Schapka und bei grossem Frost noch Filzstiefel. Schlittschuhe konnte man überall in den Parks, die sich in riesengrosse natürliche Eisbahnen verwandelten, für wenig Geld ausleihen.

Unmerklich nahmen die Jungen Eigenschaften russischer Menschen an. Viel ist über die «russische Seele» gerätselt worden. Reisende und Dichter haben versucht, sie zu beschreiben. Auf unsere Eltern, auf unvoreingenommene Besucher, auf ausländische Arbeiter, die damals in grosser Zahl an der Errichtung der ersten Grossbauten des Sozialismus beteiligt waren, übten viele dieser Eigenschaften starke Anziehungskraft aus. Es war die gast-

freundliche Aufgeschlossenheit, die Bereitschaft, Tisch und Bett, das Letzte mit dem Gast oder Nachbarn zu teilen, dem Freund zu vertrauen und alles für ihn zu tun. Vielleicht färbte auf die jungen Sowjetbürger auch einiges vom Überschuss an Lässigkeit, von einer bestimmten Geringschätzung von Ordnung und Disziplin, auch der Freude an Geselligkeit und an feuchtfröhlichen Feiern in jenen Jahren ab. Sicher gehört zu den Eigenschaften des russischen Volkes die Fähigkeit, jedes Opfer zu bringen, ungeahnte Kraft zu entwickeln und die Hand zur Faust zu ballen, wenn es gefordert oder herausgefordert wird.

Welche Rolle bei dieser bevorstehenden grössten Herausforderung durch den Krieg die unter schweren Belastungen vollzogene Kollektivierung, die sozialistische Umgestaltung auf dem Lande, die unter Stalin durchgesetzte Industrialisierung für die weitere Geschichte des Landes haben sollten, darüber würden wir später streiten. Damals waren die Worte Stalins für uns, die Jungen Pioniere und späteren Komsomolzen, über jeden Zweifel erhaben. Das in jenen Jahren von den Sowjetmenschen mit dem Elan des Aufbruchs, aber auch unter grossen Opfern geleistete war untrennbar mit dem Namen Stalins verbunden. Mag die Begeisterung über die ersten Früchte des sozialistischen Aufbaus von ausländischen Besuchern belächelt worden sein, mag vieles von dem, was später entstand, modernerem Geschmack und gewachsenen Anforderungen nicht standhalten, es war nach so vielen Jahren der Not und Entbehrung ein Anfang, der Start eines Riesenlandes auf dem Weg aus der Finsternis und der wirtschaftlichen Rückständigkeit in eine neue Zeit des Sozialismus. Und die mit andauerndem Verzicht auf viele Annehmlichkeiten des Lebens verbundene Beschleunigung des Entstehens von grossen Industrierwerken diente als notwendige Vorbereitung auf die harten Prüfungen des Krieges. Manche Vorzüge des Sozialismus sind inzwischen offenkundig und anerkannt. Vieles, auch Entscheidendes, muss in der Praxis von heute noch bewiesen werden.

Sicher gab es damals schon das andere, das den sozialistischen Idealen zu tiefst Fremde. Für viele, auch für die Jungen der Troika, war es noch nicht

deutlich erkennbar. Seine Entwicklung und den furchtbaren Umfang vermochten wir auch nach Jahren noch nicht völlig zu erfassen.

Am 1. Dezember 1934 wird in Leningrad der Erste Sekretär der dortigen kommunistischen Parteiorganisation Sergej Mironowitsch Kirow, ein aus der Revolutionszeit bekannter Funktionär, von einem ehemaligen Mitarbeiter des Parteiapparates, Leonid Nikolajew, ermordet. Dieser Mord erschüttert die Menschen im ganzen Land. Kirow ist sehr bekannt und beliebt. Die Trauerfeier und die Beisetzung in Moskau an der Kremllmauer hinter dem Mausoleum, bei der Stalin und alle anderen Führer dem Toten die Ehre erweisen, findet unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung statt. Mit diesem Mord, seine Hintergründe konnten bis zum heutigen Tag nicht aufgeklärt werden, erhält das Wort Wachsamkeit einen neuen und besonderen Klang. In den folgenden Jahren setzen Verhaftungen und Verfolgungen ein, die immer grösseren Umfang annehmen. Im Umfeld unserer Familien verschwinden zuerst Väter von russischen Mitschülern, die in Deutschland tätig gewesen waren, dann werden Väter unserer deutschen Klassenkameraden und einzelne Lehrer unserer Schule verhaftet.

Koni ist gerade zehn, als er in dem von Gustav von Wangenheim gedrehten Film KÄMPFER eine Rolle erhält. Dieser Film dokumentiert den unbeugsamen Willen Georgi Dimitroffs und die Bedeutung seines Auftretens vor dem Gericht in Leipzig für den antifaschistischen Kampf in Deutschland während des Reichstagsbrandprozesses. In ihm wirkt eine grosse Zahl emigrierter deutscher Schauspieler und Laiendarsteller mit, darunter Lotte Lobbinger, Heinrich Greif und Bruno Schmidtdorf. Auch aus dem Kreis dieser Bekannten und Freunde werden mehrere abgeholt.

Im Hotel Lux ziehen immer mehr Angehörige von Verhafteten aus dem Hauptgebäude in die Gemeinschaftswohnungen auf dem Hinterhof. Zu den ersten betroffenen Familien gehören die Wlochs.

In den Ämtern, Betrieben und Schulen werden die Bilder bekannter Politiker und Militärs abgenommen. Von den Bildern fünf gerade erst ernannten Marschällen der Sowjetunion bleiben nur die Woroschilows und Budjonys, die der anderen Helden des Bürgerkrieges Tuchatschewski, Blücher und Jegorow müssen entfernt werden. Das war alles so dunkel, verworren, nicht zu erklären . . .

Es beginnen grosse öffentliche Prozesse gegen die prominenten «Feinde des Volkes». Ein schlimmes Wort. . . Louis Fischer nimmt als Journalist an den Prozessen gegen Menschen teil, von denen er viele persönlich kennt und an der Seite Lenins erlebt hat. Georgi Sinowjew sitzt jetzt auf der Anklagebank. Fischer verkehrt in der Familie Sinowjews wie auch in denen vieler anderer, später angeschuldigter führender Persönlichkeiten. Sinowjew war mit Lenin im April 1917 von dem Schweizer Genossen Fritz Platten aus der Emigration im plombierten Eisenbahnwagen durch Deutschland und über Schweden nach Russland gebracht worden. Platten besuchte uns öfter in unserer Moskauer Wohnung, auch er ist eines Tages verschwunden.

Die Zeit der Prozesse führt zu einer Wende in der Haltung Louis Fischers gegenüber der Sowjetunion. Seit 1922 hatte er als bürgerlicher amerikanischer Korrespondent mit zunehmender Sympathie über dieses Land berichtet und Lenin damals selbst erlebt. Später, in seiner Autobiographie *MEN AND POLITICS* berichtete er über diese Begegnung mit Lenin. Sie ergab sich während einer Tagung des Zentralen Exekutivkomitees Russlands im Oktober jenes Jahres, zu der Lenin nach seinem ersten Schlaganfall mit Genehmigung der Ärzte zum erstenmal wieder erscheinen und fünfzehn Minuten reden durfte. Auf Wunsch der Teilnehmer der Tagung wurde ein Foto gemacht, auf dem Louis Fischer in einer Reihe mit Lenin, Kamenew, Sinowjew und Kalinin zu sehen ist.

Fischer war ein Freund des Sowjetlandes, nie aber Kommunist, nie Mitglied einer Partei. Er glaubte damals, die Sowjetmacht habe, trotz aller Repressionen, den Arbeitern, Bauern, den Frauen, der Jugend und den nationalen Minderheiten eine neue Freiheit gebracht, und die Diktatur werde sich mit der Zeit zu einer realen und neuartigen Demokratie entwickeln. Mancher liberale Amerikaner erhielt aus den Büchern und Artikeln Fischers erste Informationen über die Lehren Lenins und über die Umwälzungen in Sowjetrussland nach der Oktoberrevolution. Als die Repressalien der dreissiger Jahre bekannt wurden, hatte Fischer noch gehofft, die 1936 beschlossene neue Verfassung der UdSSR werde einen wichtigen Schritt in Richtung auf ein von sozialistischer Demokratie geprägtes Leben darstellen. Das wäre in Lenins Sinn gewesen. Die Erlebnisse zerstörten seinen Glauben.

Erst nach dem Tode Stalins im März 1953 wurde bekannt, auf welche Weise die Schauerverfahren zustande gekommen und in welchem Umfang unschuldige Menschen, darunter viele hervorragende Kämpfer der Revolution und der kommunistischen Bewegung, Opfer der Willkür geworden waren. Unter den Toten war auch Lothars Vater, Wilhelm Wloch.

Es ist schwer, im Rückblick nachzuvollziehen, wie wir diese Vorgänge in uns aufgenommen haben. Noch viel schwieriger, fast unmöglich ist es, diese Zeit einem jungen Menschen von heute verständlich zu machen. Es war ja nicht so, dass unser Leben nur von Angst und Schrecken geprägt gewesen wäre, dass wir das Sowjetland nun weniger als unsere sozialistische Heimat empfanden und unsere Kindheit und Jugend weniger froh erlebt hätten.

Vieles war widersprüchlich. Bei Kontakten mit den betroffenen Familien sprach niemand darüber. Die meisten glaubten an einen Irrtum, an Folgen bössartiger Denunziation. Einige der Verhafteten kamen wieder frei, auch solche, für die sich andere eingesetzt hatten. Die Freigelassenen sprachen selten über das Erlebte, auch sie nährten aber die Hoffnung, es handle sich um Missverständnisse, die sich klären würden.

So ist es zunächst auch bei Wilhelm Wloch. Bis zuletzt glaubt er selbst an einen Irrtum oder Übergriff untergeordneter Organe. Bei einer der letzten Begegnungen soll er gesagt haben: «Genosse Stalin weiss nichts davon.» Der Glaube an Stalin war nicht erschüttert. Er blieb die Verkörperung unserer Sache, einer edlen und guten Sache. Wir erfuhren von der Verhaftung des Vaters unseres Lotka erst später, als Erna mit den Kindern bei uns Zuflucht fand. Vorher hatte sie bei Markuscha und bei unserer Mutter angefragt, ob uns Kindern der weitere Umgang mit ihrer Familie zugemutet werden könne. Für uns war das selbstverständlich. Mit allen Freunden verkehrten wir wie vorher.

Als die Mutter unserer Halbschwester Lena in der Autonomen Republik der Wolgadeutschen, wo sie mit vielen anderen deutschen Emigranten lebt, verhaftet wird, nimmt unsere Mutter die kleine Lenotschka ohne Zögern bei uns auf. Unsere Mutter, die Meni, von vielen in Moskau liebevoll El-otschka genannt, ist inzwischen genauso wie Markuscha Fischer eine

Adresse für viele, die Hilfe und Trost suchen. In welchem Umfang dies geschah und welcher Mut damals dazugehörte, wurde uns, wie manches andere, erst viel später bewusst. Natürlich wurde vieles von uns ferngehalten, teils um uns zu schonen, aber auch, weil sich die Älteren selbst vieles nicht erklären konnten. Manche Erkenntnisse sollten uns in den späteren Jahren bevorstehen, auch dann noch, als wir glaubten, die Welt schon erkannt zu haben.

Willkür, Ungerechtigkeit und Grausamkeit passen so gar nicht zu all dem, was wir von unseren Eltern, unseren nächsten Freunden, in der Schule, in den von uns geliebten Filmen und Büchern über die Revolution, über die Ziele und Ideale des Kommunismus erfahren und tief in unser junges Bewusstsein aufgenommen haben. Wir begannen schon früh, in den Büchern von Marx, Engels und Lenin zu lesen. Deren Ideen sind für uns lebendig in dem Land, das uns immer mehr zur Heimat wird, das wir lieben, deren Menschen unsere Freunde sind und bleiben, dessen Sprache und grosse Kultur wir immer besser beherrschen und schätzenlernen. Nicht die dunklen Schatten bestimmen unser Leben und Denken.

Die Bedrohung liegt für uns draussen, ausserhalb des Landes, die vom Faschismus ausgehende Gefahr ist für uns ständig gegenwärtig. Das Drama des Vaters PROFESSOR MAMLOCK wird mit grossem Erfolg auf den Bühnen gespielt, ein Film ist im Entstehen.

Italiens Mussolini überfällt Abessinien. Die Zeitungen und Wochenschauen berichten darüber und über Kriegsvorbereitungen in Deutschland. Der in unserer alten Heimat vor sich gehende Kampf, die Verfolgungen der Nazi-gegner sind uns bewusster als manches in unserer Nähe. Viele Kinder eingekerkert und von den Nazis hingerichteter Antifaschisten sind unter unseren Freunden.

Das grosse Solidaritätserlebnis unserer Jugend wird der Bürgerkrieg in Spanien. Jahr für Jahr verfolgen wir jeden Tag den heldenhaften Kampf der Republikaner gegen die von Hitler und Mussolini unterstützten Franco-Putschisten. Väter unserer Mitschüler kämpfen in den Internationalen Brigaden. Louis Fischer steht in engem Kontakt mit der republikanischen Regierung Negrin, und über Jura und Vitja Fischer lernen wir in Moskau den Sohn

des Ministerpräsidenten, Miguel Negrin, kennen. Dann fährt Louis Fischer selbst nach Madrid und widmet sich ganz der Verteidigung der Republik. Sein sonst recht nüchterner journalistischer Stil ist leidenschaftlich, wenn es um Spanien geht. Für ihn wird dieses Land zum «Russland des Mittelmeeres». Nach drei Monaten in Spanien wirbt er auf einer Vortragstournee in den USA um Spenden und Freiwillige für die Internationalen Brigaden. Fischer genießt das Vertrauen Negrins, bei gelegentlichen Besuchen in Moskau übermittelt er dessen persönliche Lagebeurteilung an Georgi Dimitroff und an Aussenminister Litwinow, von denen er empfangen wird. Zu Litwinow hat er seit langen Jahren engen persönlichen Kontakt. Bei solchen Besuchen überfällt ihn in Moskau jedesmal ein regelrechtes Spanienfieber. Fragen über die inneren Vorgänge in der Sowjetunion wehren die Freunde ab: Spanien ist wichtiger, sagen sie. Wenn wir in Spanien gewinnen, werden wir auch hier glücklich sein.

In unserem Kino am Arbat lassen wir keine Wochenschau aus; Dolores Ibarruri wird zum Symbol des kämpfenden Spaniens. Voller Anteilnahme verfolgen wir die Kämpfe. Spanische Plakate hängen in unserem kleinen Kinderzimmer. Stolz tragen wir die Schiffchen der spanischen Republikaner als Kopfbedeckung.

Auch unser Vater bemüht sich um eine Ausreise nach Frankreich, um von dort aus weiter nach Spanien zu fahren. Nach Vaters Abreise setzt sich Koni hin und zeichnet eine Bildergeschichte über diese Reise bis zur Rückkehr, so wie er sie sich vorstellt. Diese Bilder haben die Zeiten überdauert. Wie nahe war uns Spanien!

Die Einreise nach Spanien gelingt unserem Vater nicht mehr. Die Nichteinmischungspolitik der Westmächte schliesst die Grenzen. Ernst Busch jedoch ist noch dort, unser Ernst! Mit ihm gemeinsam hatten wir im Jahr des Beginns der Kämpfe, 1936, im Säulensaal des Gewerkschaftshauses von Moskau das LIED VON DER EINHEITSFRONT, DIE MOORSOLDATEN und viele der anderen Lieder gesungen, denen Koni 45 Jahre später ein filmisches Denkmal setzen sollte.

Welche Rolle haben diese Lieder in unserem Leben, im Leben ganzer Generationen gespielt! Gesungen von Ernst Busch und Paul Robeson, begleiteten sie uns bis weit in die Nachkriegszeit hinein. Jede Etappe eines Freiheitskampfes hat ihre Sänger und ihre Lieder, Lieder der Siege und Lieder

der Niederlagen. Harry Belafonte, Miriam Makeba und Isabel Parra wecken in unseren Tagen in jungen Menschen Gefühle der Solidarität mit den um ihre Freiheit kämpfenden Völkern in Amerika, Südafrika oder in Asien. Victor Jara sang in Chile und wurde nach seiner feigen Ermordung unsterblich. Wieviel Hoffnungen verbanden sich, als das faschistische Regime in Portugal gestürzt war, mit der GRANDOLA, dem Lied von der Nelke. Bis zu seinem Tode hörte Koni im Krankenhaus immer wieder die Schallplatte des von ihm so verehrten Mikis Theodorakis mit dem GROSSEN GESANG nach dem wunderbaren Poem Pablo Nerudas. Theodorakis selbst hatte sie ihm mit einer Widmung geschenkt. So wie die jungen Menschen heute ihre besten Gefühle für die um Freiheit und Menschenwürde Kämpfenden entdecken, so fühlten wir damals mit den tapferen Spaniern, die unter der Losung «No pasaran» den Faschismus zu stoppen versuchten. No pasaran – sie werden nicht durchkommen. Auch als die Wege des Schicksals die Troika weit auseinandergebracht hatten, konnte keiner der drei ohne tiefe innere Bewegung an das Erlebnis Spanien, an die Ankunft der kleinen spanischen Kinder und an deren rührende Aufnahme in der Sowjetunion, an die Filme und die Lieder jener Jahre zurückdenken. In ihnen schwang so vieles von dem mit, was alle drei seit Beginn ihres bewussten Denkens aus den Träumen aller Freiheitskämpfer früherer Zeiten in sich aufgenommen hatten. Die grossen Ideale und die moralischen Werte der russischen Revolution und ihrer Vorkämpfer hatten tiefe und bleibende Spuren in die Herzen und Hirne der Jungen eingegraben. Die Helden der Lieblingsfilme TSCHAPAJEW, den Koni 1936 mit gezücktem Säbel zeichnet, WIR AUS KRONSTADT, die MAXIM-Trilogie oder die Leninfilme jener Jahre stellten für sie keine Phantome dar, es waren Vorbilder, nachahmenswert in ihrer Bereitschaft, sich mit ganzer Person für das Wohl der arbeitenden Menschen einzusetzen, alles, wenn es sein muss, auch das Leben, für die revolutionäre Sache zu geben.

Inzwischen besuchen wir russische Schulen. Es ist der Wille unserer Eltern, dass wir Kinder uns möglichst schnell in dem Land einleben sollten, das nun für längere Zeit unser Zuhause sein würde, dass wir uns nicht isolierten, wie manche andere Emigranten dies taten, dass wir die Sprache und die Ge-

wohnheiten der Altersgefährten kennenlernen und an deren ganz normalem Leben teilnehmen sollten.

Die 110., die FRIDTJOF-NANSEN-SCHULE, in die Vitja Fischer und wir beiden Wolf-Söhne mit anderen vormaligen LIEBKNECHT-Schülern kamen, war ein ehemaliges Gymnasium, gelegen im Mersljakowski pereulok. Nicht weit von unserer Wohnung am Arbat entfernt, liegt diese Gasse inmitten eines altehrwürdigen Moskauer Viertels zwischen Arbat, Worowskistrasse und der ebenfalls ins Zentrum führenden Strasse, die den Namen des revolutionären Demokraten aus dem 19. Jahrhundert, Alexander Herzen, trägt. Obwohl an der Schule kaum noch Nachkommen der «Ehemaligen», des Adels und der alten Intelligenz, zu finden waren, herrschte an ihr doch ein besonderes Klima. Die Schule hatte einen guten Ruf, und ihr Direktor, Iwan Kusmitsch Nowikow, genoss hohes Ansehen, auch bei den Schülern. Er führte in den Klassen selbst die sogenannte «Zeitungsstunde» durch; in ihr kamen die Schüler regelmässig zu Wort und wurden zum selbständigen Kommentieren aktueller politischer Ereignisse angeregt. Doch es war nicht nur das. Die reichen Schätze der russischen Kultur, ihre Musik und bildende Kunst lebten mit den Schülern. Die Lehrer taten das Ihre: Konzertbesuche und Gespräche über in den Museen gesehene Gemälde gehörten genauso selbstverständlich zu unserem Lebensinhalt wie die alten Sagen und die ganze schöne Literatur von Puschkin bis Jessenin und Majakowski. Aber auch Heine, Galsworthy und Hemingway verschlangen und diskutierten wir heiss. Die Wandzeitungen, die die miteinander im Wettstreit liegenden Schulklassen zu einem der immer wieder zu begehenden Jubiläen anfertigten, waren richtige Kunstwerke.

In unserer Wohnung verkehren Theaterleute und Schriftsteller aus der ganzen Welt. Genau uns gegenüber wohnt Wsewolod Wischnewski, Freund und Übersetzer der Stücke des Vaters. Er ist ein angesehenener Schriftsteller, Autor der OPTIMISTISCHEN TRAGÖDIE, jenes Dramas über den Bürgerkrieg, und des Films WIR AUS KRONSTADT. Nach der Revolution hatte er als Matrose an vorderster Front gekämpft und war MG-Schütze in Budjonny's Reiterarmee gewesen. An Feiertagen legt er seine Marineuniform mit allen Orden an, und Koni ist natürlich stolz, wenn er an der Seite Wischnewskis die

Paraden auf dem Roten Platz erleben darf. Für mich übernahm er die Bürgerschaft bei der Aufnahme in den kommunistischen Jugendverband, den Komsomol. Viele Schriftsteller und ihre Kinder lernen wir in den Ferienlagern und Heimen des Schriftstellerverbandes kennen. Auch bei den Fischers geht die Intelligenz ein und aus. Sergej Eisenstein, Regisseur des PANZERKREUZERS POTESKIN, informiert sich hier, meist auf dem Klo der Fischers, in den amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften über Neues aus aller Welt. Sein Kameramann, Eduard Tisse, ist ein Freund der Fischers, ebenso der Journalist Sergej Tretjakow, der auch unseren Vater gut kennt, der ihn in Stuttgart besucht und über ihn einen Artikel geschrieben hatte. Paul Robeson verkehrt bei den Fischers.

Jura, mein Alterskamerad, ist inzwischen ein hundertprozentiger Komsomolze geworden. Seine 32. LEPESCHINSKI-MUSTERSCHULE liegt in unmittelbarer Nähe des Kreml und wird von den Kindern Mikojans und vieler anderer Prominenter besucht. An der Schule herrscht ein besonderer politischer Ton, auch wegen der linienfesten Direktorin. Die Tochter Stalins, Swetlana, die Jahrzehnte später in den USA den Weg der Fischers mehrfach kreuzen wird, lernt in der naheliegenden 25. Schule gemeinsam mit anderen uns bekannten Kindern deutscher Emigranten.

Bei den Wlochs sieht alles ganz anders aus. Nach dem Umzug in ein winziges Zimmer in der Steinbaracke im Innenhof des Hotels Lux beginnt für sie eine schwere Zeit. Der Umgang mit anderen betroffenen Familien macht das Leben nicht leichter. Erna Wloch sucht Arbeit und bekommt sie nicht. Lothar, seinem Wesen entsprechend, wird sehr schnell zum verständnisvollen Freund und helfenden Partner der Mutter und ist bemüht, die Rolle des Familienoberhauptes auszufüllen. Beide versuchen, die täglichen Sorgen vom Nesthäkchen Margot fernzuhalten. Lange wird ihr erzählt, «Vatchen» habe aus dem Ausland geschrieben, lasse schön grüssen und erwarte, dass sie in der Schule gut lerne und fleissig sei. Tatsächlich sind Margot und Lothar gute Schüler. Margot spricht bald Russisch wie eine Moskauerin. Sie wird Margoschka genannt, hat russische Freundinnen und fühlt sich in deren Mitte wohl. Doch lange lässt sich die Wahrheit nicht vor ihr verbergen. Sie

ist dabei, als die Mutter ihre wunderschönen Kimonos, Seidenblusen und das chinesische Mah-Jongg-Spiel aus Elfenbein und auch den Pelzmantel verkauft, um die notwendigsten Lebensmittel beschaffen zu können. Dann erlebt sie, wie sich Erna an den verschiedenen Haftanstalten anstellt und wartet, bis ihr Buchstabe aufgerufen wird, um Geld einzuzahlen. Kann dies geschehen, weiss man, dass «Vatchen» dort und am Leben ist.

Leichter wird es für sie, als unsere Mutter der Wloch-Familie vorschlägt, zu uns zu ziehen. In der Wohnung wird es recht eng, aber im Sommer gibt es Peredelkino.

Peredelkino! Diesen kleinen, malerisch gelegenen Vorort von Moskau, eine knappe Bahnstunde vom Kiewer Bahnhof entfernt, hatten sich die Schriftsteller für eine Siedlung ausgesucht. Mit dem wachsenden Erfolg seiner Stücke hatte unser Vater die Möglichkeit und auch einiges Geld, dort ein Stück Land zu pachten und zu bebauen. Von dem mit Birken bewachsenen Grundstück am Rande der Siedlung öffnet sich der Ausblick über ein freies Feld auf den Bach, der sich zum Dorfteich schlängelt, und zu einem Hügel mit dem kleinen Friedhof und der alten orthodoxen Kirche.

Ein Bekannter der Wlochs hatte eine gute Idee: Von einem Zeitungsverlag beschaffte er kostenlos die Kerne der verarbeiteten Papierrollen, ein billiges Baumaterial. Dieser Bekannte entwarf ein Doppelhaus. Vor die Wolfsche Hälfte projektierte er eine grosszügige Holzveranda, deren Dach von oben als Balkon zu nutzen war. Die andere Hälfte des Hauses übernahmen die mit unserem Vater gut bekannten Asja Lacis und Bernhard Reich, ein mit der Entwicklung des Theaters in Deutschland eng verbundenes Ehepaar. Asja, die aus Lettland stammende Revolutionärin, leitete in Moskau ein lettisches Theater, an dem Stücke des Vaters gespielt wurden. Bernhard Reich, der zu den engsten Freunden und Mitarbeitern Bertolt Brechts gehörte, war schon Anfang der dreissiger Jahre als Theaterwissenschaftler nach Moskau gegangen. Zu uns Jugendlichen gehört Dagmar, genannt Daga, die Tochter Asjas.

Es entsteht ein einfaches, schönes, bald von allen geliebtes Sommerhaus. Für die Troika wird es das Paradies. Lothar, der Emsige, Zielstrebige, stets zu jeder Arbeit bereit, führt den Trupp bei den Erdarbeiten, später bei der Pflege des von Meni liebevoll angelegten Gemüse- und Kräutergarten.

Auch die Fischers leisten ihre Aufbauschnitten. Einmal bringen sie Paul Massing mit. Er, der Berliner Pflegevater der Fischerjungen, war ein bemerkenswerter Mann. Damals Ende Dreissig, äusserlich ruhig und zurückhaltend, von athletischer Statur, sah er sehr gut aus. Wir hatten sein Buch über die unter den Nazis erlittenen Torturen gelesen. Schon allein deshalb war er für uns ein Held. Von Beruf Agrarwissenschaftler, sympathisierte er, wie viele junge Marxisten, schon seit den zwanziger Jahren mit der Sowjetunion. Er wurde Mitarbeiter einer wissenschaftlichen Zeitschrift des Moskauer Agrarinstituts. So kam er nach Moskau, wo er auch die Fischers kennenlernte. Gemeinsam mit Dr. Arvid Harnack gründete er 1931 in Deutschland die ARBEITSGEMEINSCHAFT ZUM STUDIUM DER SOWJETISCHEN PLANWIRTSCHAFT (Arplan). Das erfuh ich übrigens erst jetzt, beim Schreiben dieser Zeilen. Heute weiss ich, dass Arvid Harnack zum Zeitpunkt unseres Bekanntwerdens mit Paul Massing den gefährlichen Kampf an der unsichtbaren Front im Zentrum der Kriegsvorbereitungen Hitlers aufgenommen hatte. Harnack war der Kampfgefährte von Harro Schulze-Boysen in der später nach beiden benannten antifaschistischen Widerstandsorganisation, und er wurde gemeinsam mit seinen Kameraden am 22. Dezember 1942 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. An dieser Stelle verknoteten sich, wie so oft, die Schicksalsfäden der Geschichte.

In jenem Sommer in Peredelkino ahnte keiner von uns etwas von der konspirativen Arbeit, die Paul Massing für die Sowjetunion leistet. Keiner weiss, dass auch er in Moskau jeden Tag mit seiner Verhaftung rechnet. Dank der amerikanischen Pässe, die er und seine Frau besitzen, ist er ihr vermutlich entgangen. Damals ist Paul unser Kumpel, er versteht es, uns interessant zu unterhalten und zu beschäftigen. In seinem Hotel gibt es auf Bons ein phantastisches Essen, mit dem er uns bewirtet. In den Gängen können wir Räuber und Gendarm spielen. Nur beim Schach lässt er keinen von uns gewinnen.

Zur selben Zeit gehören auch die Söhne der Familie Lammert zur immer grösser werdenden Wolfschen Kolonie in Peredelkino. Der nach Moskau emigrierte deutsche Bildhauer Will Lammert ist ohne Arbeit und Aufträge, er hat keine eigene Wohnung; seine Frau Hete arbeitet als Ärztin im Schutz-

bundkinderheim; deshalb leben ihre Söhne Till und Ule mit den österreichischen Kindern in diesem Internat. Die Lammerts nehmen das Angebot an, sich in der Wolfschen Datscha einzumieten. Sie bauen die untere Etage winterfest aus, und so ist der jüngere Sohn Ule zu dieser Zeit gewissermassen ein in der Troika mitlaufendes Pferd. Später wird er zum treuen Freund unserer Familie.

Im nächsten, besonders schönen Sommer, unser Vater ist schon in Frankreich, Asja Lacis verhaftet, wird Peredelkino noch einmal zum Treffpunkt vieler Freunde der Familie. Hans Rodenberg und Alfred Kurella mit seinem Sohn Grischa sind häufige Gäste. Den ganzen Sommer über wohnt Eva Siao mit ihrem kleinen, eben geborenen Söhnchen Lion auf unserer Datscha. Eva ist deutsch-jüdischer Abstammung und hatte schon seit 1930 mit ihrem Bruder in Schweden gelebt. Bei einer Touristenreise in die Sowjetunion lernte sie am Schwarzen Meer den in Moskau lebenden chinesischen Schriftsteller und Kommunisten Emi Siao kennen. Es wurde eine Liebe auf den ersten Blick und eine Verbindung für ihr beider ganzes Leben voller Abenteuer und schwerer Prüfungen.

Das Baby hiess Lion, weil Eva den Schriftsteller Lion Feuchtwanger besonders verehrt und weil der Name einen chinesischen Klang hat. Wenn das Baby im Kinderwagen auf der Wiese weint, ruft Ule Lammert zu uns nach oben: Der kleine Feuchtwanger brüllt! Von Eva, die Fotografin ist, stammen das erste Foto der Troika und viele andere Aufnahmen aus jenem Sommer in Peredelkino.

Zum Datschenleben gehören auch die beiden vierbeinigen Freunde Troll und Dosor. Troll ist eine wunderschöne und liebe Bernhardinerhündin, von der Wloch-Familie unter Opfern und Entbehrungen über die Notzeit gebracht. Als sie an Staupe erkrankte, wurde sie von der ganzen Kommune verwöhnt und schliesslich gesundgepflegt. Dosor hingegen ist ein echter Wolfshund, auch er allerdings mehr Spielgefährte als Wachhund.

Wir jungen Deutschen sind bald gern gesehene Gäste in der ganzen Schriftstellersiedlung, besonders bei der jungen Weiblichkeit. Da sind die Töchter von Konstantin Fedin und Ilja Selwinski, Nina und Zilja, die uns Jungen zur

Musik eines alten Grammophons die ersten Tanzschritte beibringen. Auf dem Grundstück des Dramatikers Afinogenow, auch einem Bekannten der Fischers, finden heisse Volleyballschlachten statt. Selbst der Dichter Boris Pasternak lässt sich bei der Arbeit stören, kommt von seinem Nachbargrundstück herüber und beobachtet lächelnd, die Hände in den Taschen, wie seine Frau Sinaida Nikolajewna, eine Zigarette zwischen den Lippen, sich bemüht, beim Spiel der Jugendlichen mitzuhalten.

Boris Pasternak, einer der Grossen der russischen Literatur, feinfühligere Nachdichter auch deutscher Klassiker, gehörte kurz nach dem Kriege zu den diffamierten und denunzierten Schriftstellern. Er ist 1960 auf dem kleinen, stillen Friedhof von Peredelkino beerdigt worden. Erst Jahre nach seinem Tode ist ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Damals erschien uns Peredelkino trotz allem, was vorging, wie eine Idylle – die sorglosen Spiele, das Baden im Teich, die Jagd nach Pilzen, die abendlichen Tänze, die ersten Jugendromanzen mit Küssen bei Vollmond, das Skilaufen in der Silvesternacht. . .

Keiner von uns nahm richtig wahr, dass sich zwischen Lothar und der gleichaltrigen Zilja, um deren Gunst alle bemüht sind, ein starkes Gefühl erster Liebe anbahnt. Gab es schon unter den Troika-Jungen tiefsinnige Gespräche über den Sinn des Lebens, so wird dieses und manches ähnliche Thema zwischen dem jungen Paar schon viel ernsthafter behandelt. Beide träumen in die Zukunft, schmieden Pläne fürs Leben und können sich ein Dasein ohne den anderen nicht mehr vorstellen. So bleibt Peredelkino der Troika in Erinnerung: romantisch, friedlich, voller sommerlicher Wärme oder reinem weissem Schnee und flimmernder klarer Winterluft.

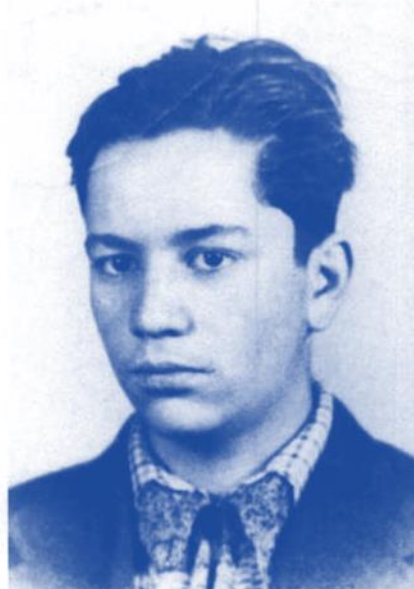
Die Wolken aber sind da; sie werden immer bedrohlicher. . .

Die Brandfackel des Krieges beginnt ganz Europa zu erfassen. Am 23. August 1939 schliesst die UdSSR einen Nichtangriffspakt mit Deutschland ab. Unter den Emigranten in Moskau gibt es darüber heftige Debatten. Es ist in der Tat für viele von ihnen schwer zu ertragen, auf den Titelseiten der PRAWDA Fotos von Stalin neben dem Naziaussenminister Ribbentrop zu sehen. Beim Gegenbesuch in Berlin steht Molotow neben Hitler. Genauso schwer ist manches von der Begründung zu akzeptieren, die nach Unter-

zeichnung des Paktes der Öffentlichkeit geboten wird. Zu sehr steht sie im Widerspruch zu der noch kurz zuvor formulierten Charakterisierung des Hitlerfaschismus.

Die in Frankreich mit unserem Vater wie in einer Mausefalle gefangenen Emigranten und die nach dem Sieg Francos aus Spanien kommenden Interbrigadisten erklären sich diesen Pakt als einen verständlichen Versuch der sowjetischen Führung, sich dem Drang Hitlers nach Osten nicht allein ausgesetzt zu sehen und Zeit für die Verteidigung zu gewinnen. Die Sowjetunion hatte sich vor Unterzeichnung dieses Paktes monatelang um eine Politik der kollektiven Sicherheit in Europa und in Verhandlungen mit den Westmächten vergeblich bemüht, zu einer Einigung gegen Hitlers Aggressionspläne zu kommen. Die im Westen lebenden Antifaschisten konnten aus nächster Nähe miterleben, wie die Nichteinmischungspolitik der britischen und der französischen Regierung im spanischen Bürgerkrieg Hitler zu seinen weiteren Aggressionen ermutigte. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Österreich führte diese Politik im Herbst 1938 zum Münchener Abkommen, einem Verrat an der Tschechoslowakischen Republik. Die Namen des britischen Premiers Chamberlain und des französischen Ministerpräsidenten Daladier wurden zum Inbegriff einer verhängnisvollen «Befriedungspolitik».

Louis Fischer, der sich nach der Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes mit Hitlerdeutschland endgültig von der Sowjetunion abkehrt, schildert in seiner wenige Jahre danach verfassten Autobiografie treffend den für den Frieden in Europa verhängnisvollen Charakter dieser Politik Chamberlains und Daladiers. Er beschreibt, wie die Sowjetunion sich vor dem Münchener Abkommen um gemeinsame Aktionen mit den Westmächten zum Schutz der Tschechoslowakei bemüht, der sie kurzfristig Militärflugzeuge zur Verfügung stellt, und wie Aussenminister Litwinow den Völkerbund immer wieder zu gemeinsamen Aktionen auffordert. Fischer sieht die Bemühungen der Sowjetunion, einen Weltkrieg abzuwenden. Obwohl der innere Bruch mit der Sowjetunion schon mit den Prozessen begonnen hatte, enthält er sich jeder öffentlichen Kritik. Dafür rechtfertigt er sich in seinem Buch *MEN AND POLITICS*: «Warum bin ich nicht 1937 oder 1938 als Kritiker des Sow-

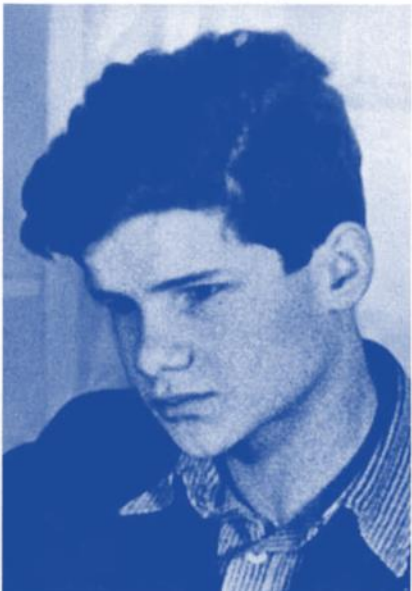


Oben links: Louis Fischer

Oben rechts: Bertha Fischer, genannt Markuscha

Unten links: Viktor Fischer, genannt Vitja oder Vic

Unten rechts: George Fischer, genannt Jura oder Juri



Oben links: Friedrich Wolf
Oben rechts: Else Wolf, genannt Meni
Unten links: Markus Wolf, genannt Mischa
Unten rechts: Konrad Wolf, genannt Koni



Oben links: Wilhelm Wloch

Oben rechts: Erna Wloch

Unten links: Lothar Wloch, genannt Lotka

Unten rechts: Margot Wloch, genannt Margoschka



Markuscha Fischer mit ihren Söhnen in Reichenberg (Liberec),
Anfang der dreissiger Jahre



Oben: Ausflug der Familien Fischer und Wolf
in die Umgebung von Moskau, 1935

Unten: Der Tambourchor der Karl-Liebknecht-Schule, 1936



Oben: Vitja und Lothar, in der Moskauer Wohnung der Fischers
Unten: Louis Fischer mit Söhnen



Oben: Markuscha Fischer mit Söhnen
Unten: Mischa und Koni, Moskau 1936



Oben: Der Arbatplatz in den dreissiger Jahren
Unten: Maifeier vor dem Wolfschen Wohnhaus in Moskau



Oben: Begrüßung der Teilnehmer der Tscheljuskinexpedition
und ihrer Retter auf dem Roten Platz

Unten: Im Ferienlager ERNST THÄLMANN – Jura Fischer
(erste Reihe links), Mischa Wolf (zweite Reihe, erster von links),
Werner Eberlein (dritter von links)



Oben links: Georgi Dimitroff

Oben rechts: Grigori J. Sinowjew

Unten: Lenin in der Mitte der Delegierten während einer Tagung
des Zentralen Exekutivkomitees Russlands, Oktober 1922;
sechster rechts neben Lenin: Louis Fischer



Oben: Louis Fischer mit dem Aussenminister der UdSSR Litwinow (links) und dem Aussenminister der Spanischen Republik Alvarez
Unten: Louis Fischer an der Front des spanischen Bürgerkriegs



Oben: Louis Fischer mit Vitja, Jura und Koni
Unten: Jura und Louis Fischer mit Freunden,
rechts von Louis der Schauspieler Alexander Granach,
dahinter stehend Hans Rodenberg



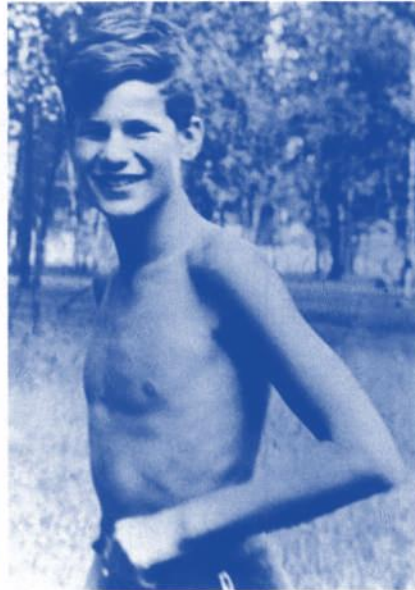
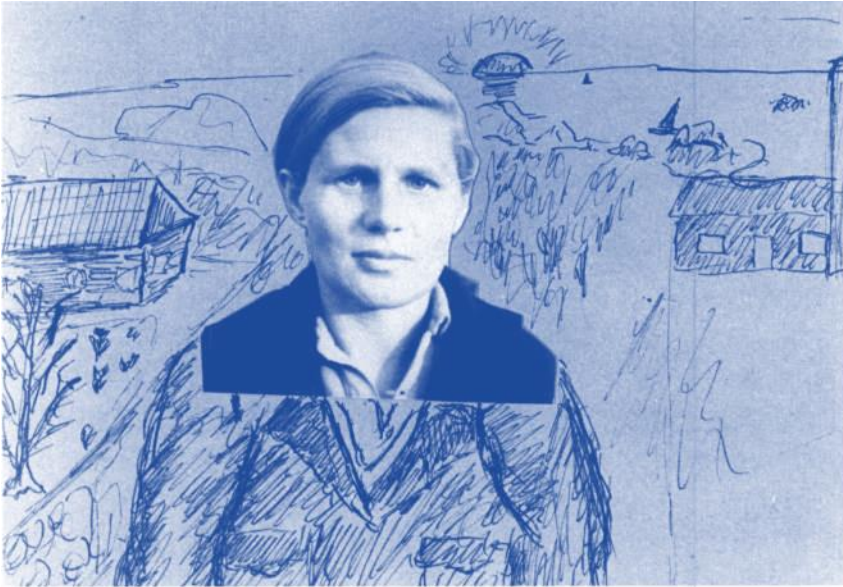
Oben links: Markus und Konrad Wolf

Oben rechts: Jura Fischer

Unten: Die Datsche in Peredelkino



Aus einem von Koni für Hede und Paul Massing zur Erinnerung an die Familie Wolf gezeichneten Album: Markus (oben), Konrad (unten) und Else Wolf (folgende Seite oben)



Unten links: Ule und Till Lammert, Lothar, Koni und Mischa
Unten rechts: Koni



Oben: Gregor (Grischa) Kurella, Koni, Jura, Paul Massing und Ule Lamert beim Bau der Datsche *Unten:* Koni, Lothar und Mischa mit Dosor

jetregimes aufgetreten? Es ist nicht leicht, die Vision aufzugeben, die man sich im Laufe von 15 Jahren aufgebaut hat. Umso mehr als 1938 die Außenpolitik der Sowjetunion tatsächlich gegen die Befriedungspolitik ausgerichtet und antifaschistisch war, mehr als die Englands oder Frankreichs oder Amerikas. Sie half China mit Waffen gegen die japanische Aggression. Sie half Spanien mit Waffen gegen die Nazis und gegen Mussolini. Sie ermutigte die Tschechoslowakei zur Standhaftigkeit gegen Hitler. Ich wusste nicht, wie lange dies dauern würde. Doch solange dies anhielt, weigerte ich mich, öffentlich Steine zu werfen. Auch heute glaube ich, damit richtig gehandelt zu haben. In persönlichen Gesprächen gab ich auf Fragen meine Abkühlung gegenüber der sowjetischen Innenpolitik zu verstehen. Meine Freunde mögen dies akzeptieren und, wenn sie wollen, auch meine Exfreunde.»

Erst nach Abschluss des Nichtangriffspaktes gibt er diese Rücksichtnahme auf und beginnt, Stalin öffentlich mit Hitler gleichzusetzen. Zwischen ihm und unserem Vater, der das Sowjetland trotz allem weiter für die wichtigste Bastion gegen den Faschismus hält, kommt es deshalb in Frankreich zu einer schweren Auseinandersetzung und zum Bruch.

Die Jungen der Troika wissen von alledem wenig. Für sie sind die Vorgänge schwer durchschaubar, und im Jahre 1939 ist für alle sehr viel zu verarbeiten. Die Ereignisse überschlagen sich. Wir interessieren uns für vieles, verstehen manches nicht, vertrauen wie die meisten Erwachsenen der Führung, teilen aber auch die Gefühle der Abneigung gegen alles, was wie eine Annäherung an das gehasste Naziregime aussieht.

Am 1. September 1939 entfesselt Deutschland den Zweiten Weltkrieg.

Die Väter der drei Jungen sind fern von ihren Familien.

Von Wilhelm Wloch gibt es nur spärliche Nachricht. Lothar und Margot ziehen mit ihrer Mutter endgültig zu uns in unsere Stadtwohnung. Meni und Erna schlafen auf den Liegen, Margot auf einem Klappbett, Lothar in der Küche und Koni mit mir zusammen in unserem kleinen Durchgangszimmer. Zwischendurch wird auch noch Schwester Lenotschka bei uns untergebracht. Einer von uns bekommt des Nachts stets Besuch von Troll, dem

Bernhardiner. Im Sommer in Peredelkino kann der Dachboden genutzt werden, dort ist das Leben einfacher.

Lotka redet so gut wie gar nicht über das Schicksal des Vaters und über seine eigenen damit zusammenhängenden Probleme. Der Mutter gegenüber ist er der früherwachsene Helfer; sie spricht sich mit ihm über alles aus.

Louis Fischer kümmert sich weiter um die spanische Republik und auch um die amerikanische Lincoln-Brigade, pendelt zwischen den USA und Frankreich, wird von vielen Interbrigadisten als Verräter angesehen, gleichzeitig aber vom französischen Geheimdienst der konspirativen Arbeit für die Sowjetunion verdächtigt. Schon im Mai 1938 hatte er über die sowjetische Botschaft in Paris um die Genehmigung einer vorübergehenden Ausreise für seine Familie aus der Sowjetunion ersucht, um mit ihr zusammen sein zu können. Da keine Reaktion erfolgt, wendet er sich mit seinem Anliegen direkt an Eleanor Roosevelt, die Frau des USA-Präsidenten. Fischer hat später berichtet, dass Frau Roosevelt sich nach einem Gespräch mit ihm persönlich für dieses Anliegen bei dem sowjetischen Botschafter in Washington eingesetzt habe.

Unser Vater wird kurz nach Ausbruch des Krieges in Paris interniert und kommt in das Lager Le Vernet im Vorland der Pyrenäen. Von dorther erreichen uns Briefe und Nachrichten auf den verschiedensten Wegen. Sie zeigen, dass die Lagerinsassen wie in einem Konzentrationslager behandelt werden. Die Interbrigadisten aus Spanien, darunter führende Kommunisten wie Franz Dahlem, Heinrich Rau und Paul Merker, setzen zwischen all den verschiedenartigen Lagerinsassen mit ihren unterschiedlichen politischen Standorten den Kampf fort und geben den Ton an. Die Solidarität der Freunde und Genossen schaffte für Friedrich Wolf die Voraussetzung, auch in der Lagerbaracke schriftstellerisch arbeiten zu können. So entstehen in Le Vernet erregende Erzählungen über das Lagerleben und das Drama BEAUMARCHAIS über den Dichter des FIGARO aus der Zeit der Französischen Revolution von 1789.

In Moskau kämpft die Mutter mit Unterstützung des Freundes Wsewolod Wischnewski um die sowjetische Staatsbürgerschaft für den Vater. Andere suchen den Weg in die Freiheit, viele schaffen es nicht. Für unseren Vater

gibt es nur diesen Weg in die Sowjetunion zurück. Das ist in dieser Zeit nicht selbstverständlich und schon gar nicht einfach. Es dauert Monate und ist nervenzermürend. Nach abenteuerlicher Reise mit einem Pass, der auf einen anderen Namen ausgestellt ist, kommt für den Vater und uns schliesslich der Tag im März 1941, an den sich Koni später so erinnert: «Es war, glaube ich, ein Sonntag. Und es war auf dem Kiewer Bahnhof. Da erlebten wir unseren Vater greifbar, für mich unvergesslich. Es war ein Erlebnis, das die tiefe Spannung und Intensität des gesamten Lebens, seines Charakters, seiner Persönlichkeit in sich hatte und für uns beide mehr war und grösser als die Zeiten der Trennung. Als wir mit Wischnewski zum Kiewer Bahnhof fuhren, wussten wir nichts. Noch nichts. Nur wenige Menschen standen auf dem Bahnsteig. Und wir. Und da sagte Wischnewski: In einer Viertelstunde kommt euer Vater.

Es war alles leer. Es kam ein Zug. Er hielt. Und aus dem Zug kamen Menschen, Interbrigadisten. Sie waren abgerissen, gezeichnet. Und sie hatten eine Fahne und entfalteten sie. Die Fahne der Spanischen Republikanischen Armee. Ein paar Worte. Pasaremos. Und mit dieser Fahne, mit diesen Menschen war unser Vater.»

Als unsere Familie endlich wieder zusammen ist, haben die Fischers und auch die Wlochs Moskau bereits verlassen.

Bei den Fischers vollzieht sich die Wiedervereinigung der Familie in umgekehrter Richtung. Nur mit Vitja spricht Markuscha über die Absicht, aus der Sowjetunion nicht nur vorübergehend wegzugehen. Jura ist ein so überzeugter Komsomolze geworden, dass die elterlichen Gedanken für ihn eine zu grosse Belastung wären. Wie sollte er in Amerika, das er bis dahin nie gesehen hatte, eine Heimat finden? 1939 erhalten die Fischers ihre Ausreisvisa. Es wird ein stiller, unpathetischer Abschied. Unsere Mutter ist als einzige Bekannte mit zur Bahn gegangen.

Dann kommen Grüsse aus Finnland, ein- oder zweimal trifft Post aus New York ein. Mit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, 1941, reisst die Verbindung ab, bis Jura eines Tages in amerikanischer Uniform vor unserer Moskauer Wohnungstür steht. Aber da ist der Krieg schon fast vorbei. . .

Die Wlochs trifft das bitterste Los. Kurz nach der Ausreise der Fischers er-

fährt Lothar, mehr zufällig, dass der Vater verstorben sei. Erna kämpft um Gewissheit, erhält sie schliesslich.

Wilhelm Wloch, ein deutscher Kommunist, war ein wahrer Freund des Sowjetlandes. Wie viele andere stellte er sich aus tiefer innerer Überzeugung an die Seite des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates und erfüllte konspirative Aufgaben an der unsichtbaren Front. Gleich Richard Sorge führten ihn Aufträge nach China. Ungezählte internationale Aktivisten gaben ihr Leben im Kampf gegen Faschismus und Krieg, darunter Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen. Diese Menschen taten ihr Bestes, um das erste sozialistische Land vor der herannahenden Gefahr zu schützen, um rechtzeitig zu warnen.

Wilhelm Wloch wurde in der Sowjetunion, deren Ziele und Ideale bis zuletzt die seinen waren, wie andere ein Opfer willkürlicher, unbeweisbarer Anschuldigungen. Seine Schicksalsgefährten, die überlebten, setzten den Kampf gegen den Faschismus, für die Befreiung ihres Vaterlandes und danach für den Aufbau des Sozialismus unbeirrt fort. Wäre Wilhelm Wloch am Leben geblieben, davon bin ich überzeugt, er wäre unter ihnen und mit uns gewesen.

Für Lothar, den Siebzehnjährigen, wird der Tod des Vaters zum unheilbaren Schmerz fürs Leben, den Schock überwindet er nie. Er wird noch ernster, verschlossener. Selbst mit der geliebten Zilja spricht er kaum über seine Nöte und Gefühle. Als sie ihm bei einem Gespräch ihre eigenen Probleme und Sorgen offenbart, blickt er sie ernst an und sagt: «Wenn du das Leben und noch mehr Menschen besser kennenlernst, wirst du erfahren, was du selber wert bist.» Lothar stellt hohe Anforderungen an sich, er glaubt, dass er als nun schon erwachsener Mann die volle Verantwortung für die Familie trage.

So ist es auch glaubhaft, dass er den Entschluss der Mutter unterstützt, die Zeit des Nichtangriffspaktes mit Deutschland zu nutzen, um nach dort auszureisen. Erna Wloch hat ihre Geschwister in Berlin und für das Weiterleben in Moskau keinen Lebensmut mehr. Im September 1940 stellt sie den Antrag auf Ausreise. Am 16. Dezember ist es soweit. Lothar besucht Zilja am Nachmittag noch einmal in ihrer Wohnung unweit der Tretjakowgalerie. Um sie nicht zu gefährden, wechselt er mehrfach die Verkehrsmittel, macht

Umwege. «Was wird mit dir, wenn ich fort bin? Versprich mir, dass du auf dich achtest, tu es für mich.» Er drückt die Zigarette aus und verabschiedet sich mit: «Auf Wiedersehen!» Vom Bahnhof aus ruft er Zilja noch einmal an, erreicht sie nicht. Kurz vor neun Uhr abends fährt der Zug mit den Wlochs von Moskau ab – nach Hitlerdeutschland . . . Unfassbar! Mit Lothar, Lotke, dem Tschkalow, schien das Herz der Untrennbaren abhanden gekommen. Das Gespann hatte sich aufgelöst. Der Dritte aus der Troika blieb allein in Moskau zurück. Zuerst traurig; doch er war ja erst fünfzehn, es gab noch andere Freunde. Und dann, sehr bald, kam der 22. Juni 1941.

Alle Erlebnisse der Kindheit und der Jugend mündeten in den tiefen Einschnitt, die Prüfung des Krieges.

Die Kindheit war zu Ende.

14. 5. 1950

Lieber Lothar,

zu allererst - meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstag mit denen ich die Hoffnung verbinden will, daß sich Dein weiteres Leben in jeder Hinsicht erfolgreich und positiv gestalten wird.

Dieser Brief wird für Dich wohl etwas unerwartet sein. Bewußt oder unbewußt, ob wir es wollten oder nicht - jedenfalls ist es doch eine Tatsache, daß der Kontakt zwischen uns in der letzten Zeit erheblich ins Schwanken geraten ist. Ich habe jetzt keinesfalls die Absicht den Grund dessen, die Frage wer daran die Schuld trägt zu ergründen aus dem einfachen Grund, weil dies in einem Brief doch schier unmöglich ist. Unsere derzeitigen Beziehungen waren in der letzten Zeit doch bestimmt nicht sehr einfach, wobei ich damit keinesfalls allein meine Beziehungen mit Margot meine, stimmt's? Du kannst nun aber die berechtigige Frage stellen - warum schreibst Du dann?

Dies hat seinen einfachen Grund: Ich habe keinesfalls die Absicht die Freundschaft zwischen uns abzubrechen, ganz egal, ob wir in verschiedenen Fragen vielleicht auch entgegengesetzter Meinung sind. Und dies ist eben die Absicht und der Zweck meines Briefes, denn Du kümmerst ja eventuell zu einer falschen Auffassung kommen, abnormals auf Grund der letzten Zeit.

Margot wird Dir wahrscheinlich schon mitgeteilt haben, daß wir nunmehr endgültig zueinander gefunden haben. Wenn ich jetzt etwas zurückdenke, so kann ich nur sagen, daß es so kommen mußte. Abnormals kann ich mich nicht näher auf unsere die Entwicklung unserer Beziehungen mit Margot einlassen - es war zu kompliziert. Ich hoffe ja nur, daß Du Margot richtig verstehst und daß sich die Beziehungen zwischen Euch auch etwas klären werden.

Brief von Konrad Wolf an Lothar Wloch

Meine Ansicht nach dreht es sich dabei eben nicht so sehr um die Vergangenheit (d.h. wer nun im welchen Maße Schuld am bisherigen Zustand hat), als um die Zukunft (d.h. ob ihr wieder eine gemeinsame Sprache findet). Daß ich dem gegenüber nicht gleichgültig bin kannst Du wohl gewiss verstehen. Ich erwünschte, da ich, wie schon gesagt, unserer Freundschaft nicht gleichgültig gegenüber stehe und, zweitens, da ich doch gewiss wissen lassen den Grund oder Ausgangspunkt einer Trennung desirable.

Im Verlaufe unserer letzten Besprechung in Br. konnten wir uns ja nur sehr wenig und über nur allgemeine Fragen unterhalten, jedoch konnte ich aus ihr doch wenigstens entnehmen, daß der Kontakt zwischen uns noch nicht endgültig in Brüche gegangen ist. Also machen wir es nicht komplizierter, wie es ist - wenn Du bezüglich unserer Freundschaft prinzipiell einer Meinung bist, wobei dies nun zwar zwangsläufig auch Deine Beziehungen mit Margot mit einschließt - so wäre vorläufig doch alles soweit klar. Im Weiteren könnten wir uns ja dann über einzelne uns interessierende Fragen unterhalten.

Ich hoffe sehr, daß Du mich nicht mißverstehen wirst und daß es keine „Schreiben“ geben wird.

Nochmal - alles Beste im neuen Lebensjahr und herzlichste Grüsse an Ev!

Mit freundschaftlichem

Grüßen

Kami

Das Wiedersehen in Berlin

Später konnte sich keiner genau erinnern, wie und wann das Foto der Troika nach Kriegsende in Berlin entstanden war. Noch 1945 oder erst im folgenden Jahr? Jenes Foto, das dreissig Jahre später die Idee zu einem Film auslösen sollte.

Lothar war gerade damit beschäftigt, aus einer Kellerwohnung in ein menschenwürdigeres Domizil im amerikanischen Sektor der viergeteilten Stadt umzuziehen. Captain George Fischer unterstützte ihn dabei.

Jura, inzwischen amerikanisiert und George genannt, war mit der US-Armee nach Deutschland gekommen und hatte die Wlochs am Wedding aufgestöbert. Nur ein Rest dieses Arbeiterviertels stand noch, jene Gegend, in der er vor 1933 gelebt hatte. Der Krieg hatte verheerende Lücken geschlagen. George nahm in der Nachkriegstroika ganz natürlich den Platz seines Bruders Vitja ein.

Für Koni, den Leutnant der Sowjetarmee, war Berlin im Mai 1945 links von seinem Marschweg liegengeblieben. Über Bernau, Sachsenhausen, Spandau und Brandenburg kam er kurz nach Potsdam. Am 9. Mai war für ihn die Stadt Premnitz Endstation des Krieges. Ein langer Weg lag hinter ihm. Inzwischen war er Mitarbeiter der Sowjetischen Militäradministration in Halle geworden. Er kam aber fast jedes Wochenende zu den Eltern nach Berlin-Pankow oder zu mir nach Charlottenburg im Westen Berlins zu Besuch.

Als sich die drei nach fünf Jahren der Trennung bei Lothar begegneten, waren sie sich nicht fremd. Welten hatten sich zwischen die Familien geschoben, die Erde war beinahe aus den Fugen geraten, und doch scheint es so, als sei man gerade gestern erst auseinandergegangen. Die drei waren glücklich, diesen mörderischen Krieg überlebt und sich nun gefunden zu haben. Sie fühlten sich wohl, wie sich nur alte Freunde beim Wiedersehen fühlen können. In diesen Tagen entstand jenes Foto. Keiner wusste später noch, was sie sich von ihren Erlebnissen im Krieg erzählt hatten, wie sie über die gemeinsame Moskauer Zeit und die Politik jener Jahre dachten, woran sie sich alle zusammen erinnerten. Ihr Verhältnis zueinander war sehr persönlich, es gab nichts, was die Freunde gestört haben könnte, die alte Beziehung wiederaufzunehmen, sie fortzusetzen. Und doch gab es so vieles zu erzählen und auch zu streiten.

Lothar, der «Tschkalow», war nicht bei den roten Fliegern gewesen, wie er es einst erträumt hatte, sondern bei der Luftwaffe Hermann Görings. Zwar nicht bei den Kampffliegern, betonte er immer wieder, aber immerhin: An seine Uniform war der Adler mit dem Hakenkreuz geheftet gewesen. Er war also als Feind in dem Land, in dem er gelebt, in dem er viele Freunde und eine grosse Liebe gelassen hatte. Einmal hatte in einem seiner Briefe von der Ostfront gestanden, dass er jetzt in jener Gegend sei, wo er 1937 gewesen war. Gemeint war die Halbinsel Krim, auf der sich das Pionierlager ARTEK befand. Nicht weit von dort, an der kaukasischen Schwarzmeerküste, hatte für Koni, den siebzehnjährigen Freiwilligen der Sowjetarmee, der weite Weg zurück in seine erste Heimat begonnen. Und dort hatte er auch, im Dorf Kabardinka, den ersten Luftangriff erlebt, seinen ersten Toten, den von einer Fliegerbombe zerfetzten Leib eines Sowjetsoldaten, gesehen. Später erlebte er auf dem Vormarsch vom Kaukasus nach Deutschland die von der Naziwehrmacht verbrannte Erde zwischen Don und Dnjepr, das zerstörte Warschau und die Leichenberge in Maidanek und Sachsenhausen. Auch George Fischer hatte das letzte Kriegsjahr als amerikanischer Offizier in der Sowjetunion verbracht. Er war Verbindungsoffizier auf einem amerikanischen Luftstützpunkt bei der Stadt Poltawa in der Ukraine. Während der grossen Gipfelkonferenz von Stalin, Roosevelt und Churchill in Jalta im Februar 1945 war er auf dem für die Konferenz eingerichteten Krim-Flugplatz Saki tätig.

Kaum zu glauben, dass bei der Wiederbegegnung in Berlin selbst die Härte der Anschuldigungen Lothars gegen die Sowjetmacht und die fest an deren Seite stehenden deutschen Kommunisten die Harmonie des Treffens nicht zerstörte. Das Mittelpferd des Dreigespanns, Lothar, abgehärmt und aus der schlimmsten Not gezogen, von den beiden Siegern liebevoll gestützt, schleppte schwer an seinem Packen von Erlebnissen, die kaum zu verarbeiten waren.

Als die Wlochs an einem Dezemberabend 1940 kurz vor Mitternacht über die Grenze nach Deutschland gekommen waren, wurden sie gleich in Tilsit aus dem Zug geholt und verhaftet. Im Stadtgefängnis trennte man sie voneinander. Erna und Margot kamen in eine Zelle zu Prostituierten und Diebinnen. Auf dem Boden waren als Schlafgelegenheit alte Matratzen ausge-

breitet. Lothar wurde zu den Männern gebracht. Am nächsten Morgen gestattet man ihnen, in einer eiskalten Waschküche zusammenzubleiben. Gegen Mittag holte ein Polizeibeamter die beiden Kinder weg, sie wurden zu Pflegeeltern gebracht. Das sah nach einer langen Trennung von der Mutter aus. Dann entschied irgendeine Dienststelle doch anders, und die Kinder durften mit der Mutter nach Berlin Weiterreisen.

Dort wartete schon Abend für Abend die gute Lis Gebauer am Bahnhof, eine alte Bekannte aus Bohnsdorf. Sie war von Moskau aus über die bevorstehende Ankunft benachrichtigt worden. Am Tag nach Ernas vierundvierzigstem Geburtstag kamen die drei an. Die Familie musste sich im Einwandererheim in Tegel melden und wurde im dortigen Schloss untergebracht. Margot begann Deutsch zu lernen, zu der Zeit konnte sie diese Sprache weder lesen noch schreiben. Lothar wollte nicht zum Reichsarbeitsdienst und meldete sich, noch nicht achtzehnjährig, freiwillig zu den Fliegern. Es war ihm gesagt worden, dass er damit auch der Mutter helfen könne. Anfang 1941 wurde er einberufen. Zuerst kam er wegen vermuteter politischer Unzuverlässigkeit zum Bodenpersonal.

Erna Wloch hatte keinen Anspruch auf Wohnung, und so pendelte sie in Berlin zwischen Lis, die damals in Neukölln lebte, ihrer Schwester in Heiligensee und der Tante ihres Mannes in Moabit hin und her. Den Lebensunterhalt verdiente sie mit dem Schreiben von Annoncen für das Branchenbuch. Zwischendurch musste sie immer wieder in die Prinz-Albrecht-Strasse zum Verhör bei der Gestapo. Sie war bemüht, keine Freunde zu gefährden, verbarg nie ihre Vergangenheit und versuchte nicht, sich durch das Herausstellen ihrer Erlebnisse in der Sowjetunion bei den Nazis anzubiedern.

Auch Freunden gegenüber hielt sie sich mit dem Erzählen zurück. Einer der wenigen, zu dem sich in dieser Zeit ein engeres Verhältnis entwickelte, war Rudi Greulich, ein Freund und Genosse aus der Bohnsdorfer Zeit. Mit ihm konnte sie offen reden und politische Fragen diskutieren. Rudi Greulich, damals gerade aus dem Gefängnis entlassen, berichtete später, wie sehr ihn die Nachricht vom Tode Willi Wlochs getroffen hatte. Erna habe darüber wenig erzählt und das Schicksal ihres Mannes noch immer für die Folge eines

schlimmen Irrtums gehalten. Beide waren sehr froh, einander gefunden zu haben. Durch ihre Freundschaft gaben sie sich gegenseitig Halt, in ihrer politischen Überzeugung stimmten sie überein. Sie wünschten nichts sehnlicher als das Ende des Krieges und der Naziherrschaft. Doch schon bald kam Rudi Greulich zu den 999ern, einer Wehrmachtseinheit, mit der die Nazis zuletzt noch sogenannte «unzuverlässige Elemente» in den bewaffneten Einsatz schickten. Viele der zu diesem Himmelfahrtskommando rekrutierten Antifaschisten benutzten die erstbeste Gelegenheit zum Überlaufen, auch Rudi Greulich. So war das glückliche Zueinanderfinden für beide nur von kurzer Dauer.

Lothar war indessen vom Bodenpersonal zur aktiven Luftwaffe kommandiert worden. Als er 1943 in jenem Brief nach Hause seinen Einsatzort an der Ostfront andeutete, konnte er nicht wissen, wohin der Krieg seine geliebte Zilja verschlagen hatte. Er ahnte nicht, dass zur gleichen Zeit auf einem Programmzettel des Theaters im Städtchen Tschistopol an der Kama, östlich der Wolga, der Name Wloch stand. Indem sich Zilja als angehende Schauspielerin in ihrem Evakuierungsort Lothars Familiennamen für ihr Pseudonym auslieh, versuchte sie ihrer beider Jugendtraum über die Kluft der jähren Trennung hinwegzuretten. So übertrifft das Leben die Vorstellungskraft des Dichters!

Lothar flog weiter seine Einsätze über der Ukraine, war in Frankreich, Italien und Polen. Schliesslich besuchte er doch noch eine Flugzeugführerschule. Das Ende des Krieges erlebte er im Westen, dort geriet er in britische Gefangenschaft. Um schneller entlassen zu werden, gab er eine Anschrift in der britischen Besatzungszone als Heimatadresse an. Es war die Anschrift unserer Tante Grete Dreiholz, der Schwester unserer Mutter, die in Essen lebte. Sie hatte während der ganzen Nazizeit zu uns gehalten und dadurch manche Schikane erdulden müssen. Unsere Meni hatte den Wlochs die Anschrift der Schwester noch in Moskau gegeben. Nach vierteljähriger Kriegsgefangenschaft schlug sich Lothar im Sommer 1945 nach Berlin durch und übernahm wieder die Rolle des Familienoberhauptes. Erna, von Hungertyphus geschwächt, war nur noch Haut und Knochen.

Ohne Schulabschluss und Berufsausbildung musste sich Lothar nach Arbeit umsehen. In einem Baubetrieb bewarb er sich als Maurerumrlerner, arbeitete schwer und half der Mutter, wo es nur ging. Von Heiligensee schleppte er Stubbenholz zum Wedding, um in dem ungewöhnlich harten Winter 1945/46 wenigstens etwas heizen zu können. Die Menschen in Berlin kämpften ums Überleben.

Ende 1945 war auch Margot wieder zu Hause. Von Tegel aus hatte man sie 1941 in ein Heim für auslandsdeutsche Kinder nach Hohenelse bei Rheinsberg geschickt. Dort waren Kinder von Deutschen aus ehemaligen Kolonien in Afrika, aus Südamerika und anderen Ländern untergebracht. In einem grossen Raum bekam jedes Kind ein Schränkchen; auf dessen Tür war die Fahne des Herkunftslandes angebracht. Seltsamerweise fand es niemand anstössig, dass auf Margots Schranktür die rote Fahne der Sowjetunion prangte. Margot wurde nicht benachteiligt. Aber sie hatte seit dem Verlassen der Sowjetunion und während ihrer ganzen Schulzeit keine Freundin mehr. Oft dachte sie an die Freundinnen zurück, die in Moskau geblieben waren.

Margot erfuhr auch, dass sie keine leibliche Tochter der Wlochs war. Als sie einen sogenannten «Ariernachweis» benötigte, machte sie die Bekanntschaft mit den Eltern ihrer leiblichen Mutter, die bei Margots Geburt erst sechzehn Jahre alt gewesen war. Deren Eltern hatten den Wlochs die Adoption des Kindes verweigert. Aus dem Kinderheim Hohenelse kam Margot wieder nach Berlin, sie wohnte mit ihrer Mutter immer bei anderen Leuten, besuchte verschiedene Schulen und wurde wegen der häufiger werdenden Bombenangriffe mit ihrer Klasse zuerst an die Ostsee, später nach Zakopane in Polen und schliesslich in die Tschechoslowakei evakuiert. Sie erlebte in Landau an der Isar den Einmarsch der Amerikaner. Von Bayern aus marschierte sie mit einigen anderen Schülerinnen über die grüne Grenze in die sowjetische Besatzungszone. Den jungen russischen Soldaten an der Grenze trat sie unbefangen entgegen. Es waren für sie keine Fremden. Ihre russischen Sprachkenntnisse spielten sicher dabei eine Rolle, dass sie ungeschoren in Berlin ankam. Dort fand sie Lothar und die Mutter in der winzigen Wohnung der Grosseltern am Wedding. Die Grosseltern waren bei einem Luftangriff ums Leben gekommen.

Gerade zu dieser Zeit erschien George bei den Wlochs, schaffte unvorstellbare amerikanische Konserven in erstaunlichen Mengen heran und bemühte sich um eine bessere Wohnung im amerikanischen Sektor.

So beginnt sich das Leben bei den Wlochs allmählich zu normalisieren. Erna geht es zunehmend besser, Lothar kann sich der Idee widmen, Bauingenieur zu werden, und Margot besucht die Händelschule in der Frankfurter Allee im östlichen Teil der Stadt.

Als dann Koni auftaucht und sich alle bei Lothar in Schlachtensee oder bei George in Dahlem treffen, ist die «Familie» wieder beisammen, fast wie in Moskauer Zeiten. George ist wieder Jura, und Lothar heisst wieder Lotka. Ein Anlass zum Feiern findet sich immer, man trinkt Wodka oder Whisky in den damals üblichen Mengen. Natürlich kommt die Rede oft auf die anderen Familienangehörigen. Juras Eltern sind in den USA; unsere Mutter lebt noch in Moskau und sitzt auf gepackten Koffern, unser Vater hat bei mir und meiner Familie in Charlottenburg Quartier genommen und geht ganz in seiner vielfältigen Arbeit auf. Ich selbst bin als Sonderberichterstatler des Berliner Rundfunks und der BERLINER ZEITUNG beim Internationalen Militärtribunal gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg tätig. Es heisst, dass auch Vitja nach Deutschland kommen solle. Er ist wie sein Bruder ebenfalls in der US-Armee, und George hat ihn zuletzt in Frankreich getroffen.

Im Übrigen ist der Alltag, den die neue Troika nun sehr unterschiedlich erlebt, mit tausenderlei Aufgaben und Verpflichtungen ausgefüllt. Die beiden Alliierten tun ihr Bestes, um der Familie des Freundes einiges von den Lasten abzunehmen, die der Kampf ums Dasein in der Nachkriegszeit für die Berliner mit sich bringt. Die beiden Offiziere können von ihrer amerikanischen PX-Ration oder dem sowjetischen Pajok ohne Not einiges abzweigen. Zigaretten und Alkohol sind auf dem Schwarzmarkt gefragt und lassen sich leicht in lebensnotwendige Dinge umwandeln. Man muss sich dazu nicht unbedingt in das Gewühl der Tausende tausender, kaufender und verkauender Soldaten und Zivilisten vor dem Gebäude des ausgebrannten Reichstages begeben.

Koni hat seine eigenen Probleme. Er ist Offizier der Roten Armee und fühlt sich als Bürger des Sowjetlandes. Gleichzeitig wird aber von ihm erwartet, er werde als Sohn eines deutschen Kommunisten und Schriftstellers seine Zukunft in dem Land sehen, in dem er geboren wurde und in dem nun seine Eltern leben. Zweiundzwanzig Jahre später wird Koni diesen Konflikt, den Zwiespalt der Gefühle und Eindrücke des jungen, in Deutschland geborenen Sowjetoffiziers in einem seiner erfolgreichsten Filme festhalten. Das Drehbuch zu diesem Film ICH WAR NEUNZEHN schrieb er mit dem Berliner Wolfgang Kohlhaase nach seinen russisch gekritzelteten Tagebuchnotizen. Dem Filmhelden gibt er den Namen Gregor, wohl nach seinem Freund von der Moskauer KARL-LIEBKNECHT-SCHULE, Gregor Kurella, den wir Grischa nannten und der fast den gleichen Lebensweg wie wir hatte. Der Kinobesucher erlebt mit dem Filmhelden die letzten Wochen des Krieges und das Misstrauen des Sowjetoffiziers gegenüber den Deutschen, die fünf Minuten vor zwölf schnell die weißen Fahnen aus den Fenstern hängen, ohne begriffen zu haben, was eigentlich geschehen ist und warum. Und diese Deutschen begegnen dem neunzehnjährigen Gregor/Koni ebenfalls mit Misstrauen, das sich mal in Angst und Unterwürfigkeit, mal in Arroganz, gar Hass ausdrückt. Natürlich sind da auch die deutschen Antifaschisten, die aus den Gefängnissen und Konzentrationslagern kommen und sofort das Nötige tun. Diese Deutschen sind Koni nahe, und so ist auch gerade die Begegnung sowjetischer Offiziere mit solchen Antifaschisten, wie sie Koni tatsächlich auf einer Feier im Mai 1945 im Schloss Sanssouci erlebt hatte, eine der stärksten Szenen des Films geworden. In Halle wirken solche Eindrücke aus den letzten Kriegstagen fort. Koni hat die Aufgabe, mit deutschen Künstlern, Intellektuellen und Studenten zusammenzuarbeiten. «Vaterlandsverräter» steht auf der Tafel, als er im Hörsaal der Universität von Halle einen Vortrag über die Perspektive der deutschen Jugend halten soll. Wie schwer ist es für ihn, Zugang zu Menschen zu finden, die noch nicht bereit sind, über Schuld oder Mitschuld an den Verbrechen des Krieges nachzudenken. Von Greuelthaten in den besetzten Ländern will nun keiner etwas gewusst haben. Die Ablehnung der eigenen Verantwortung beschäftigt uns damals sehr, die Frage

nach der Schuld, auf die viele Menschen keine Antwort wissen wollen, gab auch unserem Vater keine Ruhe. Der Gründungsaufwurf des Zentralkomitees unserer Partei, der KPD, vom 11. Juni 1945 enthält klare und mutige Worte, die uns aus dem Herzen gesprochen sind.

Doch nicht in erster Linie Deprimierendes beschäftigt uns in dieser Anfangszeit. Da sind auch der neue Schwung und der Enthusiasmus der ersten Stunde. Wir stecken buchstäblich bis über die Ohren in unserer Arbeit, und zum Lamentieren bleibt keine Zeit. Jeder wird gebraucht. Bald folgen den meist älteren Nazigeegnern viele Jugendliche, mit denen sich die Antifa-Aktivisten beschäftigen und die nun neue Lebensziele suchen. Die Stunde Null, in der es darum geht, die Bevölkerung mit Wasser und den lebensnötigsten Dingen zu versorgen, die ersten Verkehrsmittel wieder in Gang zu bringen, ist sehr schnell überwunden. Antifaschisten arbeiten mit den Offizieren der Besatzungsmacht Hand in Hand daran, nicht nur die Trümmer auf den Straßen und Plätzen, sondern auch die geistigen Trümmer in den Köpfen wegzuräumen.

Unter den deutschen Kommunisten, mit denen Koni in Halle zu tun hatte, ist Peter Florin, der mit mir in Moskau ein und dieselbe Schulklasse besucht hatte. Peter arbeitet nun als Redakteur der VOLKSZEITUNG in Halle. Erster Sekretär der KPD und dann der SED von Sachsen-Anhalt ist Bernard Koenen, einer meiner Lehrer an der Kominternschule. Er war, ebenso wie Peters Vater, Wilhelm Florin, einer der nächsten Kampfgefährten Ernst Thälmanns. Bernard Koenen hatte uns von seinen Begegnungen mit Lenin und Thälmann viel erzählt. Diesen Deutschen fühlt Koni sich zugehörig; und doch liegt noch ein weiter Weg zurück in die Heimat vor ihm. Konis Lebenspläne sind damals noch sehr auf Moskau ausgerichtet.

Es ist Konis Glück, dass Wolodja Gall, sein älterer Kriegskamerad, in der von General Kotikow, dem späteren Stadtkommandanten von Berlin, geleiteten Militärverwaltung in Halle nun auch sein unmittelbarer Vorgesetzter bleibt. Gall ist Germanist, Kenner und Verehrer der deutschen Kultur, er liebt das Werk Heinrich Heines, zitiert aus Schillers RÄUBERN und Goethes FAUST. Er ist ein Freund des «anderen Deutschland» und stolz darauf, Ernst Thälmann bei einem Besuch der Sowjetunion vor 1933 erlebt zu haben. Si-

cher gibt es auch andere Vorgesetzte, engstirnige Bürokraten, über die Koni sich schon während des Krieges oft geärgert und manche verzweifelten Briefe nach Hause geschrieben hatte. In dem für die Zusammenarbeit mit den Deutschen verantwortlichen Teil der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland arbeiten jedoch meist kluge, gebildete und weitsichtige Offiziere, wie Oberst Sergej Tulpanow, der Literaturwissenschaftler Alexander Dymshitz und viele andere. Diese Offiziere, im Zivilleben Hochschullehrer oder Parteiarbeiter, nehmen die Stalinworte ernst: «Die Hitler kommen und gehen; das deutsche Volk, der deutsche Staat bleiben.» Dieser Ausspruch ist in der ersten Nachkriegszeit überall zu lesen; ihn mit Leben zu erfüllen, erfordert eine Strategie mit langem Atem. Das politische und kulturelle Leben entwickelt sich schnell und in solcher Breite und Vielfalt, dass die Schuldfrage sehr bald kein abstraktes Thema bleibt. Die Entwicklung in diesem Teil Deutschlands wird nicht zuletzt durch die Umsicht solcher Offiziere vor manchem sektiererischen Fehler bewahrt, zu dem alte Genossen nach allem Erlebten nicht selten neigen. In anderen von der Sowjetunion befreiten Ländern haben genau solche Fehler schwere Folgen. Die Nazi- und Kriegsverbrecher werden in der damaligen sowjetischen Besatzungszone enteignet und zur Verantwortung gezogen, sofern sie sich nicht nach dem Westen abgesetzt haben, alle anderen Bürger sind zur Mitarbeit aufgefordert. Für Koni und uns alle werden diese Jahre zur Schule für eine breite Bündnispolitik.

Trotzdem ist dieser Weg damals voller Hindernisse. Es ist immer noch nur eine Minderheit, die sich bereit findet, ihn bewusst zu gehen. Die Wirtschaft scheint hoffnungslos am Boden zu liegen. Das von den Nazis hinterlassene Gift des Antibolschewismus wirkt noch, und viele der im Westen neu entstehenden Medien sorgen dafür, dass die Vorkommnisse aus den letzten Kriegswochen nicht in Vergessenheit geraten. Die Demontage unzerstörter Maschinen und Anlagen zur Wiedergutmachung der in der Sowjetunion angerichteten Schäden, das ungewisse Schicksal der Kriegsgefangenen oder die Anerkennung der neuen Grenze längs der Oder und Neisse werden von Zeitungen und Rundfunksendern als Dauerbrenner benutzt, um neue Vorbehalte zu schaffen. Der kalte Krieg kommt auf Touren. Und es ist schon

damals so, dass heikle, unangenehme und schwierige Fragen in unseren Zeitungen und Rundfunksendungen übergangen werden. Damit bleibt das Feld dem Gegner überlassen. Wir müssen uns oft selbst Argumente einfallen lassen, um in Streitgesprächen bestehen zu können.

Die Treffen der Troika finden also auf keiner entlegenen Insel statt. Der amerikanische Sektor Berlins liegt an einem Brennpunkt der eskalierenden Auseinandersetzungen. Captain George Fischer arbeitet im Stab des amerikanischen Oberbefehlshabers Eisenhower, des späteren Präsidenten, ist danach längere Zeit im Berliner Hauptquartier tätig. Da es sich um einen politischen Bereich handelt, ist er nicht abseits des Geschehens des sich anbahnenden kalten Krieges. Schon als er gegen Kriegsende an Treffen amerikanischer und sowjetischer Vertreter teilnimmt, stellt er Anzeichen gegenseitigen Misstrauens zwischen den Alliierten fest. Nun nehmen die Spannungen zu und gehen auch an unseren Beziehungen nicht spurlos vorüber.

Als George mich während des Kriegsverbrecherprozesses besucht und in meiner Unterkunft, die Amerikaner hatten für die internationale Presse das Schloss des Bleistiftfabrikanten Faber in Stein bei Nürnberg bereitgestellt, übernachtet, scheinen die Siegermächte noch einig. Tatsächlich halten die Richter und Ankläger an der getroffenen Vereinbarung über das Internationale Militärtribunal fest. Es kommt zur gemeinsamen Verurteilung der Verbrechen des Dritten Reiches und fast aller Angeklagten durch den Urteilspruch vom Herbst 1946. Das ist ein sehr wichtiges, aber schon damals gar nicht mehr so selbstverständliches Ereignis. Die ersten Auswirkungen des kalten Krieges sind nicht zu übersehen. Die Berichte westeuropäischer und amerikanischer Journalistenkollegen über den Prozess rutschen in den grossen Zeitungen immer weiter nach hinten, werden kürzer und düftiger und verschwinden schliesslich ganz. Dafür häufen sich Schlagzeilen über «die Unterdrückung der Freiheit» in den Ländern, die man als zum Sowjetblock gehörig zu bezeichnen beginnt. Später erfuhren wir, dass Göring und die anderen Angeklagten diese Anzeichen genau registrierten. Sie hofften auf einen offenen Konflikt zwischen den Westmächten und den Russen und errechneten sich daraus ihre Lebenschancen.

Während der Prozess noch läuft und ganz Europa von den Wunden des Krieges gequält wird, werden in den Reden des britischen Premiers Churchill in Fulton und des US-Aussenministers Byrnes in Stuttgart deutlich neue Töne angeschlagen. Der kalte Krieg gegen den ehemaligen Verbündeten wird öffentlich zur politischen Doktrin erhoben. Diese Auseinandersetzung spielt sich auf den verschiedenen internationalen Konferenzen, aber auch im politischen Alltag ab, mit dem wir täglich zu tun haben. Die Troika, wir alle stehen mittendrin, nicht zwischen den Fronten, sondern jeder auf dem Platz, auf den ihn das Leben geführt hat, mit all den Widersprüchen und Konflikten, die sich daraus ergaben. George Fischer fühlt sich noch immer als Mensch zu den Russen und ihrer Kultur hingezogen, aber politisch ist er inzwischen ganz und gar Amerikaner. Die zunehmenden Reibungen zwischen den damals Verbündeten verstärken seine kritische Haltung gegenüber der Sowjetunion. In Berlin pflegt er enge Beziehungen zu antisowjetisch und antikommunistisch eingestellten Sozialdemokraten und ehemaligen Kommunisten. Nachdem ein Teil der SPD sich abgespalten hatte, verkehrt der damalige Berliner Vorsitzende, Franz Neumann, regelmässig in der von George bewohnten Villa. Amerikanische Gewerkschaftsfunktionäre, seine Freunde, arbeiten in der Militärregierung. Die grossen Dachverbände der US-Gewerkschaften setzen in der Nachkriegszeit enorme Mittel ein, um die Entwicklung der europäischen Gewerkschaften in ihrem Sinne zu beeinflussen und oppositionelle Kräfte in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und in den Volksdemokratien zu fördern. In Westberlin wird diese Arbeit durch den erfahrenen amerikanischen Gewerkschafter George Silver geleitet. Unter seiner Regie werden säckeweise Pakete herangeschleppt. George bringt sie zu Sozialdemokraten und Kommunisten, die nach dem Westen gegangen sind, um «unabhängige Gewerkschaften» aufzubauen. George Fischers Leben ist gespalten: Er wohnt mit diesen Leuten in einer Villa, spricht über den Sozialismus, fühlt rosa und rot. Andererseits arbeitet er jedoch in einem traditionellen militärischen Dienst. Die offiziellen Amerikaner beachten diesen Personenkreis noch nicht. Erst später wird ihnen klar, dass diese antikommunistischen Gewerkschafter und Intellektuellen für sie nützlich sein können. George jedenfalls empfindet Sympathie für sie.

Das sind dieselben Leute, mit denen wir uns auf der anderen Seite herum-schlagen, die die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien nicht mitgemacht haben und mit allen Mitteln bekämpfen. Koni erlebt diese Auseinandersetzungen in Halle. Er hat aber auch Gelegenheit, zu beobachten, wie sich die alliierte Kommandantur in Berlin, wo er zeitweilig als Dolmetscher der sowjetischen Delegation arbeitet, immer mehr in einen Ort fruchtloser Debatten der ehemaligen Verbündeten verwandelt. Die in kurzen Abständen tagenden Konferenzen der Aussenminister der Siegermächte, die das Potsdamer Abkommen mit Leben erfüllen und die Friedensverträge vorbereiten sollen, werden zum Forum für gegenseitige Beschuldigungen. Die Vorschläge der Sowjetunion für die Friedensverträge und für die Schaffung von Voraussetzungen für ein wiedervereinigtes Deutschland werden vom US-Aussenminister Byrnes mit der Forderung nach Wahlen entsprechend den amerikanischen Vorstellungen beantwortet.

Koni kommt in jener Zeit regelmässig nach Berlin. Sein Motorrad muss, oft zu später Stunde, selbst zwischen Ost und West, zwischen der Wohnung der Eltern im Osten und meiner Wohnung im Westen der Stadt entscheiden. Nach wie vor macht er auch Station bei Lothar oder George, er ist gern dort bei seinen Freunden. Vielleicht ist die gar nicht so bewusste Ausklammerung akuter politischer Fragen bei diesen Begegnungen ein Grund, dass sich alle Freunde zusammen wohl fühlen. Es macht den Eindruck, als sei der Kontakt der alte. Ist es wirklich so? Der Blick der drei auf die Welt ist doch schon grundverschieden. Jeder hat eine Überzeugung, glaubt an sie, ist in sie eingebunden. So unterschiedlich die Entwicklung in der sowjetisch besetzten und in den westlichen Besatzungszonen verläuft, so verschieden ist auch ihre Stellung dazu.

1946 gibt es bei den Wlochs schwierige Familienprobleme. Ernas Gesundheitszustand verschlechtert sich, und sie stellt den Antrag, mit den Kindern in die Schweiz auszureisen. Dort lebt noch eine Schwägerin, die Frau ihres Lieblingsbruders. Sie ist der Meinung, dass die Familie sich dort ein neues Leben aufbauen könne, in Berlin würde sie immer wieder von der Vergangenheit eingeholt. Doch Lothar hat eine neue Freundin, und ohne sie will er

nicht fahren. Es kommt zum Krach, die Auseinandersetzung ist laut und heftig. Wenige Monate später stirbt Erna. Unser Vater bemüht sich als Arzt um sie, aber nichts hilft ihr mehr. Die Schicksalsschläge und Entbehrungen der zurückliegenden Jahre haben ihre Gesundheit so angegriffen, dass ihr Herz nicht mehr mitmacht. Ihr Tod trifft alle, die sie kennen. Für Lothar ist das ein weiterer Schlag; er lastet ihn denselben Kräften an, die in seinen Augen den Tod des Vaters zu verantworten haben.

Bevor Lothar die Freundin gefunden hatte, die später seine Frau wurde, war die Jugendliebe zu Zilja noch einmal heftig aufgeflackert. Vermutlich durch die Vermittlung unserer Mutter entwickelte sich 1946 ein kurzer, sehr intensiver Briefwechsel zwischen Lothar und Zilja in Moskau. Mit diesen Briefen wurde ein Stück Peredelkino und etwas von dem dort gefundenen Glück noch einmal lebendig.

Es ist seltsam und anrührend, diese Post nach Jahrzehnten in der Hand zu halten. In russischer Schrift, die den deutschen Absender verrät, mit grammatikalischen Fehlern und in ungeschultem Stil verfasst, offenbart sie eine heftige und reine Liebe. Keiner der Freunde hätte Lothar zugetraut, dass er sein Innerstes, sein Herz, vor einem anderen Menschen so ausbreiten konnte: «In diesen Jahren habe ich viel an Dich und die Zeit gedacht, als wir zusammen waren. Sie erschien mir immer wie ein lange vergangener Traum. Oft wünschte ich mir, einen solchen Menschen wie Dich an meiner Seite zu haben. Als ihr erfuhr, dass Du lebst, war der erste Gedanke, dass ich Dich unbedingt sehen und mit Dir sprechen muss.»

In den Briefen berichtet er über seinen Arbeitstag: «Um fünf Uhr früh aufstehen, sechs Uhr zur Arbeit auf der Baustelle, schwere körperliche Arbeit bis fünf Uhr nachmittags, von 17.30 Uhr bis 20 Uhr Abendschule für Bauingenieure, halb zehn nach Hause, Abendbrot, Hausarbeiten und dann schlafen. Sonntags notwendige Hausarbeiten, Holzaktionen, um heizen zu können, und so weiter.» Er beteuert immer wieder, dass es ihm nicht liege, seine Gefühle zu beschreiben. In seinem Leben habe immer der Verstand an erster Stelle, das Gefühl aber ganz hinten zu stehen. Und doch atmet das Dutzend dieser Briefe so viel Warmherzigkeit, dass man ahnt, welche tiefen Spuren diese grosse Jugendliebe auch in seinem weiteren Leben hinterlassen haben muss: «Als Jura heute Deinen fünften und siebenten Brief brach-

te, sagte er: Nun, Lotka, heute ist für Dich Sonntag! Er hat recht, immer, wenn Deine Briefe ankommen, ist für mich ein Sonntag . . . Anfangs war ich tatsächlich etwas erschrocken von der Stärke Deines Gefühls zu mir. Ich konnte, offen gesagt, bislang nicht glauben, dass es ein solches Gefühl geben kann. Das ist doch mehr als Liebe? All diese fünf Jahre warst Du mein Ideal, und Du bist es jetzt noch mehr. Oft suchte ich nach einer Frau wie Du und fand sie nicht. Es ist klar, eine Zilja gibt es nur einmal, und das ist gut so!»

Wie soll er aus seinem Herzen die Gefühle dem Land gegenüber tilgen, von dem er weiss, dass es von der Empfängerin seiner Briefe über alles geliebt wird? Aus jedem Brief spricht die Sehnsucht nach einem Wiedersehen. Beide kämpfen um ein solches Treffen – vergeblich.

Was wäre geschehen, wenn . . . ?

In jedem dieser Briefe Lothars finden sich die Namen von Koni und Jura, werden Begegnungen beschrieben, am häufigsten aber kommen zwei Buchstaben vor: E. O., Elsa Ottowna, der in Moskau gebräuchliche Name und Vatersname unserer Mutter. Meni war selbst eine zuverlässige und fleissige Briefschreiberin, ganz im Gegensatz zu ihren Söhnen. In der Zeit gleich nach Kriegsende und auch in den folgenden Jahren führt sie selbst einen Briefwechsel mit Zilja, der eine beredte Chronik der damaligen Zeit, der Troika und ihres Umfeldes ist. Aus diesen Briefen spricht ihre ganze Liebe und Sorge um das Schicksal der Wlochs, ihre tiefe Erschütterung über den Tod Ernas im August 1946: «Am 17. hat Lothar angerufen. Er konnte kaum sprechen. Erna ist gestorben ... Ich war bei Lothar. Er ist in einem schrecklichen Zustand, aber er hielt sich tapfer, wie es nur Menschen wie er und Erna tun können. Erna sah wie eine Schlafende aus, die jeden Augenblick den Mund öffnen und sprechen kann. Man kann sich nicht vorstellen, dass es sie nicht mehr gibt. Heute fahre ich noch mal hin und nehme die Blumen mit, die sie so liebte. Lothar lehnt jede Hilfe ab. Er möchte alles selbst tun. Ich verstehe ihn. Er weinte sehr und sagte, dass sie nicht so früh sterben durfte. Wieviel Pläne hatten sie noch. Wir wussten alle, dass sie sehr krank war, doch wir dachten niemals, dass sie so bald sterben würde. Lothar erfuhr von ihrem Tod am 16. um 10.30, d.h. auf den Tag und die Stunde genau

sechs Jahre, nachdem er die Nachricht über den Tod seines Vaters erhalten hat. Lothar und Margoschka sind natürlich beide schon selbständig, sie werden weiterleben ... Ich werde bei ihnen sein, kann aber Erna nicht ersetzen. Es gibt allzuviel Leid!»

Und immer wieder schreibt Meni über ihre Verbundenheit mit Lothar und seinem Leben. Es sind sehr anrührende Briefe, auch hier klingt das Russisch trotz aller Fehler schön, weil viel ehrliches Gefühl in jede Zeile eingeflossen ist. Meni sieht Lothar und Margot wie ihre eigenen Kinder, teilt ihre Sorgen, versucht, jeden zu verstehen und jedem in seinen Eigenheiten gerecht zu werden. Diese Briefe lassen ahnen, welche Rolle die Mütter im Leben der Helden dieser Geschichte gespielt haben. Die Väter hatten sicher auf die Entwicklung der Jungen Einfluss. Jeder der Väter war eine Persönlichkeit mit grossem Engagement für die eigene Überzeugung. Vieles davon färbte auf die Kinder ab. Aber die Väter, Louis Fischer und Friedrich Wolf, waren selten zu Hause. Sie befanden sich oft auf Reisen, es gab andere Frauen in ihrem Leben. Die Mütter hingegen waren immer für die Söhne da, jede auf ihre besondere Art eine bemerkenswerte Frau. Markuscha – auch äusserlich die echte jüdische Mama, weich, in ihrem Denken weltoffen und vom Charakter her aufgeschlossen gegenüber jedermann, hoch gebildet; sie sprach fünf Sprachen fließend und spielte sehr gut Klavier. Erna dagegen – eine typische Berliner Arbeiterfrau, klug, geradezu, mit Herz und Mund auf dem rechten Fleck, anderen gegenüber zu jeder Arbeit, jedem Opfer bereit, mit herben Gesichtszügen und doch meist ein Lächeln in den Augen, auch zu ansteckendem Lachen bereit, wenn es noch etwas zu lachen gab.

Kein Wunder, dass unsere Meni diesen beiden Frauen so nahe war. Den Einfluss ihrer Mütter spürten die Kinder jeden Tag, vielleicht nicht so nachdrücklich wie den der Väter, aber darum nicht weniger stark. Für die Troika waren die Mütter entscheidend; sie liessen jedem der Jungen seinen Spielraum, erzogen zur Selbständigkeit und Verantwortung, aber auch zur Toleranz anderen Menschen gegenüber. Toleranz war neben Ruhe und Ausgeglichenheit sicher die Eigenschaft, die andere an unserer Mutter am meisten schätzten. Das galt auch in ihrer Beziehung zu unserem Vater. Mit ihm hatte

sie es sicher nicht leicht, und Härte gegen sich selbst war erforderlich. Sie blieb ihm jedoch immer die unersetzbare Partnerin in der politischen Überzeugung, in der Arbeit und im Leben; auch dann, wenn seine Gefühle zeitweilig anderen Frauen galten. Die gleiche Toleranz spricht aus den Briefen an Zilja, wenn sie mit vorsichtiger Freude über die zwischen Margot und Koni aufkeimende Liebe, über die sehr unterschiedlichen Eigenschaften von beiden und über die daraus entstehenden Schwierigkeiten schreibt.

Nach dem Tod der Mutter und nachdem Lothars spätere Frau in die gemeinsame Wohnung eingezogen ist, fühlt sich Margot zu Hause nicht mehr wohl. Die beiden jungen Frauen mögen sich nicht. In dieser Situation, als sie sich allein und einsam fühlt, verwandelt sich die Freundschaft mit Koni in ein tieferes Gefühl. Am 23. Dezember 1946 kommt Koni zu unseres Vaters achtundfünfzigstem Geburtstag, anschliessend nimmt er Margot von Weihnachten bis über Neujahr nach Halle mit.

Margot tut es gut, einen Freund zu haben, der geduldig ist und keine schwer zu beantwortenden Fragen stellt. Er gehört einfach zur grossen Familie, zum Freundeskreis. Auch Koni tut diese Beziehung gut. Er hat seine Schwierigkeiten mit Mädchen und meinte in einem Brief von der Front an die Eltern, dass ihm vielleicht das Los des ewigen Junggesellen beschieden sei. Margot kennt er von Kind an. Und auch politisch steht sie ihm nahe. Diese Nähe macht vieles leicht und lässt Koni die zunehmende Distanz zu Lothar nicht ganz so schmerzlich empfinden. Auf der anderen Seite ist gerade diese persönliche Nähe einer der Gründe für die Entfremdung der Freunde. Lothar erwartet offenbar von Koni einen Einfluss auf die Schwester, den Koni weder ausüben will noch kann. Margot beschliesst selbst, vom Bruder wegzuziehen.

Sie arbeitet einige Zeit als Hilfsassistentin am Kaiser-Wilhelm-Institut im amerikanischen Sektor. Sie will Biologie studieren und soll in die auf dem Territorium des Instituts gegründete Freie Universität aufgenommen werden. Sie aber entscheidet sich für die Humboldt-Universität im Osten der Stadt, beginnt hier ihr Studium und fasst politisch Fuss, so als ob sie, genau wie Koni, den Weg direkt von Moskau gekommen wäre und nie den Umweg

über das Hitlerreich und Westberlin gemacht hätte. Im Gegensatz zu Lothar glaubt sie wie viele andere, denen Unrecht geschehen war, weiter an das Land, in dem sie ihre Kindheit verlebt hat, an den dort beheimateten Sozialismus, an den auch ihre Eltern geglaubt hatten. So liegt es nicht nur an der Frau des Bruders, mit der sie sich nicht versteht, dass es faktisch zu einem Bruch mit Lothar kommt. Die bewusste Wahl ihres Lebensortes schafft für ihre Liebe zu Koni eine feste Grundlage. An der Humboldt-Universität ist der Atem des politischen Kampfes deutlich spürbar. Die Trennlinie verläuft quer durch den Lehrkörper und die Studentenschaft. Neue Professoren und die Studenten der Arbeiter- und-Bauern-Fakultät geben immer mehr den Ton an. Sie zeigen auch bei Auseinandersetzungen im Westen der Stadt die Flagge ihrer Überzeugung. Dazu gehört angesichts der zunehmenden anti-kommunistischen Hysterie oft Mut. Margot ist an ihrer Seite und damit auch an der Seite Konis, der sich mehr und mehr mit dieser neuen deutschen Jugend verbunden fühlt und eigene Vorbehalte abbaut. Koni wird Mitte Dezember 1946 als Oberleutnant in Halle demobilisiert, kommt etwas später nach Berlin und arbeitet nun als Zivilangestellter im Haus der Kultur der Sowjetunion am Kastanienwäldchen. Die Strasse Unter den Linden liegt wie das ganze alte Zentrum Berlins in Trümmern, das Rauchsche Reiterstandbild Friedrichs des Zweiten ist noch bombensicher eingemauert, bald wird es in den Park von Sanssouci abtransportiert. Vor der Schlossruine im Lustgarten finden an den Gedenk- und Feiertagen grosse Kundgebungen und Demonstrationen statt, über die ich als Rundfunkreporter zu berichten habe. Das Haus der Kultur der Sowjetunion entwickelt sich schnell zu einem Zentrum des politischen und geistigen Lebens für ganz Berlin. Koni arbeitet dort mit anderen Mitarbeitern des Hauses oft bis in die späten Nachtstunden, es gilt, den Antisowjetismus, den alten und den neuen, unermüdlich zu bekämpfen. Koni spürt eine erste Resonanz. Das Haus am Kastanienwäldchen hat guten Zulauf. Er erlebt bei Vorträgen, die er selbst hält oder dolmetscht, das Interesse vieler Menschen an dem Land, das unlängst noch die Verkörperung des Bösen war. Im grossen Sendesaal des Rundfunks in der Masurallee, einem der wenigen unbeschädigten Säle in Berlin, finden sowjetische Gesangs- und Tanzensembles ein begeistertes deutsches Publikum.

Es zeigen sich Veränderungen in den Beziehungen zwischen den Menschen beider Länder, die so Schweres durchgemacht haben. Das macht Mut. Aber es ist erst ein Anfang. Die Nazivergangenheit ist noch lange nicht bewältigt. Ablehnung und Misstrauen bleiben unüberhörbar und unübersehbar.

Unser Vater widmet sich wie besessen seinen kulturpolitischen Aufgaben. Die Verantwortung der Deutschen für das, was geschehen ist, beschäftigt ihn mehr als andere. Die Inszenierungen seiner während der Emigration entstandenen Theaterstücke PROFESSOR MAMLOCK und WAS DER MENSCH SÄET sollen den Landsleuten helfen, die Vergangenheit zu bewältigen. Aber zugleich geht es nun schon um mehr: Es muss verhindert werden, dass sich ähnliches wiederholt, neue Kriegsgefahr aufkommt. Zunehmende Anzeichen dafür im Westen sind Grund zur Beunruhigung. Auch eine Reise der Eltern in unsere alte Heimatstadt Stuttgart bestätigt dies.

Meine Berichte über den Nürnberger Prozess und neue Materialien vom Prozess gegen die Mächtigen des IG-Farben-Konzerns geben dem Vater die Anregung zu dem Filmszenarium DER RAT DER GÖTTER. Diesen Titel hatten sich die Mitglieder des Verwaltungsrates der IG-Farben selbst gegeben. Der Film unter der Regie von Kurt Maetzig, mit hervorragenden Schauspielern wie Paul Bildt, Willy A. Kleinau und Fritz Tillmann besetzt, deckt unter Verwendung authentischer Berichte und von Dokumentarfilmstreifen das Geheimnis des Entstehens der Naziherrschaft und des Krieges auf und entlarvt diejenigen, für die der Krieg ein gutes Geschäft ist.

Der Film gehört zu den ersten grossen Erfolgen der DEFA, an deren Gründung auch unser Vater beteiligt war. Es lässt sich nicht eindeutig nachweisen, welche Rolle dieser Film für Konis Entscheidung spielt, sich beim Filminstitut WGIK in Moskau um die Aufnahme als Regiestudent zu bewerben. An einer sowjetischen Abendschule für Militärangehörige in Karlsruhorst macht er seinen Schulabschluss. Er schickt die Bewerbung nach Moskau ab. Und siehe da, es klappt. Damit rückt Berlin wieder in die Ferne, und dort bleibt auch Margot zurück.

Drei gemeinsame Jahre waren beiden in Berlin beschieden. Allmählich hatte sich die aus gemeinsam verlebter Kindheit entstandene Beziehung zu ei-

ner innigen Liebe entwickelt. Diese Liebe war manchmal aufreibend und nicht ohne Probleme. Es waren Jahre, die eine solche Bindung nicht begünstigten. Koni ist Offizier und dann Zivilangestellter der sowjetischen Militärverwaltung, er hat als Sowjetbürger feste Zukunftspläne. Margot ist Deutsche. Vor einer Ehe scheinen sich unüberwindliche formale Hindernisse aufzutürmen. Keiner der beiden hat einen einfachen Charakter. Jeder hat seinen eigenen Kopf. Konflikte und Probleme lösen sich schon deshalb nicht leicht, weil Koni in schwierigen Situationen in seinem Schneckenhaus verschwindet und schweigt. Das konzentrierte Schweigen ist schon damals eine seiner auffallenden Eigenschaften. So kommt es, dass während ihrer gemeinsamen Zeit mal der eine, dann der andere das Verhältnis lösen will. Schliesslich kommt Konis Studienbeginn in Moskau und damit die Trennung.

Margot lernt beim Deutschlandtreffen der Jugend 1950 in Berlin ihren späteren Mann und den Vater ihrer Kinder kennen, Kurt Goldstein. Wieder gibt es eine der eigenartigen Verknüpfungen von Lebensfäden. Kurt war als junger Mann mit unserem Vater im französischen Lager Le Vernet interniert gewesen, sie kannten sich gut. Die beiden vom Alter her ungleichen Männer sind bemüht, die Dreiecksgeschichte mit Anstand zu klären. Koni will sich mit der Trennung von Margot nicht abfinden. Mit einer Flut von Briefen, Telefonaten und Telegrammen versucht er, die Endgültigkeit ihrer Entscheidung abzuwenden. Es wird eines seiner unglücklichen Dramen mit Frauen. In Moskau ist Zilja Zeugin der seelischen Qualen des Freundes. Bei ihr weint er sich aus, kann über alles sprechen.

Zilja ist auch eine Adresse für Ule Lammert, der mit seiner Familie in Kasan an der Wolga hängengeblieben ist und trotz vieler Bemühungen noch keine Ausreisegenehmigung in die Heimat erhalten und dort, in der Tatarischen Republik, ein Architekturstudium aufgenommen hat. Auch für ihn ist Zilja die Vertraute, bei der er sein Herz ausschütten kann. Als die Familie Lammert endlich im Besitz der Papiere für die Rückkehr in die Heimat ist und auf der Durchreise nach Berlin in Moskau Station macht, treffen sich Koni und Ule mit Zilja. Sie feiern im feinen georgischen Restaurant ARAGWI in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Emigrantenhotels Lux an der Gorki-

Strasse. Die Verbindung Ziljas zu Lothar ist abgerissen, sie hat selbst geheiratet, ohne ihr Glück zu finden. Die beiden jungen Deutschen sind für sie ein Stück Erinnerung an die Jugendträume von Peredelkino.

Drei weitere Jahre wird das Studium an der Filmhochschule Koni an Moskau binden, ein faszinierendes Studium, das ihn ausfüllt. 1951 macht er während der III. Weltfestspiele in Berlin ein Praktikum bei Joris Ivens, 1953 ist er Regieassistent von Kurt Maetzig beim Thälmannfilm, bis er schliesslich 1954 mit seiner Diplomarbeit und ersten selbständigen Regie bei dem Film EINMAL IST KEINMAL, nun schon als Bürger der DDR, Regisseur in diesem Land wird. Noch einmal ein langes Stück des weiten Weges.

Doch in unserer Geschichte geht gerade erst das Jahr 1946, das Jahr der neuen Troika, zu Ende. Anfang 1947 legt Lothar seine Gesellenprüfung als Maurer ab und heiratet. Die Hochzeit, an der wir alle teilnehmen, wird inmitten vieler Blumen, mit viel Wein unbeschwert und fröhlich gefeiert. Und doch wird sie zu einer Art Zäsur. Die Wege, die in Berlin noch einmal einen Schnittpunkt gefunden haben, beginnen wieder auseinanderzugehen. Jeder hat seine Familie, seine Arbeit, seine Lebensziele. Die Begegnungen werden seltener.

Mit finanzieller Unterstützung Georges und der Hilfe seiner arbeitenden Frau kann Lothar ein Direktstudium aufnehmen, macht 1949 seinen Abschluss als Bauingenieur und geht mit der ihm eigenen Zähigkeit und Energie daran, sich eine Existenz im Westberliner Baugewerbe aufzubauen. Er glaubt so, auf seine Weise, die Ideale des Vaters mit seinen eigenen Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit verbinden zu können. Mit dem Kommunismus hat er gebrochen. Zwischen uns ist das kein Thema, er kennt unsere fest gebliebene Bindung an diese Weltanschauung, an unsere zweite Heimat. Er weiss, dass wir uns mit ganzer Kraft für eine Entwicklung in dem Teil Deutschlands einsetzen, der damals sowjetische Besatzungszone war, die nicht dem Weg entspricht, der im Westen gegangen wird. Er weiss, dass Koni mit der Uniform des Offiziers der Sowjetarmee nicht seine Überzeugung abgelegt hat. Koni bleibt dennoch sein Freund. In Gesprächen mit anderen, mit alten Genossen, gibt er den Kommunisten Schuld, dass für ihn alles so gekommen ist. Lothar wird, wie so viele andere, in den Sog der

Konfrontation gezogen, der in der «Frontstadt» Westberlin zunehmend das Denken der Menschen prägt. Der damalige Regierende Bürgermeister Ernst Reuter und die SPD unter Franz Neumann haben seine Sympathie.

Auf andere Weise geschieht das auch mit George, der zu jener Zeit schon wieder in den USA ist, dort an der Harvard-Universität studiert und eine Karriere als antikommunistischer Sowjetologe beginnt. Die Jahre des Übergangs vom Sowjetbürger zum US-Amerikaner liegen weit zurück. Nach der Ankunft im Jahre 1939 hatte er die vielfältigen und widersprüchlichen Eindrücke dieser für ihn riesigen und gänzlich neuen Welt durch eine andere Art von Emigrantenleben in New York bewältigt. Massings und weitere ehemalige deutsche Genossen, andere Europäer, auch emigrierte russische Menschewiki, zu deren Kreis Markuschas ältere Schwester gehörte, sind sein Umgang. Am Gymnasium galt er noch als aktiver Linker, jetzt wird er mehr und mehr zum antikommunistischen Sozialdemokraten. Der Einfluss der Eltern, ihre Erzählungen über die Hintergründe des in der Sowjetunion Erlebten, die Rolle Stalins bei der Beseitigung seiner vermeintlichen Widersacher tun das Ihre.

Mit dem Besuch der Universität in Wisconsin und später als Freiwilliger bei der US-Armee lernt er das sogenannte Middle America, junge Durchschnittsamerikaner, kennen, empfindet er die Kontraste des ungeheuer vielseitigen, ungewöhnlichen Lebens in diesem Land, die Isoliertheit der intelligenten und engagierten amerikanischen Kommunisten, den Widerspruch zwischen den demokratischen Traditionen und den oft ungerechten, manchmal kindlichen, manchmal fast bestialischen Lebensformen. Thomas Wolfe und William Faulkner werden seine Lieblingsschriftsteller.

George ist durch die Einflüsse jener Jahre, die Erlebnisse während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre innerlich für seine Karriere vorbereitet. Kenntnisse über das Leben in der Sowjetunion, die dort genossene Bildung prädestinieren ihn geradezu für diese Arbeit. Harvard ist eine Bildungsstätte für die USA-Elite.

Dort befindet sich das grosse Forschungszentrum zum Studium der Sowjetunion. George Fischer wird in kurzer Zeit zu einem exponierten Russlandexperten. Er selbst sieht sich als bürgerlich-liberal.

Zunächst befasst er sich in seiner Forschungsarbeit mit dem russischen BUND DER BEFREIUNG aus der Zeit vor der Revolution von 1905. Ihn interessiert, wie sich eine im westlichen Sinne bürgerlich-konstitutionelle Bewegung im zaristischen Russland behaupten konnte. Henry Kissinger und Zbigniew Brzezinski, die Harvard zur gleichen Zeit wie er absolvieren, werden seine Kollegen, sie befreunden sich. Die im Krieg und in den ersten Nachkriegsjahren noch vorhandenen Gefühle des ehemaligen Komsomolzen für das Land seiner Kindheit und frühen Jugend verblassen immer mehr, Erinnerungen an gute Freunde im fernen Moskau und an das Zimmer in der Sywzew-Wrashek-Gasse, in das zurückzukehren er einst fest vorhatte. Obwohl er die antikommunistische Hexenjagd unter Senator McCarthy ablehnt, die in jener Zeit Züge mittelalterlicher Inquisition annimmt, erhält sein bürgerlicher Liberalismus immer deutlicher amerikanische Prägung, und die ist antisowjetisch. Er hat viel mit Wlassowleuten zu tun. Das sind ehemalige Sowjetbürger, die sich bereit erklärt hatten, an der Seite der Hitlerwehrmacht gegen die Heimat zu kämpfen. An ihrer Spitze stand während des Krieges der ehemalige General der Sowjetarmee Wlassow, der sich in deutscher Kriegsgefangenschaft zu solchem Verrat bereit gefunden hatte. Nach dem Krieg, als Wlassow schon tot war, blieben viele seiner Anhänger in der amerikanischen Besatzungszone und waren dort Objekte des Interesses für ihre weitere Verwendbarkeit. Die Untersuchung der Motive und Denkweise dieser Leute wird nun ein Forschungsthema für George, der darüber später ein Buch veröffentlicht. Fünf Jahre lang kommt er öfter nach München zu den dort lebenden Russen, und er nutzt jede dieser Reisen, um in Berlin mit Lothar zusammenzutreffen.

In der Folgezeit, da Lothar schon wirtschaftlichen Erfolg hat und keine finanzielle Unterstützung mehr braucht, sind die Gespräche mit George für ihn ein Bedürfnis, ein gewisser Ausgleich. Sie zechen und lachen darüber, dass der dicke, reiche Amerikaner, der zu einer wohlhabenden deutschen Familie kommt, am liebsten Schmalz und Sülze in einfachen Kneipen bestellt, sie philosophieren stundenlang. Viktor, der in den USA sein technisches Studium absolviert, kommt erst viel später nach Berlin und trifft sich mit Lothar.

14. II - 1950

Lieber Lothar,
zu allererst - meine herzlichsten Glückwünsche
zu Deinem Geburtstag mit dem ich die
Hoffnung verbinden will, daß sich Dein wei-
teres Leben in jeder Hinsicht erfolgreich und
positiv gestalten wird.

Dieser Brief wird für Dich wohl etwas
unerwartet sein. Bewußt oder unbewußt, ob
wir es wollten oder nicht - jedenfalls ist es
doch eine Tatsache, daß der Kontakt zwischen
uns in der letzten Zeit erheblich ins Schwand-
en geraten ist. Ich habe jetzt keinesfalls
die Absicht den Grund dessen, die Frage
wer daran das Schuld trägt zu ergründen
aus dem einfachen Grund, weil dies in einem
Brief doch schier unmöglich ist. Unseren ge-
genseitigen Beziehungen waren in der letzten
Zeit doch bestimmt nicht sehr einfach, wobei
ich damit keinesfalls allein meine Beziehungen
mit Margot meine, stimmt? Du kannst nun
aber die berechnigte Frage stellen - warum
schreibst Du dann?

Dies hat seinen einfachen Grund: Ich habe
keinesfalls die Absicht die Freundschaft zwi-
schen uns abbrechen, ganz egal, ob wir
in verschiedenen Fragen vielleicht auch ent-
gegengesetzter Meinung sind. Und dies ist
eben die Absicht und der Zweck meines Briefes,
denn Du kümmerst ja eventuell zu einer
falschen Auffassung kommen, abermals auf
Grund der letzten Zeit.

Margot wird Dir wahrscheinlich schon
mitgeteilt haben, daß wir nunmehr endgültig
zueinander gefunden haben. Wenn ich jetzt
etwas zurückdenke, so kann ich nur sagen,
daß es so kommen mußte. Abermals kann
ich mich nicht näher auf unsere die Entwick-
lung unserer Beziehungen mit Margot einlas-
sen - es war zu kompliziert. Ich hoffe
ja nur, daß Du Margot richtig verstehen
wirst und daß sich die Beziehungen zwischen
Euch auch etwas klären werden.

Brief von Konrad Wolf an Lothar Wloch

Brief von Konrad Wolf an Lothar Wloch

Die Troika existiert nicht mehr. Es kommt zu keinem Treffen mit Koni. Die Troika der Kindheit hatte es ohnehin nicht mehr gegeben, und alle freundschaftlichen Begegnungen der ersten Nachkriegsjahre versinken allmählich im Strom der Zeit. In gewissem Sinne bleibt Lothar dennoch der Mittelsmann. Von Zeit zu Zeit sieht er Koni, in grösseren Abständen trifft er sich mit George. Er hat ein grosses Bedürfnis, mit Menschen zu reden, die nicht Geschäftsleute sind und die aus einer anderen Welt kommen. Mit den beiden Fischers spricht er stundenlang über Kapitalismus und Sozialismus, über die Politik in Ost und West. In der Ablehnung des in der Sowjetunion praktizierten sozialistischen Modells sind sich die drei einig; die Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR scheint für sie in ähnlichen Bahnen zu verlaufen. Koni ist für Debatten solcher Art kein Partner. Das weiss Lothar und berücksichtigt es in ihren weiteren Beziehungen. Lothar sucht noch immer nach einer politischen Heimat, er findet sie weder da noch dort.

Mit den Fischers spricht er ab und zu darüber, nach Amerika auszuwandern. Anfänglich wird die Aufnahme eines Studiums am Technologie-Institut von Massachusetts ins Auge gefasst, an dem Vitja studiert. Als Lothar schon der wohlhabende Bauboss ist, redet man über den Beginn eines neuen, von allen Fesseln freien Lebens in Alaska. Dort baut sich Viktor Fischer nach seinen Vorstellungen eine Existenz auf. Stets fühlt er sich mehr als Praktiker, immer der Natur und den Naturwissenschaften verbunden. Über viele Lebensfragen denkt er nicht so intellektuell wie George, er ist ruhiger, gelassener, ein Realist. Möglicherweise verbindet ihn deshalb viel mit Paul Massing, dem er sich wesensverwandt fühlt.

Der Übergang des jungen Sowjetbürgers zur amerikanischen Lebensweise vollzieht sich für Vitja emotional anders als für George. Er war 1939 ganz allein auf dem riesigen Dampfer QUEEN MARY ZU den Massings nach New York vorausgereist. Er kommt in die Schule, ohne ein Wort Englisch zu können, besucht Kinos, sieht Westernfilme, die leicht zu verstehen sind. In New York gefällt es ihm überhaupt nicht, besser in Wisconsin im Mittleren Westen der USA, wo er in einem Genossenschaftshaus mit vielen Studenten wohnt. Doch er fühlt sich

Meine Ansicht nach dreht es sich dabei auch wohl
so sehr um die Vergangenheit (d.h. wer nun im
welchen Maße Schuld am Eins-Trennung hat),
als um die Zukunft (d.h. daß Ihr wieder eine
gemeinsame Sprache findet). Daß ich dem gegen
über nicht gleichgültig bin kannst Du wohl
gewiss verstehen. Ich erlaube, da ich, wie schon ge-
sagt, unserer Freundschaft nicht gleichgültig gegen-
über stehe und, zweitens, da ich doch gewisse
Massen den Grund oder Ausgangspunkt einer
Trennung darstelle.

Im Verlaufe unser letzten Begegnung in
Br. konnten wir uns ja nur sehr wenig und
über nur allgemeine Fragen unterhalten, jedoch
konnte ich aus ihr doch wenigstens entnehmen,
daß der Kontakt zwischen uns noch nicht end-
gültig in Bruch gegangen ist. Also machen
wir es wie kompetentester, wie es ist - wenn
Du bezüglich unserer Freundschaft prinzipiell
einer Meinung bist, wobei dies nun zwar
Zwangsläufig auch Deine Beziehungen mit
Margot miteinbezieht - so wäre vorläufig
doch alles soweit klar. Im Weiteren könnten
wir uns ja dann über einzelne uns interessie-
rende Fragen unterhalten.

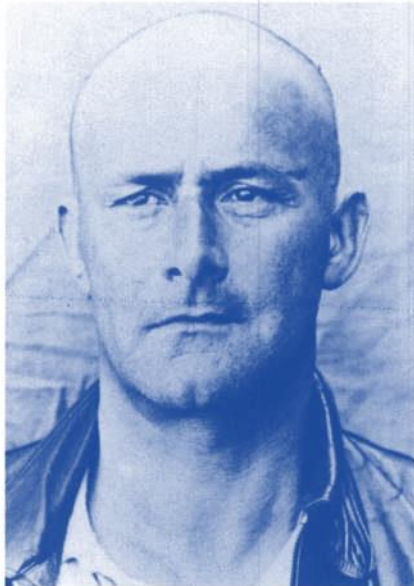
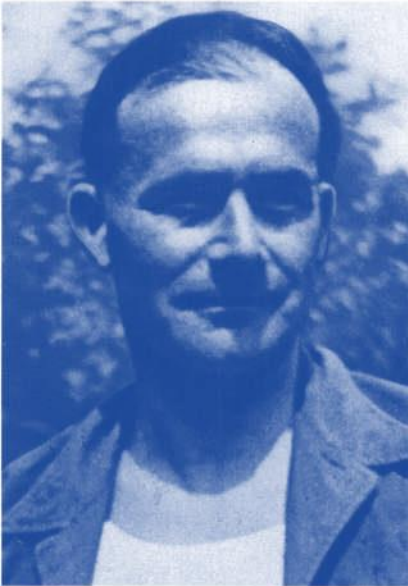
Ich hoffe sehr, daß Du mich nicht miß-
verstehen wirst und daß es keine „Scherven“
geben wird.

Nochmal - alles Beste im neuen Lebens-
jahr und herzlichste Grüße an Ev!

Mit freundschaftlichem

Grüßen

Kami



Oben links: Friedrich Wolf in Frankreich, 1939
Oben rechts: Friedrich Wolf im Lager Le Vernet, 1940
Unten: Das Lager in Le Vernet



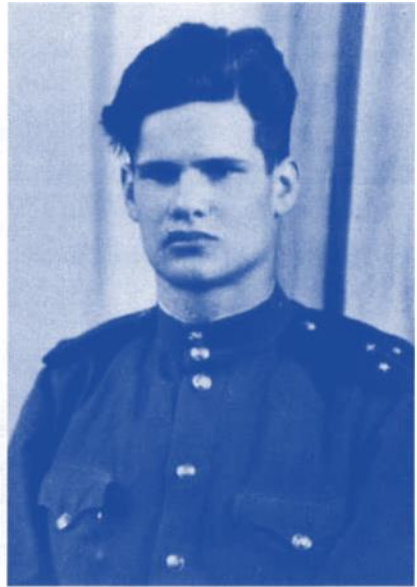
Zilja



Lothar



*Oben links: Franz Dahlem
Oben rechts: Paul Merker»
Unten links: Heinrich Rau
Unten rechts: Arvid Harnack*



Oben links: Lothar Wloch während des Kriegs
Oben rechts: Konrad Wolf in sowjetischer Uniform
Unten: George Fischer, Offizier der US-Armee, in Sewastopol
während der Konferenz von Jalta, Februar 1945



Oben: George Fischer im Offiziersklub der US-Luftwaffe,
Poltawa 1945

Unten: Konrad Wolf (Mitte) als sowjetischer Offizier mit
Kriegskameraden nach dem Sieg



Oben links: Rudi Greulich

Oben rechts: Erna Wloch

Unten: Konrad Wolf und Wladimir Gall in Blankenfelde bei Berlin,
April 1945

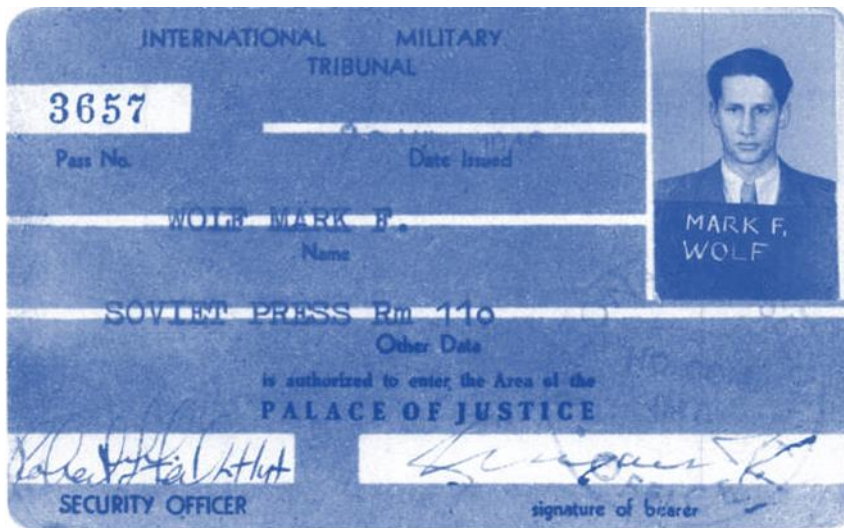


George, Lothar, Konrad



Oben: Wassili Liwanow und Jaecki Schwarz in Konrad Wolfs Film
ICH WAR NEUNZEHN

Unten: Berliner Stadtzentrum nach Kriegsende



Oben: Presseausweis von Markus Wolf als Berichterstatter beim
Internationalen Militärtribunal in Nürnberg

Unten: Wiederbegegnung in Berlin – Margot, Jura, Lothar



Oben: Friedrich Wolf im Gespräch mit einem Delegierten des
II. Parteitags der SED, Juli 1952

Unten: Willi Bredel, Valentin Katajew, Friedrich Wolf,
Wsewolod Wischnewski auf dem Ersten Deutschen
Schriftstellerkongress in Berlin, Oktober 1947



Oben: Hans Marchwiza, Stephan Hermlin, Max Zimmering, Friedrich Wolf, KuBa, Louis Fürnberg, Bodo Uhse und Ludwig Renn als Mitglieder einer Schriftstellerdelegation in Prag, 1949

Unten: Friedrich Wolf als erster Botschafter der DDR in der VR Polen, Warschau, Februar 1950



Oben links: Konrad Wolf
Oben rechts: Lothar Wloch
Unten: Paul Massing, 1974



Margot mit ihrem Mann Kurt Goldstein und Koni



Oben: Will und Ule Lammert
Unten: Louis Fischer bei Mahatma Gandhi

noch viele Jahre allein, ohne Freunde, alle bleiben ihm fremd. Den Jahreswechsel von 1941 auf 1942 erlebt er in Wisconsin. In ihm ist die Erinnerung an die letzte Silvesternacht mit seinen Freunden in Peredelkino vor der Abreise noch ganz lebendig. Wie mag es jetzt nach der Winterschlacht vor Moskau dort aussehen? In diesen schwierigen Jahren, in denen Vitja oft an die in Moskau zurückgebliebenen Freunde denkt, ist Paul Massing der richtige Halt für den Jungen. Paul ist dabei, sich in der Nähe von New York eine neue Existenz als Lehrer für Soziologie aufzubauen. Er erzählt Vitja über den Westen des Landes, beide schmieden Pläne. Die Ereignisse der dreissiger Jahre in der Sowjetunion hatten Paul Massing von dem Land weggetrieben, in dem er seine politischen Ziele und Ideale verkörpert geglaubt hatte. Im Gegensatz zu seiner Frau ist er aber nie gegen das Sowjetland aufgetreten, schrieb er keine Zeile, die ihm bei der damaligen antisowjetischen Konjunktur in den USA sicher Vorteile gebracht hätte. Wenig später trennt er sich von dieser Frau. Paul liebt das Dorf und das Landleben. Er lebt auf dem Lande, zeitweise ganz in der Nähe von Markuscha Fischer. Die Fischer-Jungen sind lieber bei ihm als mit dem Vater. So hat Vitja in den Übergangsjahren einen vertrauten, väterlichen Freund, der ihm behutsam bei der Eingewöhnung in die völlig neue Umgebung hilft, die in der Kindheit gewonnenen moralischen Werte zu erhalten. Auch später, als George und Viktor schon selbständig sind und jeder seine eigene Existenz aufgebaut hat, bleibt die enge Bindung zu Paul. Sein Wesen, seine ruhige, tiefe Art nachzudenken, übten weiter grossen Einfluss auf sie aus. Auch von seinen meist linksorientierten Studenten wurde er gerade deshalb geachtet und geliebt, weil er trotz seiner persönlichen Erfahrung nie negativ über die Geschichte der politischen Linken sprach. Nach der Pensionierung kehrte Paul Massing in seine rheinische Heimat zurück, wo er 1978 in seinem Geburtsort Grumbach verstarb.

Paul Massing blieb zeit seines Lebens der väterliche Freund, der leibliche Vater hingegen rückte immer weiter in die Sphäre des bekannten Journalisten und prominenten Schriftstellers. Louis Fischer hielt sich in den Nachkriegsjahren mehrere Male für längere Zeit in Indien auf, besuchte Mahatma Gandhi und führte lange Gespräche mit dem geistigen Führer des indischen

Volkes. Er war fasziniert von dessen Persönlichkeit, verspürte den mächtigen Einfluss der von Gandhi gepredigten Lehre und ihre Wirkung auf den Kampf um die Unabhängigkeit Indiens. Fischer schrieb darüber vielbeachtete Bücher, die auch als Vorlage für den Oscar-Preis-gekrönten Gandhi-Film von Richard Attenborough dienten. In den Ideen Gandhis mag man ein Vorbild, eine Erklärung für die Wirkung von ähnlichen Bewegungen in folgenden Jahrzehnten sehen, Bewegungen, die Männer hervorbrachten wie Martin Luther King in den USA, Nelson Mandela in Südafrika, Salvador Allende in Chile und immer wieder neue Märtyrer, unerschrockene Kämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Völker. Sicher hatten auch die Bücher des Vaters auf das Denken der Fischer-Söhne ihre Wirkung. Beide wollten sich aber von der Last der Berühmtheit ihres Vaters frei machen, um sich selbst zu bestätigen. Dabei gingen sie verschiedene Wege. Die Lebensvorstellungen Vitjas kamen denen Lothars in vielem sehr nahe. Deshalb auch das wiederholte Angebot an den erfolgreichen, aber unzufriedenen Westberliner, alles stehen- und liegenzulassen, zu verkaufen und nach Alaska zu kommen. Solche Vorschläge blieben Träumereien ohne Realität. Dazu hatte sich die innere Struktur des einen der Freunde zu sehr gewandelt. Lothar war Unternehmer geworden, kein sehr grosser, aber ein erfolgreicher. Mitte der fünfziger Jahre machte er sich selbständig. Sein erstes eigenes Projekt war das Haus des bekannten Filmregisseurs Wolfgang Staudte. Die Verbindung kam vermutlich durch Karl Schneider zustande, der vor 1933 bei der Familie Wloch aufwuchs und nach dem Krieg als Filmarchitekt bei der DEFA auch in Filmen von Koni tätig war. So kam Lothar auch in Kontakt mit dem Filmmanager Arthur Brauner, baute für den die CCC-Hallen und bekam von ihm Aufträge für den sozialen Wohnungsbau. Lothars Betrieb wurde praktisch ein Architektenbüro für Brauner, der Grundeigentümer war und über den finanziell geförderten sozialen Wohnungsbau Steuervorteile erzielte. Lothar erzählte, er hätte mit dem «richtigen Parteibuch» und Beziehungen, wie sie später durch Bauskandale in Westberlin bekannt wurden, auch grössere und interessantere Aufträge erhalten können. Diesen Weg lehnte er aber ab. Die SPD hatte schon nicht mehr sein Vertrauen, und die Vorbilder seiner Jugend forderten diese Konsequenz.

Er wollte sauber bleiben. Und er wollte unabhängig bleiben. Dafür arbeitete er diszipliniert und hart. Bei ihm musste viel geleistet werden; die Forderung nach Leistung stellte er zuerst an sich selbst, überforderte sich dabei. Lothar fühlte sich verantwortlich für seine Mitarbeiter; keiner wurde entlassen, wenn die wirtschaftliche Lage dies erfordert hätte. So konnte er nicht mehr aus der Haut des Westberliners, für den diese Stadt nicht nur der Ort seines Erfolges, des Wohlergehens seiner Familie war, sondern auch eine Verpflichtung, nicht aufzugeben, sondern zu bleiben. Eine Weile trug er sich sogar mit dem Gedanken, eine eigene Partei zu gründen; schliesslich suchte er im sozialen Wohnungsbau ein Tätigkeitsfeld zur Verwirklichung seiner politischen Vorstellungen. Sein Geld machte er aber durch Verträge mit den Reichen dieses seltsamen Gebildes Westberlin. Von den Idealen der Zeit in Moskau, den Idealen, denen der Vater sein Leben gewidmet hatte, konnte er sich trotzdem nie ganz lösen.

Lothar Wloch wurde nach dem XX. Parteitag der KPdSU die Rehabilitation seines Vaters bestätigt. Dennoch behielt er seine antikommunistische Grundhaltung bei. In späteren Jahren sprach er mit seinen zwei Söhnen und auch mit anderen trotzdem gern über die Zeit in der Sowjetunion, die Schule in Moskau und seine damaligen Freunde. Das wurde sein Widerspruch, mit dem er leben musste, unter dem er litt und mit dem er nicht fertig wurde. Sein Vater war ein Praktiker des politischen Kampfes gewesen und blieb darin auch sein Vorbild. In George sah Lothar den Intellektuellen, den Professor, dessen Leben und Wirken sich wie das von Louis Fischer nur im Theoretischen bewegte. Er erkannte sehr wohl, dass «im Osten» vieles entsprechend den Vorstellungen des Vaters geschah, dass dort Schweres geleistet wurde. Leistung konnte er anerkennen. Das tat er auch, wenn er in späteren Jahren zu Konis Filmpremieren in die Hauptstadt der DDR herüberkam. Doch in philosophischen Gesprächen mit den Fischers beklagte er, dass der Westen nur zuschauen, wie der Osten Erfolge bei der Erziehung der Jugend zu Sympathisanten des neuen Regimes und zu aktiv Mitwirkenden erziele. Dort wisse man genau, was man wolle. Vielleicht wurde auch deshalb sein Urteil über die Perspektive seiner Heimatstadt immer pessimistischer.

Wer konnte wissen oder auch nur ahnen, auf welch verschlungenen Wegen

die Entwicklung dieser Stadt, des geteilten Landes, des so schwer gezeichneten Kontinents verlaufen würde. Noch gab es Kongresse und Tagungen im Zeichen der deutschen Einheit, es gab sie in Ost und in West. Doch im Sommer 1948 wurde im Westen eine eigene Währung eingeführt, es kam zur Blockade Westberlins und zur dramatischen Zuspitzung der Lage. Das politische Klima in ganz Europa und in der Welt drohte gänzlich zu vereisen.

Im Februar 1948 war es in der Tschechoslowakei zu einer Veränderung der Machtverhältnisse gekommen. Im Westen schlugen die Wellen hoch, aber auch im Inneren unseres Nachbarlandes blieb es unruhig. Im Mai desselben Jahres sah ich als Rundfunkkorrespondent in Prag, wie schnell sich in einer angespannten Situation die Gemüter bis zu Exzessen auf Strassen und Plätzen erhitzen können. Unter anderen Bedingungen erlebten wir ähnliches im Juni 1953 in unserem Land.

Der Ausgang des Bürgerkrieges in Griechenland, eine Folge der vom US-Präsidenten Truman verkündeten und nach ihm benannten Doktrin; die Gründung des Staates Israel, mit dem ein permanenter Krisenherd im Nahen Osten einen weiteren Nährboden erhielt; die Wiederaufnahme des Kolonialkrieges in Vietnam und die neuen Kriegswolken, die über Korea heraufzogen – alle Zeichen standen auf Konfrontation. Und es war die Zeit, als die USA sich noch im Besitz des Atomwaffenmonopols glaubten.

Die Gefahr für den Weltfrieden war riesengross. Keine gute Zeit für Freundschaften über die Fronten hinweg. Die Fäden zwischen unserer Familie und den Fischers waren gerissen. Nur über Lothar kamen ganz selten noch Grüsse. Aber auch zu ihm lockerten sich die Beziehungen. Jeder der Troikahelden lebte sein Leben in der Welt, in die er hineingestellt war.

Ihre Geschichte schien wieder einmal zu Ende zu sein.

Das Treffen in New York

Fast 30 Jahre, ein halbes Menschenleben, verstrichen, und es war alles normal, wie es den eigentlich unumstösslichen Regeln dieses Lebens, dieser Welt entsprach – man lebte eben sein Leben in vertrauter Umgebung, mit bekannten Menschen. Die Distanz zum anderen wuchs, abgesehen davon, dass die beiden Berliner sich regelmässig in ihren Wohnungen trafen, öfter im Osten der Stadt, selten im Westen. Dadurch erhielten sie sich den schwindenden Lebenshauch des Verbindenden, aber auch die wachsenden Widersprüche und Gegensätze. Und die Troika gab es ja auch nicht mehr. Unser dritter Mann, der «Ami», war weit weg, nicht nur der Entfernung nach. Wie sollte es auch anders sein, es war eben normal!

Dann die Begegnung. Eigentlich auch ganz normal. Es war nur ein einziger Tag – auf dem Rückflug von Moskau nach New York. Eine Zwischenlandung in Schönefeld, ein Tagesaufenthalt beim «Russen» in Ost-Berlin, der Mittelmann kommt dazu, bringt ihn nach Westberlin, und von Tempelhof geht es am nächsten Tag weiter. Wirklich, nichts Besonderes. Doch dann kam die Einladung in die Vereinigten Staaten – natürlich «offiziell», von seiner Uni. Schwierigkeiten tauchen auf, der Westberliner nimmt die Initiative in seine Hand, wird energisch, peitscht die Sache durch, als ob sein Leben auf dem Spiel stünde. Und die Sache klappt, das Abenteuer ist wieder da, lebendig, real, erlebbar; West- und Ostberliner fliegen gemeinsam ab Schönefeld über Amsterdam nach New York. Sie sind zehn Tage gemeinsam dort, und alles ist wieder da: die Jahre in Moskau, die Jahre nach fünfundvierzig in Berlin. Es ist da und doch fern, ferner denn je.

So beschreibt Koni, knapp zwei Jahre danach, das Zustandekommen des Treffens 1975 in den USA, bei dem das letzte Troika-Foto entsteht.

Die beiden Reisenden schildern den Flug später ganz unterschiedlich. Übereinstimmend berichten sie, dass auf dem Flug über den Atlantik eine Fische Stolitschnaja geleert wird: um die Emotionen der Helden zu dämpfen. Laut Georges Erzählung, der die Freunde auf dem Kennedy-Flughafen begrüsst, seien beide besoffen aus dem Flugzeug gestiegen. Lothar habe Konis Aufregung wegen dessen erster Grenzpassage ins Land der unbegrenzten Mög-

lichkeiten recht drastisch dargestellt; Koni habe umgekehrt Lothars erregten Zustand auf dessen gespannte Erwartung vom Ausgang der Wiederbegegnung der feindlichen Brüder zurückgeführt.

Der erste Tag in New York verläuft so normal wie die Grenzkontrolle und die Fahrt in die City Manhattan. New York macht auf Koni einen viel weniger ungewöhnlichen Eindruck, als er erwartet hatte. Nach einem Stadtbummel gehen die Freunde zu einem Essen bei Markuscha Fischer in der Fifth Avenue. Dort bestimmt Lothar, der alles organisierende Chef, ein Tag gehöre Jura ganz allein. In ihrer Berliner Variante fährt die Troika mit der U-Bahn zu einer Bekannten von George, die eine alte Leica besitzt und bei der das Berliner Nachkriegsfoto wiederholt werden soll.

Susan Heuman, die eigentlich nur Fotografin sein sollte, wird zur Zeugin des weiteren Verlaufs dieser Begegnung, die ein dramatisches Ende haben wird. Susan hat selbst ein bemerkenswertes Schicksal. Ihre deutsch-jüdischen Eltern emigrierten in den dreissiger Jahren über Frankreich in die USA, mussten dort die amerikanische Variante des Antisemitismus erleben und schwer arbeiten. Susan konnte schliesslich studieren, sie hörte auch Vorlesungen bei Paul Massing, der ihr half, ihre gefühlsmässig linke Einstellung durch fundiertes Wissen zu vertiefen. Dort lernte sie auch George kennen. Wegen ihrer politischen Haltung musste sie die Universität verlassen.

Die drei Männer um die Fünfzig versuchen, auf dem Foto in New York dieselbe Pose einzunehmen wie bei der Aufnahme dreissig Jahre zuvor im zerstörten Berlin. Aus dem dicken Amerikaner ist ein nachdenklich dreinschauender bärtiger Professor geworden; sein Jackett hängt im Vergleich zu dem der beiden anderen leger am Körper herunter. Der rechts stehende ehemalige Oberleutnant, nun auch mit Vollbart und wohlbeleibt, blickt schmunzelnd in die Kamera. Beim mittleren Mann ist von seiner ausgezehnten Hagerkeit des Nachkriegs keine Spur mehr zu sehen. Körperfülle und Gesichtsausdruck zeugen vom Selbstbewusstsein des Selfmademans.

Lothars Hoffnung, mit dieser Begegnung eine alte Freundschaft über Ländergrenzen und Ozeane, über die Wirren der Zeit hinweg, wiederzubeleben, dabei der Mittlere und der Vermittler zu sein, scheint sich zu erfüllen.

George-Jura darf also die Führung übernehmen. Er führt die Freunde in sein Revier; nach Greenwich Village, jenem eigenartigen, ausserhalb des City-Trubels liegenden Viertel mit Häusern in verschiedenartigen Baustilen aus dem vorigen Jahrhundert, einem Viertel, das früher der Intelligenz und der Boheme gehörte. Hier fühlt sich Jura wohl, manches erinnert sogar an die Atmosphäre rund um den Moskauer Arbat. Seine Mutter hat hier schon während des Ersten Weltkrieges gewohnt, als sie Louis kennenlernte. Auch jetzt hat sie sich ganz in der Nähe in einem Hotel einquartiert. Hier, nicht weit vom Hudson entfernt, gibt es viele Lokale, Tavernen, Bars, meist in kleinen ausgebauten Erdgeschossräumen, in denen Leute mit freier Lebensauffassung, mit den verschiedensten, oft sehr bunten politischen Einstellungen, Homosexuelle, Feministinnen, Weisse und Farbige aller Schattierungen verkehren. Zuerst geht es in Juras Stammlokal MOTHER COURAGE – . . . restaurant for feminists + their friends. Sie essen und trinken ausgiebig, wechseln das Lokal und landen nach Stunden in einem gemütlichen hinteren Raum der Taverne WHITE HORSE, wo sie sich ungestört unterhalten können. Bis zu diesem Zeitpunkt ist vieles fast so wie in früheren Zeiten. Es wird über Gott und die Welt geredet, über die Familien und Bekannte, über Politik und Kultur, über die Geschicke der ganzen Welt und über das eigene Schicksal. Die einzige dieser Reise vorangegangene Begegnung zwischen George und Koni in Berlin war nur flüchtig gewesen: es gibt vieles nachzuholen und zu erzählen.

George, nach fast zwanzig Jahren aktiver Beteiligung am kalten Krieg ziemlich abrupt aus der gutdotierten Stellung eines Sowjetologen von Rang angestiegen, befindet sich politisch am linken Flügel. Er arbeitet an der CITY-UNIVERSITÄT von New York und hat eine dramatische Wende, die sein Leben gründlich veränderte, hinter sich.

Diese Wende begann sich zu Anfang der sechziger Jahre abzuzeichnen, als er die Sowjetunion wieder häufiger besucht und aufs Neue Kontakt zu nahen Bekannten und sowjetischen Freunden gefunden hatte. Zu denen gehörten auch gegenüber der sowjetischen Wirklichkeit kritisch Eingestellte, die sich aber nicht mit dem militanten Antisowjetismus identifizierten. George las damals viel Belletristik, er schätzte die Bücher von Vera Panowa, von Ten-

drjakow, Granin und Paustowski. Diese Bücher halfen ihm, sich im Kulturleben Moskaus zu akklimatisieren, sie gaben ihm Gesprächsstoff mit alten und neuen Bekannten.

Der Schriftsteller und Herausgeber der angesehenen Literaturzeitschrift NOWY MIR, Alexander Twardowski, verkörperte nicht nur für George eine Hoffnung erwarteter Veränderungen. George sah in diesem klugen und weitsichtigen Dichter, Schöpfer des zur Legende gewordenen literarischen Helden Wassili Tjorkin, einen Verfechter der Entstalinisierung im kulturellen Leben und ein «sympathisch leidendes und mitleidendes ZK-Mitglied aus einem Bauernhaus». Er lernte Konis Lehrer an der Filmhochschule, den Regisseur Sergej Gerassimow, und eine Reihe jüngerer, ihm sofort sympathischer Soziologen und Philosophen kennen. Auch zu einigen der alten Familien wurde der Kontakt wiederhergestellt. Öfter besuchte er in Peredelkino den Senior der Sowjetliteratur, Kornej Tschukowski, dessen Haus ganz in der Nähe der ehemaligen Wolfschen Datscha lag. So kam ihm Moskau als ehemalige Heimatstadt wieder näher, er wurde von Freunden wieder Jura genannt, die Sowjetologie als Disziplin des kalten Krieges interessierte ihn immer weniger.

Zur selben Zeit kam unter amerikanischen Studenten, wie in Europa, eine neue Bewegung auf: eine Mischung von marxistischen Ansichten und Einflüssen des Anarchismus, der Hippiekultur und antiautoritärer Einstellung gegen jede etablierte Richtung; beeinflusst von Rock, Drogen, sexueller Freiheit, radikaler Kultur und vielem anderen, was man auch immer unter freier Lebensweise verstehen mochte. Diese Bewegung übte auf George eine grosse Anziehungskraft aus, er fühlte sich ihr zugehörig. So war es nur logisch, dass er an der COLUMBIA UNIVERSITY, einer Einrichtung des amerikanischen Establiments, wo er lehrte und Marx-Seminare durchführte, einen Studentenstreik unterstützte. Eine solche Haltung eines ihrer Professoren ging den Oberen entschieden zu weit, George wurde als Ordinarius nicht mehr bestätigt, er sollte gehen.

Die öffentliche CITY-UNIVERSITÄT in New York bot ihm zwar einen niedrigeren Status, stattdessen aber die Möglichkeit, sich stärker der Soziologie zuzuwenden und eigene Vorstellungen über die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderungen zu entwickeln. Dort glaubte er, zusammen mit Gleich-

gesinnten, durch kommunale und soziale Proteste kleine Schritte in Richtung einer demokratischen Selbstverwaltung in der Stadt New York zu erreichen. Die Ablehnung jeder Macht von oben, jeder staatlichen Bürokratie, die Realisierung einer Selbstverwaltung von unten – das ist sein politisches Credo, wie er es den Freunden zu erklären versuchte.

Den einschneidenden Wandel in seinem Leben empfand George als grosse Befreiung. Ein Haus auf dem Lande, das er sich zugelegt hatte, schien dieses neue Lebensgefühl zu fördern. Dort rückte das Tagesgeschehen in die Ferne, er konnte über die Welt und das eigene Leben nachdenken. Solcher Luxus war für die beiden Deutschen nicht vorstellbar.

Alles das, was Koni von George hört, auch was die Leute an den Nebentischen erzählen, weckt seine Neugier. Dem einzelnen Menschen und seinem Schicksal galt immer sein Interesse. Hier erlebt er gewissermassen vor Ort etwas von dem Phänomen einer Bewegung, über die er bisher nur gelesen und gehört hatte. Er braucht sich nur umzuschauen, um dieses seltsame Volk von jungen Frauen und Männern zu sehen, die zu Hause in der DDR schon allein wegen ihres Äusseren Aufsehen erregen würden. Was sind das für Menschen? Welche Ideologie steht hinter ihnen, dass so viele von ihnen, die meisten kommen aus dem Bürgertum, bereit sind, alles hinter sich zu lassen und sich blumenbekrönt und mit Liedern gegen die bewaffnete Allmacht des Staates zu stellen?

Knapp zehn Jahre war es her, also genauso viel Zeit war vergangen, seit für George eine Wende eingetreten war, als in Westberlin bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien die Todesschüsse auf den Studenten Benno Ohnesorg dem Protest der Jugend eine neue Richtung gaben. Ähnliches war in Paris und in vielen anderen Teilen der Welt geschehen. Die Aktionen grösserer Gruppen Jugendlicher nahmen militante Formen an. Für einen Teil wurde Che Guevara, der Mitstreiter Fidel Castros gegen das faschistische Batista-Regime in Kuba, zum Idol. Auch Koni hatte, wie mancher von uns, ein schönes Foto von Che in seiner Wohnung, er hatte dessen Tagebuch gelesen. Längere Zeit trug Koni sich mit dem Gedanken, zusammen mit Wolfgang Kohlhaase einen Film über Tamara Bunke zu dre-

hen, jenes in Südamerika aufgewachsene deutsche Mädchen. Als FDJ-lerin war sie aus der DDR nach Kuba gegangen. Gemeinsam mit Che Guevara tauchte sie unter. Später ging sie als Partisanin in den bolivianischen Busch. Dort hatte sie 1967 mit ihm zusammen den Tod gefunden. Tamara hatte sich den Decknamen «Tanja» gewählt, nach dem Beispiel der Moskauer Schülerin Soja Kosmodemjanskaja, die im Winter 1941 als junge Partisanin den Nazis in die Hände gefallen, grausam gequält und hingerichtet worden war. Soja war in unserem Alter, als wir das belagerte Moskau in Richtung Osten verliessen. Sie wurde mit ihrem Decknamen «Tanja» zur Symbolfigur für die Sowjetjugend. Ein Vierteljahrhundert später wurde sie zu einem Leitbild für Tamara Bunke. Beide Mädchen hatten Motive für ihr Denken und Handeln, die unsere waren. Man konnte sogar auch die wilde Verzweiflung der Kinder aus wohlhabenden Familien nachvollziehen, die eine Ulrike Meinhof dazu gebracht hatte, der Gewalt einer gehassten Gesellschaftsordnung die nackte Gewalt des individuellen Terrors entgegenzusetzen.

In der Ablehnung eines solchen Weges sind sich die Freunde in Greenwich Village einig. Über ihre Tischnachbarn aber gehen die Meinungen weit auseinander. Lothar verhehlt nicht seine Ablehnung. Allein die Vorstellung, seine beiden heranwachsenden Söhne könnten in ein solches Milieu von nichtstuenden, drogenabhängigen Hippies geraten, ist für ihn ein Greuel. Als er zusammen mit seiner Familie George in den USA einige Jahre vor dieser Reise besucht hatte, nahm er sogar an Georges langen Haaren und dem Bart Anstoss, er bezeichnete ihn als alternden Bohemien.

Koni interessiert sich mehr für die Motive dieser Menschen. Er fragt George und vor allem Susan nach vielen Einzelheiten. Black Power war für ihn ein Begriff, er hat die Bilder der schwarzen US-Amerikaner auf dem Siegespodest der Olympischen Spiele in Mexiko noch vor Augen, die die Arme mit der geballten Faust im schwarzen Handschuh zur amerikanischen Nationalhymne gegen den Himmel reckten. Koni wusste vom Bekenntnis des Boxidols Cassius Clay zum Islam und von dessen Ablehnung des Militärdienstes in Vietnam. Manchem Kampf dieses grossartigen Boxers hatte er bei nächtlichen Übertragungen seinen Schlaf geopfert. Die mitreissenden

Predigten Martin Luther Kings, der im Zeichen der Gewaltlosigkeit zum Führer der Bürgerrechtsbewegung in den USA, einer realen politischen Kraft und einer Herausforderung für die Herrschenden, geworden war, faszinierten ihn. So unterschiedlich Motive und Kampfmethoden waren, hatte es doch eine innere Logik, dass Martin Luther King und Che Guevara fast zur selben Zeit durch Kugeln der gleichen Herkunft getötet wurden.

Zur Zeit der Wiederbegegnung der Troika in den USA wurden viele junge Amerikaner von den Ereignissen in Chile aufgewühlt. Im September 1973 war der sozialistische Präsident Salvador Allende einem von der CIA angezettelten und von den USA unterstützten Militärputsch zum Opfer gefallen. Bis zum letzten Atemzug hatte er in der Moneda, dem Präsidentenpalast, mit seinen Mitarbeitern der Übermacht der putschenden Generale widerstanden und dem Volk Chiles sein Vermächtnis hinterlassen. Die USA hatten sich ein weiteres Mal als Weltgendarm betätigt, den Terror durch eine Militärdiktatur einer frei gewählten Regierung vorgezogen, die als prosozialistisch diffamiert wurde. Das wurde von vielen jungen Menschen nicht mehr akzeptiert.

Doch warum gehen solche Menschen, die das Unrecht des imperialistischen Systems ablehnen und bekämpfen, nicht unseren Weg? Dieser Weg ist doch gut und richtig; alles von Marx und Lenin Begründete ist fundiert und logisch, es findet in der Wirklichkeit seine Bestätigung. Wie soll diesem menschenfeindlichen System begegnet werden, wenn nicht mit einer Bewegung, die von den Massen getragen und von einer organisierenden Kraft geführt wird? Aber warum bilden dann die Kommunisten in den USA wie in der BRD eine so verschwindende Minderheit? Sie haben hervorragende, kluge Menschen hervorgebracht: Henry Winston, Angela Davis; Paul Robeson stellte sich an ihre Seite. Diese Menschen opfern sich auf, leisten Grosses und dennoch . . . Dagegen bringen manche alternativen Bewegungen in ihrer ganz verschiedenartigen und widersprüchlichen Zusammensetzung aus dem Stand Massen in Bewegung, erreichen, wie in der BRD, erstaunliche Zahlen an Wählerstimmen. Warum?

Georges Theorien überzeugen nicht. Er zweifelt selbst, ob mit seinen ge-

dachten Modellen einer Selbstverwaltung, die er real nur in bescheidenen Ansätzen in einigen Ländern sieht, in den USA auf absehbare Zeit praktisch etwas zu erreichen ist. Seine Antworten auf Konis und Lothars Fragen sind voller Widersprüche, ohne Sicherheit. Natürlich geht es an dem langen Abend nicht nur um George und seine Auffassungen, wie sich die Welt zum Besseren verändern liesse. Koni gelten ähnliche Fragen, hat er doch im Leben scheinbar das meiste erreicht und diese Reise als ein zu Hause anerkannter, in der Welt bekannter Filmregisseur und Präsident der Akademie der Künste der DDR angetreten. Für die geplanten Filmvorführungen in New York und Alaska hat er seinen ersten international erfolgreichen, in Cannes preisgekrönten Film *STERNE IM GEPÄCK*. Gespannt ist er darauf, wie sein am meisten autobiografischer Streifen *ICH WAR NEUNZEHN* aufgenommen werden wird, der so sehr die Problematik seiner Stellung zu unseren beiden Heimatländern widerspiegelt. Ganz anders wird die Wirkung des mit Angel Wagenstein nach dem Roman von Lion Feuchtwanger gedrehten Films *GOYA* sein. Auf seine Filme und die damit verbundene, oft alles Private zurückdrängende Arbeit kommt Koni bei der Beantwortung vieler Fragen in der New Yorker Runde immer wieder zurück. Er glaubt fest, in seiner Weise, mit seiner Arbeit die Menschen, sein Publikum, zu erreichen, ihnen Wichtiges, Unbekanntes zu sagen und damit etwas zu bewirken. Schliesslich geht es ihm mit seiner Kunst immer um Grundfragen der Gesellschaft, um die Haltung des einzelnen in Konflikt- und Bewährungssituationen.

Er weicht Zweifeln und komplizierten Fragen der Freunde nicht aus, verheimlicht nicht eigene Konflikte; es gab sie reichlich. Ein für ihn wesentlicher Film war zurückgehalten worden und erst nach Jahren gewissermassen rehabilitiert. Um die Aufführung von *SONNENSUCHER* hatte er genauso gekämpft wie sein Vater 1937, als dessen Stück *DIE MATROSEN VON CATTARO* vom Spielplan in Leningrad abgesetzt worden war. Auch das war ein Stück von jener Courage, die der Vater in Kunst und Politik immer wieder vorgelebt hatte. Reflektiert nicht auch die Verfilmung des «argen Weges der Erkenntnis» jenes spanischen Malers aktuelle Probleme und Anfechtungen eines Künstlers in den Kämpfen unserer Zeit? Kommt es nicht für den Künst-

ler, wie für jeden engagierten Menschen, besonders auf einen Standpunkt zum Leben und in der Politik an? Nach Konis Überzeugung müsse der Künstler, wie jener engagierte Mensch, diesen Standpunkt für sich selbst finden und ihn dann mit aller Konsequenz vertreten. Koni benutzt in der abendlichen Diskussion den Begriff der Zivilcourage, zu der ihn der Vater in seinem Brief an die Front zu seinem neunzehnten Geburtstag aufgefordert hatte. Diese Haltung nimmt Koni in der Heimat genauso ein wie bei dem merkwürdigen Disput in dem Hippielokal von New York.

Zu Konis Filmen bezieht Lothar eine zwiespältige Haltung, irgendwie betrachtet er sie auch als seine Filme. In Berlin versäumt er keine Premiere. Wenn Koni ihn zu spät über einen solchen Termin informiert, ist er wütend: Bei seiner Beschäftigung könne er nicht von heute auf morgen alles umstellen. Aber er kommt dann doch, hält die Premieren für ein wichtiges Familienereignis, schätzt die Filme und freut sich an ihrem Erfolg. In New York widerspricht er Konis Meinung, dass dessen Filme Wesentliches bewirken können. Innere Vorgänge in den sozialistischen Ländern kommen zur Sprache. Lothar führt die Ereignisse von 1968 in der Tschechoslowakei ins Feld. Auch George fühlt sich von diesen Ereignissen schwer getroffen, und über die Sowjetunion spricht er immer noch mit Trauer. Sie bleibt für ihn das Land, in dem die grösste Revolution stattgefunden hat. Beim Geruch einer bestimmten U-Bahn-Station in New York bekommt er heimatliche Gefühle; er erinnert ihn an die Metro in Moskau. Die Ideale dieser Revolution und ihrer grossartigen Anfänge empfindet er als verlorengegangen oder abgeschwächt. Er sieht nur noch Stagnation. Die Entwicklung in Chile unter Allende, manche soziale Errungenschaften in Schweden oder Israel kommen seinen Vorstellungen entgegen. Vieles von dem, was Nikita Chruschtschow seinerzeit angesprochen und als Zielvorstellungen genannt habe, sei ihm sympathisch. Entwicklungen in Kunst und Literatur hätten Hoffnungen geweckt. Darin findet er sich mit Koni einig. Interessiert hört er Konis Gedanken über die Probleme der Jugend in der DDR zu. Er glaubt dabei Zweifel des Freundes zu spüren, ob die bei ihm und der älteren Generation vorhandenen Traditionen des Antifaschismus und Vorstellungen über die geistigen

Ziele des Sozialismus richtig verstanden und übernommen werden. Trotz der grossen Unterschiede verstehen sich George und Koni, hören einander aufgeschlossen zu und stellen immer wieder Fragen.

Lothar ist weniger zugänglich, ist härter, unduldsam. Ziemlich am Anfang des Abends überrascht er die Freunde damit, dass er den WEISSEN DAMPFER von Tschingis Aitmatow nicht nur gelesen, sondern den Inhalt auch sehr genau im Gedächtnis hat. Liebevoll spricht er über dieses schöne Buch und seinen Verfasser. Jetzt wird er böse nur bei der Erwähnung der Politik der UdSSR. Koni, George und auch Susan bemerken nicht, wie zwischen ihnen und Lothar während dieses langen, immer wieder vom Essen und Trinken unterbrochenen Gespräches eine Wand entsteht. Lothar hatte zwischen dem kommunistischen Deutschen und dem antikommunistischen Amerikaner eine Brücke bauen wollen und diese Begegnung organisiert; nun sind wenige Tage vergangen, und die beiden bärtigen Intellektuellen verstehen sich trotz ihrer unterschiedlichen Ansichten besser, als er jeden von beiden versteht. Dazu kommt Susans offenkundige Sympathie für deren Ansichten. Überraschend steht er allein da, befindet sich im Abseits. Da ist er nicht mehr der selbstbewusste Boss, das führende Mittelpferd auf dem gerade aufgenommenen Foto. Er ist wieder der geschlagene Deutsche von jener Nachkriegsaufnahme, der zwischen den Alliierten hilflos einen Halt sucht. Da war, wie durch ein Brennglas verstärkt, der Schmerz über das ganze widersprüchliche Leben, das Schicksal seiner Familie, seiner Stadt, der ganzen Welt.

Auslöser für Lothars Ausbruch ist das Thema Vietnam, das den ganzen Abend eine grosse Rolle spielt. Die USA sind dabei, sich aus dem Süden dieses geplagten Landes zurückzuziehen. Endlich! Was hat dieser schmutzige Krieg gekostet an Menschenleben und Ansehen in der Welt, was hat er zerstört. Hier scheiden sich die Geister, ein tiefer Riss geht quer durch die amerikanische Gesellschaft, man spricht vom Vietnamsyndrom.

George berichtet, wie er sich unter Qualen zu der Erkenntnis durchgerungen habe, dass es nicht das Schlimmste für ein Land bedeuten muss, wenn es kommunistisch wird, sofern sein Volk dies wünscht. Und in Vietnam war das Volk bereit, bis zum Letzten zu kämpfen, jedes Opfer zu bringen, um

der militärischen und waffentechnischen Übermacht der ausländischen Interventen zu widerstehen. Schliesslich war es der Wille des vietnamesischen Volkes, der die Grossmacht USA zum Rückzug zwang. Der Weg zu dieser Erkenntnis war für George, wie für viele Amerikaner, nicht leicht. Susan erzählt von ihren Begegnungen mit amerikanischen Soldaten, die den Kriegsdienst in Vietnam verweigert hatten. Koni schildert Beispiele der Solidarität in der DDR mit dem kämpfenden Vietnam, und er spricht davon, dass diese Solidarität besonders junge Menschen bewegt.

Da bricht es aus Lothar heraus. Er wird laut, schreit etwas über den Verrat der Amerikaner an den von ihnen im Stich gelassenen Vietnamesen: «Warum tut Amerika nichts, warum lassen die Amerikaner das zu, warum seid ihr so teilnahmslos?» Georges Beschwichtigungsversuche lehnt er wütend ab: «Tut sofort etwas, quatscht nicht! Du, Professor, bist wie dein Vater: ein nichts bewirkender Theoretiker! Dozierst von oben herunter, kennst das Leben nicht!» Und zu Koni: «Ein Neutrum bist du, versteckst deine tiefliegenden Augen, weil du vor der Wahrheit Angst hast, weil du durch Passivität schmarotzt, weil du deine Position erhalten willst!» Lothars Gesicht ist rot angelaufen. Susan fürchtet um sein Leben, bemüht sich, ihn zu beruhigen. Tränen laufen über Lothars Gesicht, es ist ganz nass. Er wendet sich nun nur noch an Susan, klagt über das Los der ihrem Schicksal überlassenen Menschen in Vietnam. Das Menschliche werde von allen verraten, von Moskau wie von Washington. Es lohne sich nicht mehr, in dieser Welt zu leben. Und immer wieder aggressives Brüllen. Er vergleicht Amerikaner wie Russen mit Faschisten, meint damit auch seine Freunde. Susan traut ihren Ohren nicht, als er sich für den Abwurf der Atombombe in Vietnam ausspricht. Da gleicht er einem kranken Fanatiker. George gibt ihr zu verstehen, dass hinter diesem Ausbruch mehr stecke als die Streitsucht eines Betrunkenen.

Als Koni auf der Heimfahrt aus dem Taxi steigt und Lothar allein mit ihr weiterfährt, hat Susan Angst. Sie empfindet auch Mitleid, denn sie spürt, dass ein Mensch zerbricht, der Hilfe braucht, und sie hat Angst, weil er sich wie ein ultrarechter Amerikaner gebärdet hat. Sie will nicht allein mit ihm sein. So verlassen auch sie das Taxi und laufen lange durch die Strassen. Auf dem Weg, in der Nähe des Sitzes der UNO, erzählt Lothar, warum er

vor dem Krieg wieder nach Deutschland zurückgegangen und dass sein Vater in der Sowjetunion umgekommen sei. Susan hat das eigentümliche Gefühl, dass dieser Mensch sterben, dass er sich umbringen wird. Lothar ist immer noch erregt, weint. Sie sieht Lothars Tränen als Tränen des Zorns eines einsamen Jungen, der einen Streit verloren hat. Schliesslich fahren sie mit dem Bus zu Susans Wohnung und verabschieden sich vor der Haustür. Susan versucht noch lange, sich aus dem Wirrwarr all der am Abend gehörten Fakten und Meinungen ein reales Bild von den drei Männern zu machen, die wegen eines Fotos zu ihr gekommen waren. Bei zweien hat sie das Gefühl, dass sie zu ihnen gehört. Jeder der beiden hatte auf seine Weise ihre Sympathie; Koni ist ihr am nächsten. Leid spürt sie bei allen dreien, und sie glaubt zu begreifen, dass diese drei Menschen ohne ein richtiges Zuhause sind. Jeder hat seine eigene Geschichte, trägt sein eigenes Päckchen.

Der Flug nach Alaska verdrängt das abendliche Geschehen in New York. Koni hatte von der Häufung solcher Anfälle bei Lothar in letzter Zeit gehört. Meist war Lothars Frau bei seinen Besuchen mitgekommen. Gesprächspartnern gegenüber, auch gegen sie, wurde er immer häufiger aggressiv. Stets bildete Alkohol den Auslöser. Doch bei früheren Differenzen zwischen Lothar und Koni, die meist in frotzelndem Ton ausgetragen wurden, hatte es nie einen solchen Ausbruch von Aggression, Hass, blinder Arroganz und Verzweiflung gegeben. Durch die von Lothar selbst arrangierte Begegnung der Freunde kam das Verdrängte, brach die Vergangenheit mit ungeahnter Kraft aus ihm heraus und mit ihr die Erkenntnis von der Ohnmacht eines Menschen, der zwischen den Fronten steht. Lothar fühlte sich als Kämpfer für Gerechtigkeit und Menschlichkeit allein auf weiter Flur.

Von alledem war später nicht mehr die Rede. Koni entdeckt das Land für sich, geniesst Alaska. Die Weite der Landschaft, die Verbindung von urwüchsiger Natur mit Inseln moderner Architektur und Technik, die Fähigkeit der Amerikaner, nicht nur Geld zu machen, sondern für Geld auch etwas Sehenswertes zu leisten, all das beeindruckt ihn. «Wot swolotschi amerikanz» – Diese Amerikaner – diese Mistkerle! notiert er mehrmals anerkennend in seinen Reisenotizen.

In Fairbanks werden sie von Viktor wie alte Freunde begrüsst. Die eigentli-

che, die Moskauer Troika ist wieder beisammen. Auch Vitja trägt nun einen Vollbart; bei der vorangegangenen kurzen Begegnung in Berlin hatte er ihn noch nicht. Er wird jetzt Vic genannt und ist der souveräne Gastgeber, der sich in diesem Land wohl fühlt, in dem er zu Hause ist. Trotz seiner vielfältigen Funktionen und Verpflichtungen verfügt er frei über seine Zeit und steht den Freunden zur Verfügung.

Seit fünfundzwanzig Jahren hat er in diesem grössten Unionsstaat der USA zu tun, lebt und arbeitet hier, kann sich selbst verwirklichen, die Träume ihrer gemeinsamen Jugend erfüllen.

Vitjas Frau und die Kinder empfangen die Gäste ebenfalls freundlich. Mit drei Autos geht es zu ihrem Haus. Unterwegs, noch ausserhalb der Stadt, sieht Koni auf einem Hügel die moderne Universität, wo er seine Filme zeigen und einen Vortrag halten wird. Vor einem Jahr, als Vitja auf dem Rückflug aus der Sowjetunion in Berlin Station machte und sie sich nach fünf- unddreissig Jahren zum erstenmal wiedersahen, war diese Idee geboren worden. Vic hatte mit dem Präsidenten der Universität von Alaska gesprochen, ihm gesagt, dass sein Freund ein grosser Filmmacher und Träger vieler internationaler Preise sei. So kam neben der Einladung an die CITY-UNIVERSITÄT von New York auch diese offizielle Einladung nach Alaska zustande; die Aussenministerien und die Botschaften beider Länder wurden eingeschaltet, und nun war der Präsident der Akademie der Künste der DDR in Alaska. Ein Streich wie in der Jugendzeit, nur auf höherer Ebene!

Vics Haus liegt in einem Wald aus Birken, Buchen und Erlen; er hat es selbst entworfen, alles ist praktisch. Sehr schnell scheint alles wie früher zu sein; die Jungen aus Moskau sind wieder zusammen. Man erinnert sich, schon damals Pläne für Reisen in den hohen Norden gemacht zu haben. Dabei ging es sicher um Sibirien. Sie glauben aber, dass auch von Alaska die Rede gewesen sei.

Den ganzen nächsten Tag machen Koni und Lothar Pelmeni. Da ist Koni in seinem Element, er bezeichnet sich in aller Bescheidenheit als weltbesten Pelmeni-Experten, er lässt neben sich allenfalls noch seinen Lehrmeister und Kollegen, den sowjetischen Filmregisseur Sergej Gerassimow, bestehen. Lothar erzählt Viktors Familie die grosse Szene aus Konis Film ICH WAR NEUNZEHN, in der sowjetische Offiziere mit einer wahren Pelmeni-Or-

gie in Sanssouci die Siegesfeier vorbereiten. Nachdem auch Vitja diesen Film gesehen hat, kann er verstehen, welche Rolle diese kleinen mit Fleischklösschen gefüllten Teigtaschen in Konis Leben spielten. Der Film bewegt ihn tief. Er sieht den Neunzehnjährigen in der Uniform des sowjetischen Leutnants, und er sieht sich selbst in sowjetischer Uniform. Wäre er 1939 nicht in die USA gegangen . . . Mit dem, was er sieht, mit den Menschen dieses Films, kann er sich identifizieren. Und er fragt sich, ob er noch am Leben wäre; weil im Osten so viele Menschen den Tod fanden, viel mehr als in der amerikanischen Armee. Es ist wie ein Wunder, dass die Moskauer Troika überlebt hat und nun während einer Party in Fairbanks, Alaska, das russische Nationalgericht verzehren kann. Russisch ist auch die gemeinsame Sprache der Freunde geblieben. Vitja hat sein Deutsch fast völlig vergessen. Nur bei schwierigen Themen sprechen Vitja Englisch, Lothar Deutsch und Koni entweder Russisch oder Deutsch. Vitjas Frau Gloria und die anderen Anwesenden verstehen meist gar nichts, die Troika aber hat keine Sprachschwierigkeiten.

Viktor will möglichst viel von seinem Alaska, seinem Wirkungskreis zeigen. Sie fliegen gleich an einem der ersten Tage mit einem kleinen Charterflugzeug nach Pradhoe-Bay, dem Anfang der Pipeline, wo der BP-Konzern an der Quelle des schwarzen Goldes sitzt. Koni kommt sich vor wie der Akteur in einem utopischen Film – eine eisige, gleissende Schneewüste, nur 1.500 Meilen vom Pol entfernt, und mittendrin das eigenartige technische Gebilde des BP-Centre. Zu ihm gehört ein arktisches Hilton-Hotel mit allen Wundern der Technik und jeder erdenklichen Annehmlichkeit modernen Komforts. Obwohl Koni über die Verwertung all der Erkenntnisse aus der Raumfahrt staunt – das Hotel wurde vom Weltraumzentrum in Houston projektiert und gebaut –, ist er doch mehr von der gewaltigen Natur und den schwer arbeitenden Menschen beeindruckt.

Viktor erklärt, wie er durch seine Arbeit dazu beiträgt, dass dieses Land nicht blindlings ausgebeutet, sondern wie die Wirtschaft vernünftig und unter Berücksichtigung der Interessen der dort lebenden Menschen entwickelt wird. Als er nach Alaska gegangen war, weil ihm New York nicht gefiel und auch, weil er vom berühmten Vater weg wollte, war das Land noch

nicht Unionsstaat der USA. Er wurde Aktivist für den neuen Staat, schrieb mit an seiner Verfassung, wurde Senator im örtlichen Parlament. Nach elf Jahren in Alaska und einem Jahr an der Harvard-Universität arbeitete er eine Zeit lang in der Administration in Washington am Problem der Bevölkerungsstaus in den Grossstädten. Doch es zog ihn wieder in die Weiten Alaskas zurück.

Von der Ölleitung fahren sie in eine von eisbedeckten Bergen und Gletschern umgebene Bucht, atmen die frische Luft, breiten die Arme aus, als ob sie von hier aus die Welt umarmen könnten. Sie sind erfüllt vom Gefühl, das jeder Mensch empfindet, wenn er ein unberührtes Stück Natur erlebt in dieser Welt, die so schön sein kann. In diesem Augenblick sind die Träume der Kindheit wieder bei ihnen, ihre Vorstellungen von einer guten Welt und all ihre Wünsche, selbst die Geheimnisse der Erde zu erforschen, um zu einer besseren Ordnung auf ihr beizutragen. Wie haben sie damals in Moskau die Eismeerforscher bewundert und eigene Pläne für Sibirienreisen geschmiedet.

Auf dem Flug über das Gebirge nach Pradhoe-Bay erzählt Koni von seiner Kamtschatka-Reise. Nur die schmale Beringstrasse trennt hier das fernöstliche Sibirien von diesem Teil Amerikas, das der russische Zar einst für 7,2 Millionen Dollar verkauft hat. Diese Nähe ist immer gegenwärtig. Und hier in Alaska, bei Viktor, aber auch bei den amerikanischen Erdölarbeitern, bei den Gesprächen an der Universität, kommt der Gedanke auf, dass Menschen, die ähnlich leben, mit ähnlichen Aufgaben und ähnlichen Umweltbedingungen verwandte Gedanken haben müssen. Koni und Vitja unterhalten sich viel über die Ähnlichkeit zwischen Alaska und Sibirien; sie stellen immer wieder nicht nur die Ähnlichkeit der Landschaft, sondern auch psychische Ähnlichkeiten der Menschen fest, die gewissermassen an der Grenze der Zivilisation leben, freiwillig in die Wildnis gehen, um das Land und seine Reichtümer zu erschliessen. Das Leben ist hier in mancher Hinsicht einfacher. Arbeitende Menschen sind in der ganzen Welt auf irgendeine Weise gleich: sie sind freundlich und mitteilungsbedürftig, ihre Gesichter und Hände sind gezeichnet. Viktor übersetzt Koni an der Öltrasse

die geduldigen Erklärungen der Arbeiter zu den für sie selbstverständlichen technischen Prozessen, zu ihren Aufgaben und zu ihrem Lebensrhythmus. Gerade hier empfinden sie die in jener Zeit zunehmende Konfrontation zwischen den USA und der Sowjetunion besonders schmerzlich. Die Unruhe darüber ist Teil der Gespräche der Freunde.

Koni spricht auch bei der Vorstellung seiner Filme vor den Studenten und Lehrkräften an der Universität in Fairbanks darüber. Er tut dies zurückhaltend, denn es kommt vor allem darauf an, dass sich die Zuschauer selbst ein Urteil über seine Filme und damit über das Land, in dem sie gedreht wurden, bilden. Er spricht über seine Arbeit, die Absicht, den Menschen mit seinen Filmen etwas mitzuteilen, das ihnen hilft, sich untereinander besser zu verstehen. Das Einende ist ihm wichtiger als das Trennende.

In den Gesprächen mit Vitja erklärt er unter dem Eindruck ihrer Expedition zur Öltrasse, für ihn sei die Kunst in vielem noch unerforschtes Neuland, er brauche Unentdecktes. Das Gehen auf ausgetretenen Wegen sei uninteressant, für den Künstler und für den Betrachter. Koni erinnert sich an seinen Film DER GETEILTE HIMMEL, der vom Problem eines jungen Paares im geteilten Deutschland berichtet, 1964 nach einer damals umstrittenen Erzählung von Christa Wolf gedreht. Auf ganz andere Weise erinnert ihn der in Alaska und Sibirien gleiche Himmel an die Bedrohung und die Uneinigkeit in dieser Welt.

Vitja erzählt von seinen Reisen in die Sowjetunion, über seine Gefühle. Zu den Menschen hat er überall sehr schnell Kontakt gefunden, wegen seines guten Russisch gab es für ihn keine Sprachbarriere. In Moskau, Leningrad, Murmansk, Nowgorod und Irkutsk, im Flugzeug oder in Restaurants, überall begegneten ihm aufgeschlossene Gesprächspartner, die frei und unumwunden ihre Meinung sagten. Oft fühlte er sich wieder zu Hause; aber es gab auch eine bestimmte Distanz. Nach kurzer Zeit verflogen meist die an die Jugend erinnernden Emotionen, und er spürte, dass ihn eine politische Kluft von diesem Land trennt, in dem er nicht mehr leben mochte. Das ändere nichts am dem sehr guten Kontakt zu zahlreichen sowjetischen Kollegen, zu dem auch viele Wodka-Toasts und gemütliche Stunden des Zusammenseins gehörten. Man trank nicht nur auf Frieden und Freundschaft, son-

dern man bemühte sich um eine lang andauernde und enge Zusammenarbeit. Viktor tat viel, um diese Zusammenarbeit zwischen seinem Arbeitsbereich und den entsprechenden Instituten der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau, Nowosibirsk und Irkutsk nicht abreißen zu lassen und produktiv weiterzuentwickeln. Die dabei entstehenden persönlichen Beziehungen waren für ihn besonders wichtig; trotz allem Trennenden waren das Menschen eines Landes, in dem er einen wichtigen und guten Teil seines eigenen Lebens gelebt hatte.

Er erinnert sich, dass er in Moskau gerade zu der Zeit krank wurde, als der damalige US-Präsident Nixon die Sowjetunion besuchte. Er erlebte, wie sehr die Menschen auf einen guten Verlauf dieses Besuches hofften. Nixon, den Vitja persönlich nicht mochte, hatte sich für die Entwicklung guter Beziehungen eingesetzt. Zum Zeitpunkt des Treffens ist das leider nicht mehr so. Viktor meint: Wenn die grossen Politiker unflätige Worte wechseln, müssen wir umso enger in Kontakt bleiben. Deshalb wird bei diesem Treffen der Freunde festgelegt, dass die nächste Begegnung unbedingt in Moskau stattfinden solle.

Koni und Vitja denken ernsthaft darüber nach, wie eine Brücke zwischen den Menschen in Sibirien und in Alaska geschaffen werden könne. Im Senat von Alaska bringt Viktor eine Resolution für eine kernwaffenfreie Arktis ein. Doch das ist später.

Auch bei diesen Gesprächen bleibt Lothar im Abseits. Er ist dabei, stimmt einem Treffen in Moskau zu, es gibt keinen weiteren Eklat wie in New York, aber die Politik ist hier nicht sein Thema.

Dagegen kann er bei dem Eheproblem der Fischers versuchen, Frieden zu stiften und Trost zu spenden. Die Freunde hatten schon bald nach ihrer Ankunft Anzeichen für ein gestörtes Verhalten bemerkt, aber ausgerechnet während ihres Besuches spitzt sich alles zu, sagt Viktor seiner Frau, dass er die Absicht habe, sie zu verlassen. So werden es in dieser Beziehung schwere Tage, Vitja entschuldigt sich bei den Freunden, dass er ihren Besuch damit belaste. Vor dem Abschied sprechen die Männer bis zum frühen Morgen darüber. Lothar meint: «Lasst euch Zeit.»

Vitja und Koni haben ein sehr inniges Gespräch. Koni erzählt von Meni, ih-

rer bewundernswerten Haltung gegenüber den Gefühlen des Vaters zu anderen Frauen. Der Schmerz über Menis Tod zwei Jahre vor dieser Reise ist in Koni nicht verheilt. So spricht er mit den Freunden über Menis Bedeutung in seinem Leben und dass ihm bei der Beschäftigung mit dem Nachlass der Eltern immer klarer wurde, wie unersetzlich Meni dem Vater geworden war. Sie war das Zentrum der zahlreicher werdenden Familie, auch für die Kinder des Vaters, die sie nicht geboren hatte. Und sie war dem Schriftsteller der gleichgesinnte Partner fürs Leben und in seiner Arbeit. Dabei kommt Koni auf seine zweite Ehe zu sprechen, auf die grosse Rolle, die Christel in seinem Leben spielt. Sie habe ihm mit ihrem Wesen, ihrer aufgeweckten, munteren Art, ihrer aufgeschlossenen Neugier gegenüber den verschiedensten Dingen des Lebens, mit ihrer Liebe überhaupt erst Boden unter den Füßen gegeben. Margot erwähnt er in diesem Gespräch nicht. Selbst das vergangene Vierteljahrhundert konnte diese Wunde nicht ganz heilen.

Beim Abschied am nächsten Morgen bricht Gloria in Tränen aus, sie liegt lange in Lothars Armen. Auf dem Flughafen von Anchorage, im Moment, als er die Lufthansa-Maschine in Richtung Hamburg besteigt, ist Lothar wieder voller Selbstbewusstsein, wie verwandelt. Koni ist von seinem jovialen Ton befremdet. Beim Anblick des deutschen Lufthansa-Service meint Lothar: «Man kann wieder Deutsch reden.»

Die Freunde versichern sich noch einmal, das nächste Treffen solle in nicht ferner Zukunft stattfinden, und zwar entweder in Moskau oder irgendwo in Sibirien, vielleicht auch am Baikalsee. Koni will sich so für die Gastfreundschaft der Amerikaner und für die von Lothar organisierte Reise revanchieren.

Als Lothar abgeflogen ist, gibt es noch ein ungezwungenes Gespräch zwischen Koni und Viktor. Vitja hat dieses Treffen sehr tief beeindruckt. Auch er kommt von der gemeinsamen Jugend in Moskau nicht los. Es war das schwer Fassbare, das wohl doch das ganze Leben eines jeden aus der ehemaligen Troika geprägt hat.

Vieles an Vic erinnert Koni an den jungen Vitja in Moskau: seine Ruhe, seine Konzentriertheit, das In-sich-gekehrt-Sein und der doch immer sehr offene Umgang mit anderen Menschen. Vitja ist ihm sofort nahe, mehr als

Jura oder Lotka. Sie sprechen über die anderen, über die Unterschiede zwischen den älteren und den jüngeren Brüdern. Die Jüngeren hätten mehr von den Müttern, die Älteren mehr von den Vätern.

Viktor meint, dass er und George sich in ihrer Kindheit und Jugend nicht sehr nahe gewesen seien. Das habe sich gegen Ende des Krieges geändert. Als Vitja noch 1945 für den Krieg im Pazifik eingeschifft werden sollte, war Jura extra nach Marseille gekommen. Die Brüder verbrachten dort drei oder vier gemeinsame Tage, die zu den schönsten ihres Lebens gehören. Es war der Umschwung in ihrer Beziehung zueinander. Jura sei in seinem Wesen gut, aber er sei ein Aussenseiter und Einzelgänger geworden. Mit der radikalen Wende in seinem Leben vom guten Job des Sowjetologen zum anerkannten und von den Studenten geschätzten Soziologen habe er nichts bewirken können. Nirgendwo finde er für die Verwirklichung seiner Vorstellungen von Revolution Boden unter den Füßen. Lothar dagegen versuche, durch Überforderung seiner Kräfte den unlösbaren Widerspruch zwischen seiner humanen Gesinnung und der objektiv einer menschenfeindlichen Umwelt dienenden Tätigkeit zu verdrängen. «Er hätte bei euch bleiben, ein Politiker werden oder damals zu uns nach Alaska kommen müssen, als wir ihm den Vorschlag machten – er wäre ein anderer Mensch. Jetzt ist es zu spät – ja, mit fünfzig ist es wohl so . . .», sagt Viktor.

Koni fliegt von Alaska nach Los Angeles zur Witwe Lion Feuchtwangers, Marta Feuchtwanger. Durch den GoYA-Film und durch ihren Kontakt zur Akademie der Künste der DDR ist eine enge Beziehung zwischen der beeindruckenden alten Dame und Koni entstanden. Als beide gemeinsam ein Restaurant besuchen, setzt der Präsident der Akademie der Künste das Personal und die anwesenden Gäste in Erstaunen, als er hundert Gramm Wodka bestellt und in einem Zuge leert. Es ist der dreissigste Jahrestag der Befreiung von Bernau, der Tag, an dem ihm als ehemaligem erstem Kommandanten die Ehrenbürgerwürde der Stadt verliehen wird.

Auf dem Rückflug über New York gibt es noch eine Begegnung mit Markuscha in Greenwich Village. Auch sie ist für Koni eine der grossen Muttergestalten seines Lebens. Markuscha war ihren Söhnen nahegeblieben.

Anders als Louis Fischer, der sich von der Familie immer mehr entfernt hatte, konnte sie die Wiederbegegnung der Söhne mit dem Land ihrer Kindheit und Jugend verstehen und mitempfinden – auch den Riss quer durch die Troika. Markuscha spricht mit Koni über Lothar und nennt ihn: «Nasch burshuitschik – Unser kleiner Bourgeois.» Sie spürt den Bruch genau: «Er hat es viel schwerer gehabt als ihr. Er hat einen anderen Weg gewählt und ist mir nun viel ferner.»

Der Flug gibt Gelegenheit, über die vielen Eindrücke nachzudenken. Traf das von Markuscha beinahe liebevoll benutzte Wort vom kleinen Bourgeois Lothars Wesen? Sicher hatte er in vielem das Gebaren eines Managers, Attribute eines solchen Lebensstils angenommen. Sehr bestimmt vertrat er den Standpunkt eines liberalen Bürgers. Und dennoch versuchte er, den gemeinsamen Träumen ihrer Jugend auf seine Weise treu zu bleiben. Er hatte am schwersten arbeiten müssen, um überhaupt einen Beruf zu erlernen und sich die Existenzgrundlage für die Verwirklichung seiner Vorstellungen zu schaffen. Beliebt bei seinen Mitarbeitern und Kunden, brauchte er sich nicht zu schämen, wenn er in den Spiegel sah.

Sosehr Vitja in seinem Wesen Koni am nächsten war, teilte er doch bei aller Verschiedenheit mit Lothar die gemeinsame feste Verankerung in der Gesellschaft, in der sie lebten. Beide erhielten sich ihren kritischen Blick, durch ihre Leistung auch ihre Unabhängigkeit, vom Sozialismus hatten sie sich gleichermaßen abgewandt. Über seinen eigenen sozialistischen Standort hatte Koni nie Zweifel aufkommen lassen. Jeder hatte seine Meinung, vertrat sie mit unterschiedlichem Temperament und Toleranz. So auch der wohl am meisten grübelnde George, der seine Position gern mit dem Begriff *fifty-fifty* umriss. Zu seiner Lieblingsvision wurde immer mehr die Vorstellung einer Annäherung der grossen geistigen und gesellschaftlichen Strömungen der Menschheit.

Mit Konis Rückflug endet das Abenteuer einer Wiederbegegnung der Troika.

«Die Welt der Jugendträume war wieder da, sie liess sich jedoch nicht mehr ins Heute holen.»

Pudhoe-Bay - am 10.11. fliegen wir
mit einem kleinen Charter-Jet der "BP"
an den Anfang der Pipe-Line, die Quelle des
"Schwarzen Goldes": Nordufer von Alaska,
weit über dem Polarkreis.
Ein breites Dünengebiet mit 8 Pfeitzen
- zuerst nur die nördl. Berge, eine weiße Mondlandschaft.
Dann ein schwarzer Riss, Kesselgrube
durch die legendarische Tundra - die neue Straße
von Fairbanks zur Ozeanbucht.

Ein kleiner Flugplatz der Oelfirmen
(Es gibt nun den großen - für eine Boeing 747).
Strahlende Sonne und -30-35°C! Ein Wagen
der Firma fährt zum "Operativ-Center" der
"BP". Flache Schotterstraßen verbinden "Meets-
points" - Mülllager, Stahlwerke, Formwerke,
Bauzonen, Werkzeuge, Hafen usw. Dann
kommen erregende Gebäude (wie große, wabenartige
Container) auf massiven Stahlstützen - das BP-Center.

Man hat es nicht für möglich, glaubt
an einer Traumwelt zu sein, Arsten erntet
Sibirische Utopische Frens - eine eisige, glühende
da Sonne wärmt nur 1500 Meilen vom Pol
- dann öffnet man die Tür, geht ein Tropfen
und ist in einem arktischen Hieton voll
Angenehm warm, warm, komfortable großzügige
Räume mit Sessel, Amaranth, Speisesaal,
Swimmingpool + Sauna in dem schönsten Farb
wechsel. Die Wohntrakt - ein ganz wie im
fernen Hotel mit phantastischen Farbspiel,
doch Wohnzone - prächtig, schön, futuristisch.
Es wirkt warm beruhigend, harmonisierend.
Der Tempel hieß die Kapitalkirche. Ozeanische!
Es wurde in Huson (Wetteranerkennung!) Projekt
triest und gebaut, ist ein Akkordprodukt von
dort! Es liebt die Raumfahrt, wenn sie die
Amerikaner menschen der Old-Bill ein paar Krone
abwirft - Dann - Lunch; Boston und man
nimmt davon was man will, was man will -
- außer Alkohol - KET! Kosten los! Es
wird hier 12-14 St. gearbeitet 7 Tage. Nach
9 Wochen - 2 Wochen frei. Durchschnittslohn -
- 10-12 \$ pro St. Adam Reise - ca 150 \$ pro St.,
1000 \$ pro Woche, 4-5000 \$ im Monat. Bei freier
Verfügung + Unterhalt. Bei diesem Amerikanismus!
Es wird für das gute Geld geschuftet, weiß Gott,
aber es wird dafür auch etwas gegeben, und
nicht nur Geld!

Auszug aus dem Reisebericht von Konrad Wolf
über seine USA-Reise 1975

Epilog

Der nichtgedrehte Film

Lothars Tod folgt wie in einem Drehbuch den Ereignissen in New York. Er stirbt im Juni 1976 in einem Krankenhaus in Berlin-West. Die Mediziner können nicht zweifelsfrei klären, ob er eine Überdosis von Tabletten in der Absicht genommen hat, Selbstmord zu begehen, oder ob der Tod als Folge der Missachtung ärztlicher Empfehlungen zu einer seit Langem festgestellten Krankheit, einer unglücklichen Verkettung übermäßigen Alkoholkonsums, einer Attacke des angegriffenen Herzens und eines Anfalls seiner immer stärkeren und häufiger auftretenden Depressionen eingetreten war. Doch welchen Anteil hatten an diesem Schlusspunkt der Managerstress und das Bewusstsein vom nichtbewältigten Leben, der Widerspruch zwischen dem Wunsch, als Baumeister und Bürger seiner Stadt zur Verbesserung der Lebensqualität der Menschen beizutragen, und dem ständigen Druck, sich im Wirtschaftswunderland behaupten zu müssen? Dazu das Jugendtrauma . . . Hatte das Treffen in New York zu viel aufgewühlt? Vielleicht den Schlusspunkt vorausbestimmt?

Nach dem Tod Lothars, des «Tschkalow», des Mittelpferdes der Troika, gibt es für Koni keine Ruhe mehr. Diese Geschichte, die Geschichte seines eigenen Lebens, muss nun bewältigt, festgehalten werden, alles früher Gedachte strömt unaufhaltsam zusammen.

Lothar hatte bestimmt, dass seine Asche einem namenlosen Grab auf dem Städtischen Friedhof in Berlin-Wilmersdorf übergeben wird. Namenlose Gräber kannte Koni aus dem Krieg. . . Am sechsten Januar 1977 hält er auf sechseinhalb Schreibmaschinenseiten «Eine erste Gedankenskizze zu einer möglichen Geschichte» fest – Die Troika.

Von jenem Tag an wird ihm die «Troika» zu seiner zweiten Existenz.

In seinem Innern ist der Inhalt des gedachten Films bereits vielgestaltig vorhanden. Immer und immer wieder durchlebt er die Geschichte: es ist die Geschichte seines Lebens. Schon einmal hatte er versucht, das eigene Leben in einem Film zu gestalten, als er, zehn Jahre zuvor, ICH WAR NEUNZEHN drehte. Doch da ging es um Episoden aus nur wenigen Tagen, letzte Erlebnisse unmittelbar vor Kriegsende. Nun sollte am Beispiel dieser Troika das Schicksal einer ganzen Generation dargestellt werden.

Ist es ein Zufall, dass er am Vormittag jenes sechsten Januar Fritz Cremer, den Bildhauer, in seinem Atelier am Pariser Platz besucht und dort die Totenmasken hingerichteter Kommunisten betrachtet, sich die Geschichte dieser Masken anhört? Danach verschwindet er aufgewühlt aus der Akademie der Künste.

Die Skizze zur Troika von jenem Tag endet in einem Nachdenken über das Mittelpferd: «Er ist ausgebrochen aus dem Gespann, kehrt sich ab von allen (ausser einem Menschen, der in der letzten Zeit wie ein rettender Anker zu sein scheint – eine Frau . . .). Und dann – der Tod ... im Krankenhaus, und nichts soll mehr übrigbleiben von allem, von den Illusionen und den Lebensträumen der Jugend: die Asche verschwindet in der Anonymität eines Kollektivgrabes. Die >Troika< existiert nicht mehr – ohne den Vermittler, das Zugpferd, hat sie keinen Sinn! Oder . . .?»

Die reale Troika existiert nicht mehr. Aber ihre Geschichte bleibt eine Herausforderung für den Filmregisseur, und sie wird es immer mehr auch für den Kommunisten, den Menschen Konrad Wolf.

Bei einer Geburtstagsfeier des Schriftstellers und Drehbuchautors Günther Rücker, dessen Lebensweg sich 1933 in seiner früheren sudetendeutschen Heimat mit dem der amerikanischen Troika-Helden gekreuzt hatte, fragte Koni: Wird es das Abenteuer Leben erst mit oder noch nach fünfzig geben? 1975, im Jahr des New Yorker Treffens, war Konis fünfzigster Geburtstag gefeiert worden. Die stimmungsvolle Feier im Berliner Künstlerklub DIE MÖWE mit vielen Freunden und «Wölfen» stand ganz im Zeichen der geliebten Pelmeni. Die kleinen Teigtaschen mussten von den Gästen unter Konis Anleitung angefertigt und durften erst nach strenger Prüfung durch ihn in der Küche des Hauses zubereitet werden.

Für Koni dauerte das Abenteuer Leben von der Gedankenskizze zur Troika im Januar 1977 bis zum Krankenhaus in Buch 1982 noch fünf Jahre. Was für Jahre! Sie sind bis zum Rand gefüllt mit der schöpferischen Arbeit des Filmregisseurs und den schwierigen Aufgaben eines Präsidenten der Akademie der Künste, in den Vertrauen und Erwartungen gesetzt sind. Und es werden nachdenkliche Jahre, oft angefüllt mit quälendem Grübeln über Er-

fahrungen des eigenen Lebens, über schwierige Fragen der Zeit. Es gibt schöpferische Probleme, und es gibt einen grossen persönlichen Konflikt, beides ihm alles abfordernd bis zum Zerreißen. Mancher Freund hat den Eindruck, Koni werde den Schicksalsschlag, die Trennung von seiner Frau, nicht verkraften. Von seiner Krankheit ahnt keiner etwas, auch Koni selbst nicht. Er verbeisst sich in die Arbeit und geht seinen Weg zu Ende.

Immer wieder trifft er sich mit dem Freund und Drehbuchautor Angel Wagenstein. Seit 1977 ist die Troika ihr gemeinsames künstlerisches Projekt und Thema eines ständigen Gedankenaustausches. Unbeschreiblich viel verbindet Koni mit Angel Wagenstein, den er wie alle Freunde Jäcki nennt. Ihre Zusammenarbeit geht schon über eine lange Zeit, in der die Filme *STERNE* und *GOYA* entstanden sind, Filme, die Koni zu seinen wichtigsten zählt. Beide ergänzen sich, streiten, ihr Streit ist produktiv. Jäcki schreibt das Drehbuch zu dem einzigen Film, in dem Koni seiner zweiten Frau, der Schauspielerin Christel Bodenstein, eine Rolle gibt, die des *KLEINEN PRINZEN*. Aber es ist nicht nur die Arbeit an gemeinsamen Filmen, was sie verbindet: Es ist die Freundschaft zweier Kommunisten, die sich ihrer Sache mit Leib und Seele verschrieben haben, zweier unruhiger, oft unbequemer Geister, die sich nicht abfinden können mit dem, was nach selbstgefälliger Borniertheit, kritikloser Hinnahme von Fehlern, Schwächen und Entstellungen aussieht. Ihr Temperament ist grundverschieden; aber beide sind rastlos und nicht bereit, vor heiligen Kühen strammzustehen. Diese Übereinstimmung ist für die Arbeit am Troika-Stoff unschätzbar wichtig. Koni und Jäcki ringen um die Gestaltung der Troika, zweifeln, fassen mit neuen Ideen immer wieder Mut. Beide empfinden eine seltene menschliche Zuneigung füreinander und gehen unkompliziert, sehr offen miteinander um. Dabei spielt Jäckis Frau Zora eine wichtige Rolle. Sie bezeichnet sich selbst gern als «Hexe», ist aber zu ihrer Familie und den vielen guten Freunden in aller Welt eine sehr liebe Hexe. Zora kocht hervorragend, und sie versteht es, eine Atmosphäre zu zaubern, in der sich jeder der meist zahlreichen Gäste Jäckis wohl fühlt. Bei den Wagensteins ist Koni zu Hause, dort geht es ihm gut. Er geniesst das schöne Land, die Sonne, das Meer, die Berge, er geniesst die

«slawische Seele» der Menschen, die leiblichen Genüsse ihrer Küche. Er nennt Bulgarien seine dritte Heimat. Dort geht er aus sich heraus, öffnet sich, wie in Berlin nur ganz selten.

Koni hat die Gedankenskizze zur Troika an Jäcki in Sofia gesandt. Schon im März hat er eine erste schriftliche Antwort des Freundes mit einer Fülle von Gedanken und offenen Fragen. Überlegungen zur Struktur eines Films ergeben sich aus dem Umfang des Stoffes, der sich über eine Zeit von vierzig Jahren erstreckt. Das Abwägen der verschiedenen Varianten mündet in die Forderung, den Film durch eine Kombination unterschiedlicher künstlerischer Mittel modern, mit maximaler filmdramaturgischer Disziplin und schlichten Ausdrucksmitteln zu gestalten. Angel Wagenstein sieht Schwierigkeiten, durch die Gestaltung der Handlung mit Schauspielern den authentischen Charakter der Geschichte zu erhalten, der den Film für den Zuschauer gerade interessant macht. Die Chancen eines solchen Films müssten in der Objektivität, in der unverfälschten Wahrheit, in der grösstmöglichen Aufrichtigkeit bestehen. Diese Gedanken kommen denen Konis entgegen. Er hat gerade die Arbeiten an einem Film beendet, der gleichfalls um authentische Gestaltung bemüht ist. Bis in den Sommer hinein finden fast täglich Aufführungen des mit Wolfgang Kohlhaase und Werner Bergmann gedrehten Films MAMA, ICH LEBE statt. Der Film schildert den komplizierten Weg junger Deutscher aus der Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion zu den ersten Schritten eines bewussten Kampfes gegen den Faschismus. Er ist in gewissem Sinne ein Bindeglied zwischen Konis früheren erfolgreichen Filmen STERNE und ICH WAR NEUNZEHN.

Koni nimmt an zahlreichen Diskussionen über den neuen Film teil. Oft wird über eine Szene debattiert, in der ein junger Sowjetsoldat wegen des Zögerns des neuen deutschen Kameraden, auf Landsleute in der Hitleruniform zu schiessen, sein Leben verliert. Der Film provoziert die für junge Soldaten in der DDR brennende Frage, ob Deutsche auf Deutsche schiessen könnten. Koni hat während der Filmforen häufig Gelegenheit, von den Erfahrungen seines Lebens, über seine Haltung zum bewaffneten Kampf und zur Verteidigung der einmal errungenen Macht zu sprechen. Seine Haltung dazu ist eindeutig, genauso wie es die des Vaters war, der seine Schlussfolgerungen

aus den Erfahrungen der Niederlage der Novemberrevolution von 1918 gezogen und literarisch gestaltet hat. Manchmal beruft sich Koni auf den Vater.

Im Mai 1977 sind wir beide Gäste einer Vereidigung von jungen Soldaten im 1. Panzerregiment der DDR in Gommern bei Magdeburg, das den Namen FRIEDRICH WOLF trägt. Am Abend nach der Vereidigung gibt es im Kellergewölbe des «Heidekrugs» von Colbitz ein interessantes Gespräch über die Jugend, ob und wie sie uns versteht. Koni hatte in einer Fernsehdiskussion, ausgehend von einer Äusserung Maxim Gorkis zur revolutionären Romantik, darüber gesprochen, dass man die Jugend träumen lassen solle und dass die Träume der Jugend nicht immer identisch seien mit den Träumen der Erwachsenen. Man solle der Jugend ihre Lust auf Abenteuer lassen, ihre Neugier und das Recht, Fragen zu stellen. Man solle der Jugend mehr Selbständigkeit einräumen, man dürfe sie nicht immer lenken und leiten wollen. Diese Gedanken fanden nicht allorts Zustimmung. Sie waren ihm während der vielen Gespräche mit Jugendlichen zu MAMA, ICH LEBE gekommen, und sie spiegelten einiges von dem wider, was nicht zu den gängigen Vorstellungen über unsere Jugend passte. Gegenüber solchen Wahrheiten und Empfehlungen war man damals empfindlich und ängstlich, wenn sie öffentlich ausgesprochen wurden. 1977 war ein unruhiges Jahr.

Gleich zu Jahresbeginn, an jenem Sonntag, als Koni gerade die erste Troika-Skizze aufgeschrieben hatte, sind er und Christel bei mir zum Wildschweinessen. Kulinarische Leistungen nahmen wir beide eifersüchtig ernst, und bei Wildgerichten war ich eine Autorität, selbst für Koni. Auf das Essen folgt ein ausgedehnter harmonischer Nachmittag. Aber die Probleme lassen sich auch an einem solchen Tag nicht wegwischen. So notiere ich am darauffolgenden Tag über unser Gespräch zu den Vorgängen im Zusammenhang mit der CHARTA 77 in der benachbarten CSSR, den Aktivitäten des Komitees KOR und oppositioneller Intellektueller in Polen und zum Dauerproblem Andrej Sacharow in der UdSSR: «Bei uns ist es erst einmal wieder etwas ruhig. Es gibt Gerüchte um Manfred Krug und enorme Aktivitäten der Westjournalisten. Das wird wohl das Feld sein, auf dem sich 1977 die spektakulärsten Schlachten abspielen werden. Man kann nur hof-



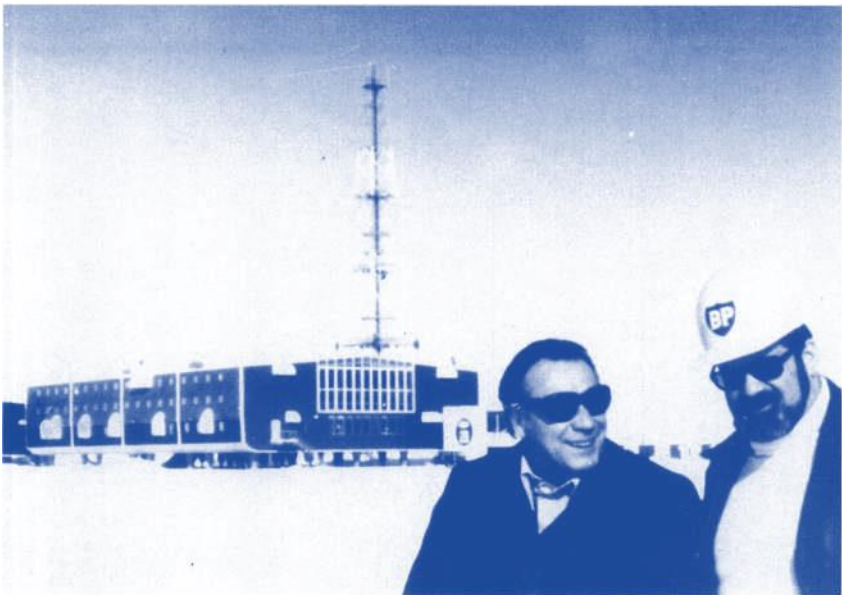
George und Viktor in Frankreich, Mai 1945



Oben: Die Familie Fischer in den USA, Sommer 1943
Unten: George und Louis Fischer in der Westberliner
Kongresshalle, 1961



Oben: George Fischer auf seinem Grundstück in Woodstock, 1984
Unten: George Fischer mit dem Mitglied der sowjetischen
Akademie der Wissenschaften Fjodorow
auf der Pugwash-Konferenz in Moskau, November 1961



Oben: Viktor Fischer mit Koni und Lothar in Pradhoe-Bay, Alaska
Unten: Lothar und Konrad



Oben: Konrad Wolf mit Marta Feuchtwanger zur Premiere des Films
GOYA in Moskau, 1971; rechts Christel Bodenstein

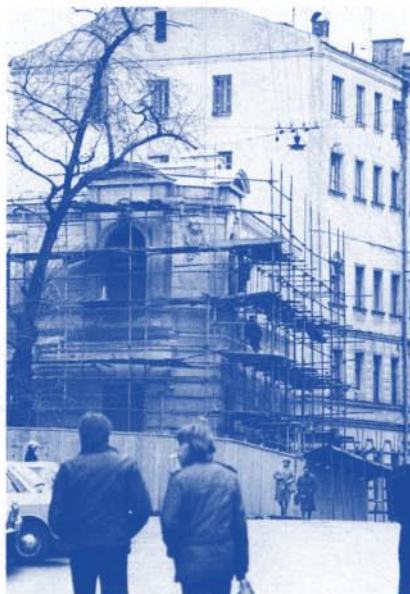
Unten: Im Atelier von Fritz Cremer



Oben: Konrad Wolf und Franz Fühmann
Unten: Konrad Wolf und Erich Honecker, X. Parteitag der SED,
Berlin, April 1981



Oben: Konrad Wolf mit Sohn Mirko
Unten: Konrad Wolf mit Christel Bodenstein und Mirko

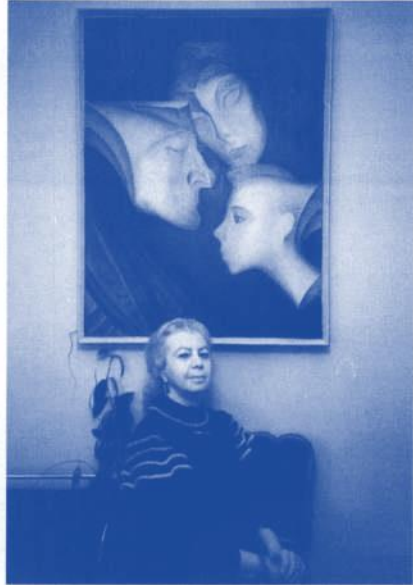
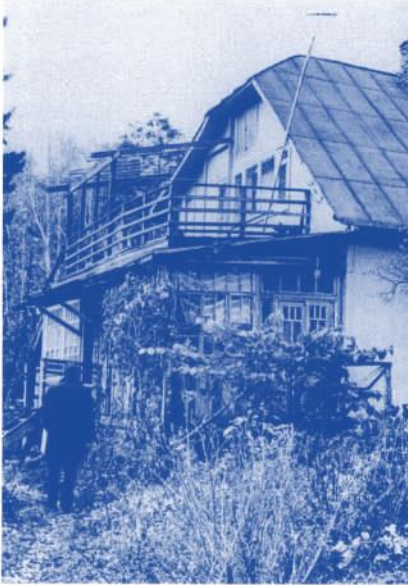


Moskaureise 1981, Aufnahmen für das optische Drehbuch zum Troika-Film: die ehemalige Karl-Liebknecht-Schule (oben links), die ehemalige 110. Schule (oben rechts), das ehemalige Wohnhaus der Fischers (unten links), das ehemalige Wohnhaus der Wolfs (unten rechts)



Oben: Metrostation Arbatplatz

Unten: Das Kino am Arbatplatz



Oben links: Konrad Wolf vor der ehemaligen Datsche in Peredelkino

Oben rechts: Cäcilia (Zilja) Woskressenskaja, 1985

Unten: Die Brücke in Peredelkino



Oben links: Zilja

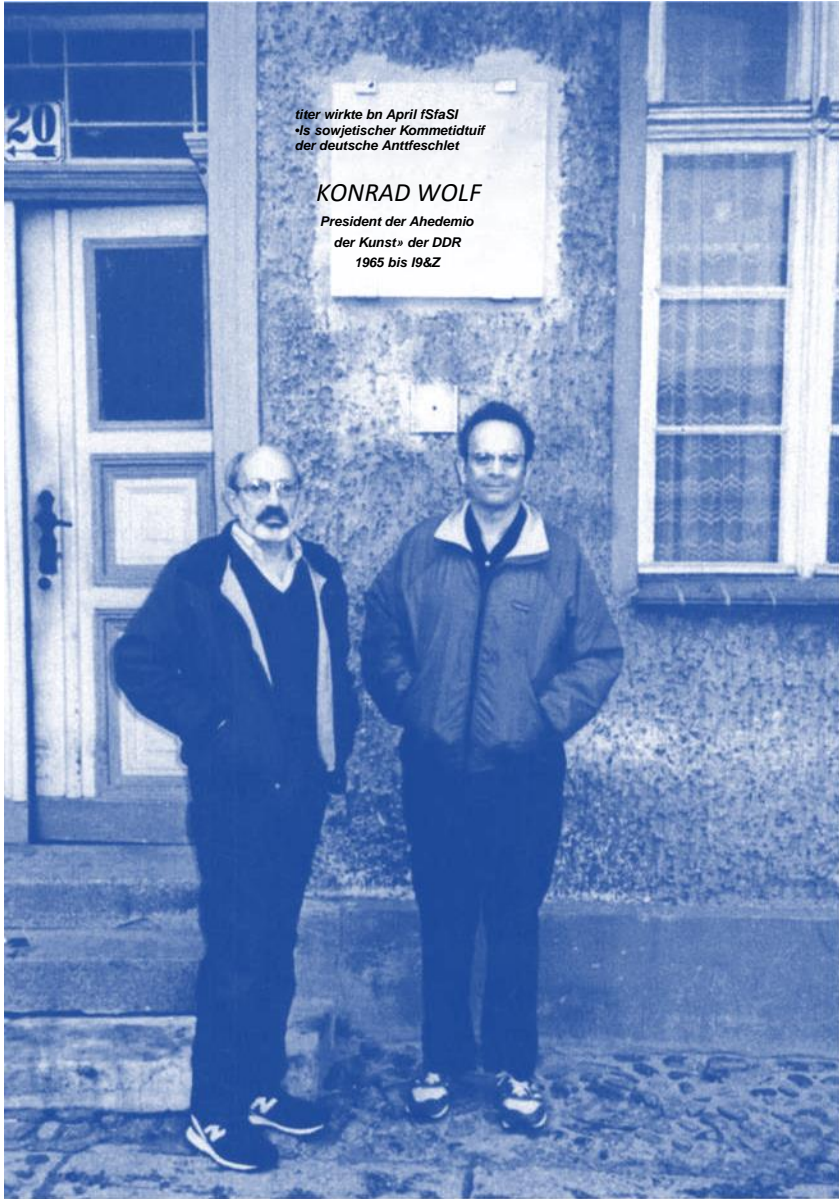
Oben rechts: Ule Lammert, 1986

Unten: Emi und Eva Siao, 1974



Oben: Wolfgang Kohlhaase und George Fischer im Gespräch über die Troika, Woodstock, Juli 1984

Unten: Viktor Fischer zu Besuch in der DDR anlässlich des 60. Geburtstags von Konrad Wolf, Berlin, Oktober 1985



*titer wirkte bn April fSfaSI
-Is sowjetischer Kommetidui f
der deutsche Anttfeschlet*

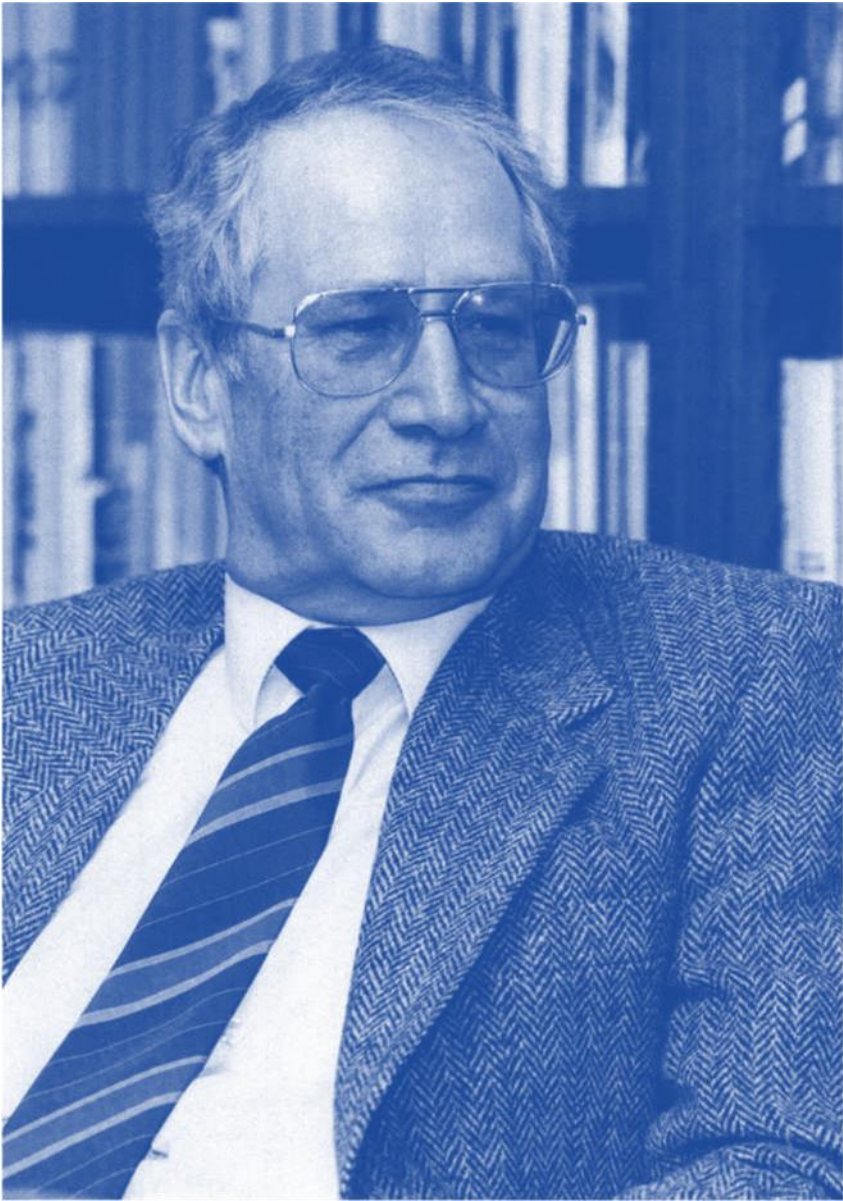
KONRAD WOLF

*President der Ahedemio
der Kunst» der DDR
1965 bis 19&Z*

Vitja und Jura, die Überlebenden der Troika zu Besuch in der DDR,
Oktober 1985; Bernau bei Berlin, vor dem Haus der ehemaligen
sowjetischen Kommandantur



Konrad Wolf



Markus Wolf, Berlin 1989



Das letzte Troika-Foto: George Fischer, Lothar Wloch, Konrad Wolf,
New York 1975

fen, dass alle die Nerven behalten und den Kampf nicht auf Antworten mit ähnlicher Münze beschränken. Bestimmten und entscheidenden Fragen ist doch nur mit langfristig angelegten politischen Mitteln beizukommen.» Dies war an jenem Tag und in der Folgezeit auch Konis grosse Sorge.

Die mit der sozialliberalen Koalition in der BRD zustande kommende Normalisierung der Beziehungen hatte einige Künstler und Schriftsteller in der DDR in Unruhe versetzt. Und auch in anderen sozialistischen Ländern waren Stimmen lauter geworden, die, im Westen sofort gehört, mit dem diffusen Begriff «Dissidenten» versehen und über alle Medien publiziert wurden. Die Reaktion auf unserer Seite war entsprechend, nicht immer differenziert und geduldig genug.

Reizworte in der DDR waren die Namen Robert Havemann und Wolf Biermann. Der Konflikt eskalierte und schuf immer neue Zwänge für alle Beteiligten. Die Konfrontation verstärkte sich und betraf zunehmend Künstler und Schriftsteller aus Konis unmittelbarer Umgebung. Einige waren mit Havemann oder Biermann bekannt, die meisten hatten mit den Wortführern der Opposition nichts zu tun, aber ihre eigenen Konflikte mit der Realität der gesellschaftlichen Entwicklung.

Koni ist für viele derjenige, den man anrufen, zu dem man hingehen, mit dem man sich aussprechen kann. In seinem Terminkalender aus jenem Jahr haben persönliche Gespräche vielfache Spuren hinterlassen: Christa Wolf, Sarah Kirsch, Franz Fühmann, Fritz Cremer, Frank Beyer . . . Manchmal ruft er nach einem solchen Gespräch bei mir an, erzählt einiges von den oft berechtigten Fragen und von den Nöten, er berichtet über herzloses Verhalten. Koni kämpft um Verständnis für die Sorgen derer, die sich ihm anvertraut haben.

Die Situation spitzt sich zu, als man Wolf Biermann nach einer Reise in die BRD und seinen dortigen Auftritten die Rückkehr in die DDR verwehrt. Manchmal wird Biermann mit dem französischen Dichter und Rebell des fünfzehnten Jahrhunderts, François Villon, verglichen. Dieser Vergleich ist von weit hergeholt und geht sicher an der Sache vorbei. Wollte man Biermann Ehre antun, könnte man ihn eher mit dem Schauspieler am Moskauer Taganka-Theater und Zeitgenossen jener Jahre, Wladimir Wyssozki, ver-

gleichen. Wyssozki vertonte, ebenso wie Biermann, seine Gedichte selbst. Seine Lieder sind sehr gefühlsbetont, es gibt auch bissig-kritische. Viele wurden offiziell verbreitet, man konnte Wyssozki bei öffentlichen Auftritten erleben, manche der böse-kritischen Verse, die sich mit der sowjetischen Wirklichkeit jener Jahre auseinandersetzen, gingen, im Samisdat-Verfahren vervielfältigt, von Hand zu Hand. Wyssozki war ungeheuer populär; nach seinem Tod im Jahre 1980 erschienen Tausende zu seiner Beerdigung.

Ein solches Ansehen und diese Wirkung hatte Biermann bei Weitem nicht. Als es nach der Entscheidung über seine Ausbürgerung zu einem grossen Eklat kam, fragten die meisten Leute in der DDR verwundert: Wer ist denn dieser Biermann? Man hatte mit solch anhaltenden Folgen nicht gerechnet. Hätte man die Nachwirkungen gekannt, wäre vermutlich anders entschieden worden. Wie die meisten Mitglieder in der Leitung des Schriftstellerverbandes, die kein Verständnis für die Ausbürgerung aufbrachten, sah auch Koni die negative Wirkung voraus. Auch er hatte sich, wie andere leitende Funktionäre, um den aus Hamburg zugewanderten Anarchisten aus kommunistisch-antifaschistischem Elternhaus bemüht. Vergeblich. Die Sache wurde noch dramatischer, als einige Schriftsteller und Künstler ein Protestschreiben an westliche Medien übergaben, bevor es die DDR-Führung zur Kenntnis bekam. Diesen Schritt, als er bekannt wurde, verurteilten die meisten Schriftsteller genauso entschieden, wie sie vorher bei ihren Beratungen im Verband die Ausbürgerung abgelehnt hatten.

Als gleich am ersten Tag, nachdem der Künstlerprotest gegen die Biermann-Entscheidung im Westen veröffentlicht worden war, unter den zahlreichen Stellungnahmen bekannter Persönlichkeiten in unserer Presse, die sich ihrerseits mit unserem Staat solidarisierten und entschieden gegen die westliche Kampagne wendeten, Konis Erklärung fehlt – sie war schon geschrieben –, glauben ihm einige der älteren Genossen fehlende Parteilichkeit vorwerfen zu müssen. Er veröffentlicht am Folgetag seine Stellungnahme, der sich manche der bis dahin Schwankenden anschliessen. Sie erschien einigen dieser Genossen, auch früheren Kampfgefährten des Vaters, nicht konse-

quent genug. Konis beharrliche Suche nach den Ursachen des Abtreibens von Angehörigen der künstlerischen Intelligenz, sein Bemühen um jeden Einzelnen, auch um jeden Schwankenden, wird als liberales Versöhnertum gesehen. Dieser Vorwurf trifft ihn zwar hart, doch er schöpft aus seiner tiefen Überzeugung für unsere Sache gerade jene Courage, über die auch der Vater in dem Brief an die Front 1944 geschrieben hatte.

Natürlich will Koni in jedem Einzelfall Positives bewirken, manchmal ist er gutgläubig, wird getäuscht und enttäuscht, tatsächlich geht es ihm aber immer wieder darum, Ursachen und Wirkungen zu ergründen, um zu einem besseren, prinzipiellen und auf lange Sicht verständnisvollen Verhältnis zu den Schriftstellern und Künstlern zu kommen.

Über diese komplizierten Fragen bei der Beurteilung einzelner Fälle kommt es zwischen uns zu unterschiedlichen Meinungen, haben wir doch aus unserer andersgearteten Verantwortung heraus sehr unterschiedliche Informationen. In alledem aber zeigt sich kein Gegensatz unserer grundsätzlichen Einstellung, kein Widerspruch im Verhältnis von Geist und Macht.

Deutlicher als viele Kollegen in der Akademie der Künste erkennt Koni die Erwartungen und die Hoffnungen, die an den politischen Schaltstellen des Westens im Zusammenhang mit solchen Vorgängen in sozialistischen Ländern gehegt werden. Wir sprechen darüber. Schliesslich haben wir die gemeinsamen Erfahrungen zurückliegender Jahre und Jahrzehnte. Schriftsteller und Künstler wurden in Krisensituationen, oft ohne es zu ahnen oder zu wollen, nicht selten zu Katalysatoren gesellschaftlicher Erschütterungen.

Uns alle hatte der XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion mit der Aufdeckung jener schlimmen Folgen und Erscheinungen, die man vereinfachend als Personenkult um Stalin bezeichnete, aufgewühlt. Nie durfte es zu einer Wiederholung dieser unseren Ideen und Zielen zutiefst fremden Entartung kommen. So konnte man die Unruhe innerhalb der Intelligenz 1956 in Ungarn begreifen, wo unter Matyas Räkosi die Nachahmung der Entstellungen besonders schlimme Folgen gehabt hatte. Die Reaktion auf die begonnene Korrektur der Fehler und die Wiedergutmachung

begangener Verbrechen war schrecklich. Mit dem Ruf nach grenzenloser Freiheit, nach Abschaffung aller Normen der sozialistischen Staatsmacht waren die unterschiedlichsten Kräfte in Bewegung geraten. An den Denkmälern bewunderter Vorbilder der Vergangenheit, wie Petöfi und Kossuth, hatte es begonnen; in nur wenigen Wochen kam es zur Katastrophe, das Land drohte in blutiger Anarchie zu versinken, und Europa stand am Rande des Krieges.

In jenen tragischen Wochen spielte der ungarische Dramatiker Julius Hay, ein Bekannter unserer Familie aus der Moskauer Zeit, eine herausragende Rolle. Während des ersten Kriegswinters 1941 waren wir gemeinsam in einem Eisenbahnzug in die kasachische Hauptstadt Alma-Ata evakuiert worden und wohnten im gleichen Hotel vor der malerischen Kulisse des schneebedeckten Ala-Tau-Gebirges. Als unser Vater schon bald wieder nach Moskau abberufen wurde, nahmen die Eltern Koni mit zurück in die sowjetische Hauptstadt. Ich studierte in Alma-Ata, wurde für einige Zeit in die Obhut der Familie Hay gegeben und fand Unterkunft in deren Hotelzimmer. Nach 1945 sahen wir uns in Berlin wieder, ich glaube bei der Premiere seines Dramas HABEN, einer der ersten Inszenierungen des Deutschen Theaters nach Kriegsende.

1956 fanden wir den Namen von Julius Hay in grossaufgemachten Berichten westlicher Medien über die Ereignisse in Ungarn wieder. Er war zu einem der exponiertesten Wortführer der Rebellion geworden, die schliesslich in die Konterrevolution mündete.

Es ist natürlich, dass Schriftsteller auf schmerzliche Prozesse in der Geschichte besonders empfindlich und kritisch reagieren, dass sie sich von Forderungen nach grösserer individueller Freiheit, nach mehr Demokratie immer angezogen fühlen und dass Demagogen manchmal ihr Spiel mit ihnen treiben können. Vom Schriftsteller wird allgemein angenommen, dass er sensibel ist, Konflikte sucht und sie wirklichkeitsnah darstellt, dass er nichts vertuscht oder verkleistert. Diese für jeden Schriftsteller notwendige Arbeitshaltung wird aber immer wieder mit der Erwartung verbunden, dass seine Kritik auf der Ebene eines Bürgermeisters oder Werkleiters haltmacht und dass er keines der gerade tagesaktuellen Tabus berührt. Kunst und politisches Augenmass miteinander zu verbinden bleibt in der Praxis wohl ein

ständiges Problem. Ein fester Standpunkt ist sicher die zuverlässigste Voraussetzung, um in gefährlichen Kurven nicht aus der Bahn zu geraten.

Julius Hay war nicht der einzige Bekannte, den wir auf der anderen Seite wiederfanden. Koni hatte in Moskau gemeinsam mit Andrej Sinjowski eine Schulklasse an der 110. Schule besucht. Sinjowski war einer der ersten oppositionellen Literaten in der Sowjetunion, gegen den es zu einem spektakulären Prozess kam und der dadurch Held der westlichen Welt wurde. Bald danach war er vergessen. Viel später avancierte Lew Kopelew in der BRD zum ständigen Gast der elektronischen Medien. Während des Krieges war er Politoffizier gewesen und einer von Konis Vorgesetzten. Darüber schrieb Koni in seinem Kriegstagebuch. Einer meiner Weggenossen in der Sowjetunion und während der ersten Berliner Nachkriegsjahre war Wolfgang Leonhard. Der hatte kurz nach dem Krieg die Fronten gewechselt und sich mit seinem Buch *DIE REVOLUTION ENTLÄSST IHRE KINDER* die Starthilfe für eine erfolgreiche Karriere als «Kremlforscher» verschafft.

Den nicht sehr zahlreichen Bekannten, deren Wege sich von unserem getrennt hatten, über die viel geschrieben wurde und die auch über uns schreiben, stand die grosse Zahl der Freunde aus jenen Jahren gegenüber, die weiter an unserer Seite blieben. Unter ihnen waren nicht wenige, denen in der Stalin-Zeit Unrecht widerfahren war, die inhaftiert und aus der Partei ausgeschlossen wurden, ohne dass sie ihre Überzeugung verloren hätten. Sie hielten an ihr fest wie an ihrem Leben. Diese Menschen berichteten, wie sie in den Straflagern und an den Verbannungsorten unserer Idee die Treue hielten, keinen revolutionären Feiertag ausliessen, wie sie gemeinsam mit ehemaligen Kommandeuren der Roten Armee, mit den Angehörigen hingerichteter Revolutionäre unsere Lieder sangen und sich so ihre Zuversicht bewahrten, dass die schlimme Zeit zu Ende gehen wird. Als es endlich soweit war, gehörten diese Menschen zu den aktivsten Mitstreitern, zu den treuesten Freunden der Sowjetunion. Es ist unser Versäumnis, dass darüber bisher kaum berichtet wurde. Warum sind diese Seiten mancher Biographien erst jetzt und so zaghaft geschrieben? Zeugen nicht gerade auch sie von der Kraft unserer Weltanschauung?

Die Arbeit an der Troika gab Gelegenheit, auch darüber nachzudenken. Wie

war es denn mit ihren Helden, die nicht mehr bei uns sind? Waren die Umstände des Lebens schuld? Sollten die Freunde nun Feinde sein, Verräter, nur weil sie das Schicksal von uns weggeführt hatte? Musste man nicht um jeden Einzelnen kämpfen, ihm, wenn man die Geschichte erzählen wollte, Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Auch hier trafen sich die Gedanken Konis mit denen Jäcki Wagensteins: «In unserem Film könnte es zu keiner richtigen politischen Gegenüberstellung kommen, wenn wir dem Opponenten nicht gestatten, seine Überlegungen frei und so wie er denkt, auszusprechen . . . und nicht so, wie wir es uns wünschen, damit uns die Antwort leichter fällt. Wir können die Wahrheiten nicht durch Halbwahrheiten ersetzen; wir können nicht tun, als ob wir in unserem Film die stärksten und überzeugendsten Argumente der anderen Seite vergessen hätten – ausgerechnet jene, auf deren richtige Antwort der Ausgang unseres Kampfes um die Vernunft und die Herzen der Menschen beruht. Jeder Krieg hat seine verlorenen Schlachten; das wichtigste ist, den Endkampf zu gewinnen. Stalingrad lag nicht an der deutsch-sowjetischen Grenze, sondern tief im Herzen Russlands, und das war die letzte Linie! In unserem Film müssen wir auch Schlachten verlieren können, wenn wir tatsächlich an unseren strategischen Vorteil im Endspiel glauben.»

In diesem Sinne muss darüber nachgedacht werden, was Louis Fischer in seiner Autobiographie über die Kindheitszeit der Troika-Helden geschrieben hat. Seinerzeit war Fischers Buch als antisowjetisches Machwerk bezeichnet worden. Ist das mit dem Wissen von heute noch aufrechtzuhalten? Sicherlich, Louis Fischer, ein amerikanischer Liberaler, irrte in vielem, aber wie sollte er unter dem noch frischen Eindruck einer grossen Enttäuschung durch die Brille des objektiven Historikers sehen? Wer besitzt eine solche Brille? Wer Fischers Darstellung der Prozesse unter Stalin zur Kenntnis nimmt, kann ihm die Fähigkeit zur kritischen Analyse nicht absprechen. Wer von uns hatte bis zum XX. Parteitag der KPdSU eine solche Fähigkeit? Und dennoch haben nicht die enttäuschten Kritiker bei Stalingrad den Sieg errungen, sondern die Unbeugsamen, die ihre Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache nicht aufgegeben hatten.

Die um die Troika kreisenden Gedanken, die sich immer wieder mit den konkreten Ärgernissen jener Zeit verbinden, lassen Koni keine Ruhe. Sie begleiten ihn bei Begegnungen und in Gesprächen. Sie sind anwesend bei den stundenlangen Spaziergängen mit Franz Fühmann durch die Wälder von Märkisch-Buchholz. Trotz aller Übereinstimmung in vielem, was Koni aus Fühmanns Büchern nahe ist, verlässt keiner von beiden seine Position. Es gibt Dissonanzen, auch böse Briefe von Seiten Fühmanns, der in der Akademie eine Anthologie junger, unzufriedener Dichter veröffentlichen will, die gegen die Entwicklung in der DDR Einwände haben. Koni wendet sich gegen die Einseitigkeit einer solchen Sammlung. Doch er interessiert sich für die Ursachen der Haltung dieser Dichter. Man bewahrt sich seine unterschiedlichen Standpunkte, aber man bleibt im Gespräch. Keine noch so bittere Erfahrung kann Koni darin schwankend machen, dass alle Probleme und Widersprüche allein durch uns auf dem Boden des Sozialismus gelöst werden müssen.

In unzähligen Gesprächen versucht er immer wieder auf seine nicht sehr beredete Art und Weise, dem Partner etwas von seinen eigenen Erfahrungen und Überzeugungen zu vermitteln. Viele wundern sich, woher der Präsident der Akademie die Zeit nimmt, Kollegen in ihren Wohnungen und Ateliers zu besuchen, stundenlange Gespräche zu führen. Sicher bleibt dabei anderes unerledigt. Doch Koni empfindet sehr deutlich, dass gerade der Künstler, der in seinem Arbeitsprozess meist auf sich allein gestellt ist, solche Aussprache braucht.

Nach solchen Gesprächen wirkt er besonders nachdenklich. Manchmal meidet er dann seinen Schreibtisch im Präsidentenzimmer der Akademie, nimmt keine Telefongespräche an. In solchen Stunden überfallen ihn Zweifel, er kommt ins Grübeln. Aber da es seiner Überzeugung entspricht, dass man nur durch eigene aktive Teilnahme am Leben, durch couragiertes Eintreten für seine Überzeugung Positives bewirken kann, sind solche Phasen nur von kurzer Dauer. Ausweichen oder Davonschleichen sind für ihn untaugliche Mittel. Man darf sich niemals selbst ins Abseits stellen oder stellen lassen.

Deshalb beschäftigt ihn die Frage immer mehr, wie dem Einzelnen das Gefühl gegeben werden kann, dass er gebraucht wird, dass er die Entwicklung tatsächlich mitbestimmen und mitgestalten kann. Im Grunde genommen

meint er das gleiche grosse Problem, welches man in den späteren Jahren die stärkere Transparenz, das stärkere Beteiligen der Öffentlichkeit an der Behandlung und Lösung auch komplizierter Fragen nennen wird. Es war immer unsere Auffassung, nicht nur davon zu sprechen, das Ohr an den Massen zu halten, sondern dies tatsächlich zu tun, die Politik offener und verständlicher zu machen. Aus vielen Einzelgesprächen mit den Kollegen wusste Koni, dass fehlendes Wissen über die Hintergründe von Entscheidungen zu Fragen der Innen- und Aussenpolitik, der Wirtschafts- und Sozialpolitik, über die dabei auftretenden komplizierten Widersprüche oft die Ursache von Unmut und Schwankungen bei manchen Intellektuellen ist. Zwischen dieser Erkenntnis und seiner Forderung, diesen Menschen das Gefühl des Gebrauchtwerdens zu geben, besteht ein direkter Zusammenhang. Konis Bemühungen in der Akademie, zu denen auch die dort stattfindenden Begegnungen mit führenden Politikern des Staats gehören, sind Versuche in dieser Richtung.

Wir erlebten die Schwierigkeiten und Widersprüche bei der Entwicklung der Demokratie in den sozialistischen Ländern, sie waren uns bewusst wie vielen, die dafür Verantwortung empfinden. Und natürlich übersahen wir auch nicht die Nähe des kapitalistischen deutschen Nachbarn und seiner Medien, die jedes offene Wort, jede kritische Feststellung für ihren permanenten Feldzug gegen unsere Entwicklung auszunutzen trachten. Damals wurden die heute wieder populären Worte Lenins über die Notwendigkeit, eigene Fehler offen aufzudecken, auch wenn der Feind das ausnutzen kann, nicht zitiert. Diese Mahnung entsprach immer unserer Denkweise.

Auch Koni wusste nur zu gut, dass Demokratie im Sozialismus ohne Augenmass und Disziplin nicht zu entwickeln ist. Er hatte ein Gespür für das Mögliche. Aber er war stets für die offene Auseinandersetzung mit eigenen Schwächen und Fehlern.

Im Kleinen demonstriert er diese Haltung an seinem letzten Spielfilm SOLO SUNNY. Dieser Film wird ihn das ganze für ihn böse Jahr 1978 lang beschäftigen, und während seiner grossen persönlichen Krise wird er ihm den Halt geben, den in einer solchen Situation eben nur die Arbeit geben kann.

Der Stoff seines Freundes Wolfgang Kohlhaase war für ihn ursprünglich

mehr ein Notnagel gewesen. Es ist die Geschichte vom nichterfüllten Traum einer kleinen Unterhaltungssängerin, kein gewaltiges Thema, vielleicht einer Novelle Maupassants ähnlich und mit der Dimension der Troika nicht zu vergleichen. Deshalb schlägt Koni Wolfgang die Koregie vor, um beim Beginn der praktischen Realisierung des Troika-Projekts selber aus SOLO SUNNY aussteigen zu können.

Vor der Troika aber bauen sich neue Hindernisse auf, und in der nur scheinbar kleinen Geschichte der Sunny beginnen sich mehr und mehr die grossen Probleme des Einzelnen in unserer Gesellschaft widerzuspiegeln. Das Thema des Gebrauchtwerdens, der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Lebensgefühls mit der Realität erhält philosophische Dimensionen.

Das sind auch die Themen, die auf der Plenartagung der Akademie der Künste in Dresden im Frühjahr 1978 zur Debatte stehen.

Zur Eröffnung der Tagung im Beisein des Freundes, des Dresdner Parteisekretärs Hans Modrow, macht Koni einen angespannten, unkonzentrierten Eindruck. Mit leiser Stimme, als mache es ihm Mühe, spricht er Worte der Begrüssung. Er sagt entgegen seiner Gewohnheit nichts zum Anliegen dieser Tagung, über die er so viel nachgedacht hat. Während der Pausen führt er telefonische Dauergespräche mit Berlin. Dann setzt er sich in seinen Wagen, fährt selbst nach Berlin und kommt erst kurz vor Mitternacht zurück, um zu einem der besonders interessanten Problemgespräche in kleiner Runde wieder dazusein. Alles in ihm ist aufgewühlt.

Ich war im Urlaub unterwegs. Koni hatte schon seit Tagen nach mir gefragt und wartete ungeduldig auf meine Rückkehr. Schliesslich war er, am Abend vor der Dresdner Tagung, auf mein Wochenendgrundstück in den Wald gekommen. Der Frühling hatte sich mit sommerlichen Temperaturen angemeldet. Bei einer Flasche Whisky redete sich das «Brüderle» den Kummer von der Seele: Seine Christel hatte erklärt, sie wolle sich von ihm trennen. Koni war überzeugt, dass es diesmal ernster sei als in ähnlichen Situationen früher. Überrascht und hilflos steht er vor dem Loch, in das er nun zu stürzen im Begriff ist. In den zurückliegenden Wochen hatte er sich mit Tabletten und Alkohol nahezu ruiniert, und jetzt ist er nur noch sein eigener Schatten.

Er brauchte die Aussprache, klammerte sich an jede Hoffnung und erwartete Hilfe, die ihm keiner geben konnte.

Aufgewühlt fährt er nach Dresden. Bei der nächtlichen Akademierunde geht es darum, wie die historische Wahrheit zu finden sei, es geht um den schweren Weg der Erkenntnis, um das Recht des Künstlers, diese Wahrheit auszusprechen, und um den Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. Damit ist Koni wieder beim Thema der Troika. Er beteiligt sich an dem Gespräch, erscheint besonders weich, offen, nachdenklich.

Wie sollten diese Gedanken in das Troika-Projekt einfließen? Jäcki braucht sich keine Sorgen zu machen, der Regisseur der Troika könne als einer der Helden der Geschichte und nur, weil er den Film macht und in der DDR lebt, «mit den Händen in den Hosentaschen durch seinen eigenen Film schlendern, wobei er im Voraus davon überzeugt ist, dass er letzten Endes den Sieg davontragen wird». Nein, so leicht konnten sie es dem dritten Rappen des Troika-Gespans nicht machen. Da wären sie zu weit weg gewesen vom Leben eines der Helden der Geschichte und von seiner Wahrheit auch: «Als ob es in unserem Leben keine Kreuzwege gäbe, die des Menschen Dasein erschüttern, keine verhängnisvollen Verirrungen oder tragischen Leidenchaften . . ., als ob das Modell unseres Lebens ärmer wäre als jedes andere.»

Als Koni kurz vor der Dresdner Tagung Jäcki in Sofia angerufen und zu dessen Zweifeln über die Gestaltung dieser einen Figur in der Geschichte gemeint hatte: «Vielleicht geht seine Ehe kaputt. . .», da antwortete Jäcki beinahe ärgerlich, er solle nicht mit derart banalen Vorschlägen kommen. Der Freund kann nicht ahnen, was in Koni vorgeht.

Natürlich handelt es sich wirklich nicht nur um eine kaputte Ehe. Angel Wagenstein beschreibt das Anliegen so: «Die Autoren des Films sind Kommunisten, und die generelle ideologische Strategie unserer Parteien ist ihnen selbstverständlich nicht fremd. In die Sprache der Kunst umgesetzt, bedeutet jedoch diese Strategie nicht das Verschweigen unliebsamer Tatsachen, leichte Siege über geringfügige Gegner, die in zweifelhaften künstlerisch-ideologischen Retorten gezüchtet wurden, ängstliches Umgehen brenzlicher Probleme.

Denn sie zu umgehen, bedeutet nicht, dass sie nicht vorhanden sind, sondern dass man es den Menschen überlässt, sich die Antworten anderswo, aus anderen Quellen, zu holen. Warum sollten wir es verschweigen: Wir haben nicht für alle Fragen eine einfache Antwort parat!

Die Mängel, Fehlritte oder Vergehen, die die westliche Propaganda gross aufzieht, sind nicht alle nur deren Phantasie entsprungen. Wenn nicht *wir* Erklärungen abgeben oder Ursachen analysieren, dann tun es eben andere, und zwar in der Regel auf die für uns ungünstigste Art und Weise. Vom Standpunkt der Geschichte aus haben wir recht, aber das bedeutet nicht, dass wir jede Minute recht haben, dass jeder unserer Bürokraten recht hat, dass jeder unserer Schritte in die wahre Richtung geht, dass wir uns mit jedem schimmeligem Kopf solidarisieren, bloss weil er die eingepackten Wahrheiten des Marxismus-Leninismus nachredet. . . Kurz gesagt: Es muss ein aufrichtiger und mutiger Film werden!>

Doch zunächst wirft das persönliche Drama den Präsidenten der Akademie und den Regisseur, der noch an SOLO SUNNY ZU arbeiten hat, fast aus der Bahn. Tagelang ist er nicht fähig zu handeln, er ist verzweifelt. Er bleibt unauffindbar, hat sich verkrochen. Nur mir hatte er mitgeteilt, dass er ausserhalb Berlins bei dem Bildhauer Wieland Förster Zuflucht suchen wolle. Bei diesem sensiblen Künstler, dem er in einer für ihn schweren Situation selbst Halt gegeben hatte, sucht er nun bei harter Hilfsarbeit am Stein Ruhe und Geborgenheit. Die Bildhauerei fasziniert ihn unter allen Künsten immer mehr. Die schwere körperliche Arbeit, das zum Anfassen Gegenständliche, das von allen Seiten Betrachtbare imponieren ihm. Vermutlich stammt daher sein besonders enges Verhältnis auch zu Fritz Cremer, Ludwig Engelhardt und Werner Stötzer, dessen Erfahrungen den Stoff zu dem Film DER NACKTE MANN AUF DEM SPORTPLATZ geliefert hatten.

Koni versucht, seine Ehe mit Christel zu retten. Er kann und will nicht begreifen, dass Christel ihn nicht einfach deshalb verlassen hat, weil sie ihre Liebe zu einem anderen Mann entdeckt, sondern weil er selbst ihr nicht das Gefühl gegeben hatte, sie zu brauchen wie die Luft zum Atmen. Ihr Zusammenleben, der geliebte gemeinsame Sohn waren für ihn ein so selbstver-

ständlicher Besitz geworden, dass er nicht spürte, wie seine Stellung in der Gesellschaft, die Anerkennung als Regisseur mit den vielfältigen Verpflichtungen für Christel immer mehr zur Belastung wurden. Sie fühlte sich von ihm als Künstlerin nicht genügend ernst genommen, und er, der Sensible, Feinfühlende, der für so viele da war, sah nicht das neben ihm heraufziehende Unheil. Erst später erkannten beide die Tiefe seines Gefühls, zu spät.

Koni ist es immer schwergefallen, sich anderen gegenüber aufzuschliessen. Auch zu seinen engsten Mitarbeitern gab es meist eine bestimmte Distanz. Er verstand es, seine Mitarbeiter anregend und fordernd in seine Arbeits- und Denkprozesse einzubeziehen, diese Zusammenarbeit war fast immer fruchtbar, produktiv, sie wurde anerkannt. Doch oft vermochte er es nicht, den Menschen in seinem engsten Umfeld das Gefühl zu vermitteln, dass er ihre Arbeit anerkenne und schätze. Und als er sich nach der Trennung von seiner so sehr geliebten Frau, mit deren Weggang er nie fertig wurde, an andere Beziehungen klammert, weil er nicht allein sein kann, sucht er vergeblich nach solchen Freunden, bei denen man das Innerste nach aussen kehren kann. Die Troika gibt es schon lange nicht mehr, Jäcki und Zora, mit denen er über alles sprechen kann, sind weit weg in Sofia. So bleiben nur der Bruder und Ule Lammert, der alte Freund aus der Moskauer Zeit.

Auch als ihm die fortschreitende Arbeit an SOLO SUNNY wieder Halt zu geben beginnt, begreift er noch immer nicht, wie eng das zentrale Thema des Films, das Gebrauchtwesen, mit ihm selbst und seiner gescheiterten Ehe zusammenhängt. Sicher waren aber die aufgewühlten Gefühle, sein eigenes Drama von Gewinn für die Arbeit an diesem Film über eine junge Frau.

Die Geschichte der Sunny hätte auch von Maxie Wander protokolliert werden können. Dieser Autorin fühlt sich Koni besonders verbunden. Bei einem unserer Gespräche über seinen persönlichen Kummer, auch über unsere Sorgen zur gefährlichen Stagnation in der Entwicklung unserer zweiten Heimat, über die Sowjetmenschen, die auf so vieles verzichten müssen, was zum Leben gehört, und doch so Grosses leisten, über die mangelnde Offen-

heit im Umgang mit diesen wunderbaren Menschen, macht mich Koni auf ein neu erschienenes Buch von Maxie Wander aufmerksam.

Nach der Lektüre notiere ich für mich: «Etwas mehr Mut zur Offenheit würde unserer guten Sache sicher keinen Abbruch tun. Dabei bin ich bei der Maxie Wander, deren Briefe und Tagebuchblätter, nach ihrem frühen Krestod erst jetzt von Fred Wander veröffentlicht, mich bald noch mehr beeindruckten als ihr GUTEN MORGEN, Du SCHÖNE. Sie ist sehr für das Offene, Ehrliche . . . Und da kommt manche bittere Kritik – und doch ist sie so sehr mit >der Saches unserer Sache, verbunden. Es gibt eine Seelenverwandtschaft ähnlicher Geschöpfe, die sich in bestimmter Sensibilität, ähnlichem künstlerischem Geschmack, Toleranz gegenüber anderen, Bereitschaft zur kritischen Selbstanalyse, Ablehnung äusseren Poms und manchem anderen äussert. Schön, dass es solche Zeitgenossen gab und gibt.»

Koni war sicher manches vom Lebensgefühl der Maxie Wander näher als mir. Ich weiss nicht mehr, ob wir damals über meine Eindrücke sprachen. Wir hatten ja meist kaum Zeit.

Die Dreharbeiten zu SOLO SUNNY beginnen, Auslandsreisen nach Japan, Kuba, Italien, Frankreich kommen dazu. Und immer wieder gibt es Auseinandersetzungen mit Künstlern und Schriftstellern, die ihr Heil jenseits der Grenzen unseres Landes suchen wollen, «Einzelfälle», deren Zahl zunimmt. Koni kämpft wie andere dagegen an, auch dann, wenn er den Betreffenden selbst als «Scheisskerl» bezeichnet. Hält er es im Einzelfall oder bei einer notwendigen Entscheidung oder deren Korrektur für wichtig und vertretbar, dann wendet er sich an Erich Honecker, zu dem er grosses persönliches Vertrauen hat. Er greift zum Telefonhörer oder schreibt einen Brief in seiner schwer entzifferbaren Handschrift. Meistens setzt er sich durch, das Vertrauen ist gegenseitig.

Endlich hat er wieder Energie. Er kämpft um grundsätzliche Entscheidungen zur Kulturpolitik. In einem ungewöhnlich ausführlichen handschriftlichen Brief an den Generalsekretär, lange Briefe waren sonst nicht seine Art, teilt er seine Sorgen wegen der zunehmenden Zahl von Ausreisen mit. Er schildert an Beispielen Probleme einzelner Künstler. Alles warte auf Entscheidungen «von oben», es fehle eine Konzeption. Als Akademiepräsident

macht er Vorschläge für eine solche kulturpolitische Konzeption, die Teil der Strategie in der weltweiten Auseinandersetzung auf ideologischem Gebiet sein muss, die eine positive Alternative auch gegenüber der Gruppe Andersdenkender darstellt und die der stärkeren Einbeziehung der Verbände der Kulturschaffenden in diese Arbeit dient. Er warnt vor der Gefahr einer Intelligenzfeindlichkeit; man müsse auch mit schwankenden Intellektuellen arbeiten, müsse offen klären, was möglich sei und was nicht. Man dürfe diese Menschen nicht wie Feinde behandeln. Diesem Brief folgt ein fast zweistündiges Gespräch mit Erich Honecker. Koni tut alles, um seine Lebens- und Arbeitsgrundsätze in dem Verantwortungsbereich, für den er zuständig ist, mit Leben zu erfüllen, er bringt sie in der Akademie auf die Tagesordnung, lässt sie allseitig beraten und für einen längeren Zeitraum formulieren. Neben seiner Arbeit an der Lösung vielfältiger täglicher Probleme bereitet er mit den engsten Mitarbeitern eine Plenartagung der Akademie in Rostock intensiv vor. Das Thema dieser Tagung lautet: KUNST UND GESELLSCHAFT IM JAHR 2000. Koni hält das Hauptreferat. Er beginnt seinen Vortrag mit dem Lenin-Zitat über das Träumen aus dessen Schrift WAS TUN?. Er zitiert ausführlich und erklärt, dass Lenins Worte über Traum und Phantasie als Beschreibung eines möglichst klaren Blickes in die Zukunft zu verstehen seien. Er beendet sein Referat mit einem ebenfalls ausführlichen Zitat aus einem Brief der todkranken Maxie Wander über die Menschen, die ihr Hoffnung geben und der den Satz enthält: Leben wäre eine prima Alternative!

Gerade in diesen schwierigen Jahren, den Jahren auch seiner tiefen persönlichen Krise, leistet Koni vieles, um der Akademie der Künste der DDR den ihr zustehenden Platz in der sozialistischen Gesellschaft zu geben. Die Akademie soll kein Elfenbeinturm sein, ihre Mitglieder sollen engen Kontakt mit dem Volk haben und auch mit den für die verschiedensten Lebensbereiche des Landes Verantwortung tragenden Menschen. Die Akademiemitglieder sollen selbst ihre Verantwortung erkennen und das Gefühl spüren, von der sozialistischen Gesellschaft gebraucht zu werden.

Die Gedanken zur Troika sind immer dabei, fordernd, oft quälend. Sicher ist es kein Zufall, dass Koni an den Beginn seines Diskussionsbeitrages anlässlich des Treffens Erich Honeckers mit Kunst- und Kulturschaffenden

am 22. Juni 1979 – das Treffen ist Ergebnis des Ringens um die engere Verbindung der Führung mit der künstlerischen Intelligenz – das Foto der Troika stellt. Dies geschieht genau am achtunddreissigsten Jahrestag des Überfalls Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion. So spannt sich in dieser Rede der grosse Bogen vom Schlüsselerlebnis in der Jugend zu den brennenden Fragen der Gegenwart. Wenige Wochen vor dieser Begegnung hatte er bei einer Grundsteinlegung in Bernau ein Kästchen mit selbstgefertigten Pelmeni mit vermauert. Dort, in Bernau, war er mit neunzehn Jahren zweieinhalb Tage Stadtkommandant gewesen. Nun spricht er als Präsident der Akademie.

Der Auftrag der Kunst im antifaschistischen Kampf, die Verantwortung des Künstlers beim Aufbau des Sozialismus und im Kampf um den Frieden sind seine grossen Themen, Themen der Gegenwart, die untrennbar miteinander verflochten sind. Sie drängen sich in all seine Vorhaben und Projekte, beanspruchen seine Energie und Kraft. Die Zeit, die bleibt, duldet kein Pausieren. Vergangenheit und Gegenwart sind im Troika-Stoff lebendig, sie fordern ein immer tieferes Eindringen in die Zusammenhänge und Geheimnisse des eigenen Lebens, in die Schicksale der anderen Helden. Die Erforschung dieser Schicksale, die Suche nach dem Schlüssel für Leben und Sterben des Mittelpferdes der Troika werden zum Abenteuer. Mit Angel Wagenstein wird die zweite USA-Reise schon als Arbeitsbesuch für das Troika-Projekt geplant und unternommen. Dabei kommt es zur erneuten Begegnung mit George und Viktor Fischer. Mit beiden rekapitulieren Koni und Angel bei laufendem Kassettenrecorder das Geschehen von 1975. Alle sind freundschaftlich aufgeschlossen. Die Orte der Handlung werden fürs optische Drehbuch des geplanten Films fotografiert.

Es ist aufregend, zehn Jahre danach beim Anhören der von Koni hinterlassenen Tonkassetten mitzuerleben, wie die Troika-Helden gemeinsam mit Angel Wagenstein bemüht sind, das Geheimnis des Lebens und des Todes von Lothar Wloch zu enträtseln. Sie finden den Schlüssel nicht. Aber im Dialog offenbart jeder sein eigenes Wesen. Der bulgarische Kommunist und Partisan Wagenstein, in dessen Brust noch immer das Herz eines Komso-

molzen schlägt, zitiert eine Strophe aus einem Bürgerkriegslied und fragt: War Lothars Komsomolzenherz gebrochen? George dagegen spricht vom gebrochenen Moskauer Herzen. Die in Moskau entwickelten Ideale, das Pathos von damals, aber auch die schlimmen Erlebnisse hatten Lothars weiteres Leben bestimmt. Die Freunde versuchen, Lothars New Yorker Äusserung zum Abwurf der Atombombe in Vietnam, sein Festhalten an Westberlin, am gutbürgerlichen Leben, zu deuten. Jäcki meint schliesslich, dass es keine Ganzheit dieses Menschen Lothar mehr gebe: er habe sich schliesslich ein neues Herz zugelegt und sei daran zerbrochen.

Aus dem Disput über Lothar entwickelt sich ein ernstes Gespräch zwischen Jäcki, George und Koni über die Geschicke der Welt, wohin sie sich bewegt und welche Kräfte sie bewegen können.

Diese Gespräche wühlen vieles in Koni auf. Sie verursachen noch lange nach der Rückkehr aus den USA unruhige Nächte, nachdenkliche Stunden mit dem Drehbuchautor Angel Wagenstein. Was verbindet die Freunde der Troika, denn es waren Freunde, noch mit den früheren Idealen; was trennt sie von dem Land, das ihnen allen lieb und teuer war, dem Land ihrer gemeinsamen Kindheit, an die sie so gute Erinnerungen hatten?

Die Suche nach einer künstlerischen, den Ansprüchen der Geschichte genügenden Meisterung dieses Stoffs fällt schliesslich zusammen mit der Arbeit am Dokumentarfilmzyklus *BUSCH SINGT*. Auch diese Arbeit über das Leben und die Lieder des Arbeitersängers und Freundes Ernst Busch wird zur Herausforderung, soll Einblicke in die Geschichte dieses Jahrhunderts geben.

Die Idee zu diesem Projekt war während der Trauerfeier für Ernst Busch in der Akademie im Gespräch mit Erich Honecker geboren worden. Die Arbeit an *BUSCH SINGT* begeistert Koni und füllt ihn in seinem letzten Lebensjahr fast völlig aus. Kassetten mit den Liedern sind Ausgangspunkt für eine oft improvisierte Filmmontage. Jedem Interessierten führt Koni im Prozess der Erarbeitung einzelner Teile des Films die Tonkassetten in gewaltiger Lautstärke vor. Auch vor den Delegierten des X. Parteitages der SED, die ihn 1981 in das Zentralkomitee der Partei wählen, lässt er zum Abschluss seiner Diskussionsrede eine Aufnahme des von Ernst Busch gesungenen Thäl-

mannliedes von einer zerkratzten Schallplatte aus der Zeit des Spanischen Bürgerkrieges abspielen.

Zur selben Zeit gibt es erste Gedanken zu einem Film über Rosa Luxemburg. Dieser Film wäre ein weiteres gewaltiges Projekt geworden. Die Revolutionärin faszinierte Koni, wohl auch deshalb, weil manche der politischen Gegner Differenzen zwischen ihr und den russischen Bolschewiki zu Fragen der individuellen Freiheit und der Demokratie gegen uns zu nutzen suchen und weil auch manche Anhänger alternativer Bewegungen unserer Zeit in Rosa ein Vorbild für sich sehen. So verbinden sich die Inhalte seiner verschiedenen Filmprojekte, seiner Arbeit in der Akademie mit den Gedanken, die die Troika begleiten.

Das Troika-Projekt bleibt für ihn das wichtigste; die Helden dieser ungewöhnlichen Geschichte, ihre Gedanken sollen seinen Zuschauern ihre Erfahrungen mitteilen, Erfahrungen, die für das heutige Leben wichtig sein können. Nach BUSCH SINGT soll die Troika endlich energisch angegangen und gepackt werden. Dazu dient auch die Moskaureise, die bei der Arbeit am fünften Teil von BUSCH SINGT erforderlich wird. Koni hat sich überreden lassen, diesen Teil über den Krieg selbst zu moderieren, dazu muss er in Moskau vor die Kamera. Keiner konnte ahnen, dass diese Reise ein Abschied für immer werden sollte.

Mit der jungen Fotografin, die Christel so sehr ähnelt und die zur Bildchronistin seiner letzten zwei Jahre und dieser letzten Wiederkehr nach Moskau wird, besucht er die Orte der Kindheit und der Jugend. Er spricht von seinem optischen Drehbuch für den Troika-Film. Der Weg führt vom Wohnhaus in der Nishni-Kislowski-Gasse zum Arbat mit der vertrauten Metrostation und dem Chudoshestwenny-Filmtheater; sie gehen zu Fuss zur früheren 110. Schule nahe der Uliza Gerzena, schliesslich bis zur Kropotkinstrasse mit dem Gebäude, in dem einmal die KARL-LIEBKNECHT-SCHULE war. Der Kiewer Bahnhof weckt manche Erinnerung. Von dort bringt sie ein Vorortzug in das geliebte Peredelkino. Was ist geblieben von diesem romantischen Stückchen russischer Erde, dem Schriftstelleridyll von einst? Die schöne Birken- und Kiefernlandschaft ist zersiedelt, die meisten Häuser sind hinter hässlichen hohen Zäunen verschwunden, das ehemalige Wolfsche Grund-

stück ist verändert und die Datscha umgebaut. Noch gibt es einen leisen Hauch von Nostalgie, Koni sucht nach mancher Spur in der Nachbarschaft, geht zu der Brücke am Badeteich, zum kleinen Friedhof. An all diesen Stationen ist er sehr nachdenklich, in sich gekehrt.

Abends spazieren sie durch Moskau, über den Roten Platz ... So erlebt die Fotografin die Erinnerungen eines grossen Jungen, der auf die Sechzig zugeht.

Es gibt keine Stimmung des Abschieds oder der Trauer. Die Fotografin und das Filmteam erleben Koni locker und so redselig, wie er nur in der Sowjetunion ist. Sein sechsfünfzigster Geburtstag wird in Moskau gefeiert, stimmungsvoll in der Wohnung von Maja Turowskaja, einer ehemaligen Mitschülerin aus der 110. Schule, nun als Filmwissenschaftlerin bekannt und anerkannt. Es wird auf echt russische Art gegessen, getrunken und gesungen. Man schreibt den Oktober 1981.

Auch wir sehen uns in dieser Zeit öfter, sprechen über die Troika. Im gleichen Monat gibt es auch ein bewegendes Wiedersehen mit Eva Siao, der Freundin unserer Eltern aus der Moskauer Zeit. Seit dem Sieg der chinesischen Revolution lebt sie mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in Peking. Mit ziemlicher Regelmässigkeit besuchte sie uns in Berlin. Als Fotografin brachte sie in der DDR einige Bücher heraus und arbeitete auch für das DDR-Fernsehen. Dann kam die Kulturrevolution, dieser grausame Einschnitt im Leben des chinesischen Volkes, und wir hörten nichts mehr von Eva. Sieben Jahre verbrachte sie – wie ihr Mann – in Einzelhaft. Achtzehn Jahre sind vergangen, als sie das letzte Mal in Berlin war. Nun sitzt sie wieder bei uns und ist in vielem die alte Eva geblieben. Es wird eine schöne, sehr menschliche, bewegende Begegnung. Auch dabei ist die Troika lebendig. Eva kannte die Helden dieser Geschichte, hatte sie in Peredelkino fotografiert, wusste von Erna Wloch manche uns nicht bekannte Einzelheit über das Schicksal Wilhelm Wlochs. So spannte sich der Bogen der Geschichte plötzlich nicht mehr nur über das geteilte Berlin, nicht mehr nur von New York bis Moskau, er reicht nun bis nach Peking. Einige sehr persönliche Aufnahmen von Koni, den Eva fotografierte, erinnern an dieses Zusammenreffen.

Das Tagesgeschehen bleibt spannungsgeladen und gibt Stoff für die Gespräche. Die innere Lage in Polen spitzt sich immer mehr zu und liefert, wie das Geschehen in Afghanistan, neue Munition für die Scharfmacher in der Politik. Die Stationierung der amerikanischen Mittelstreckenraketen und die Gegenmassnahmen von unserer Seite scheinen unabwendbar. Bei einem Besuch Breshnews in Bonn prallen die Standpunkte zu diesen Grundfragen hart aufeinander. Der Generalsekretär der KPdSU vertritt eine klare Position. Doch mancher Fernsehzuschauer fragt sich unter dem Eindruck der Fernsehbilder, warum der mächtigste sozialistische Staat von einem Mann repräsentiert werden muss, der solcher Verpflichtung physisch kaum noch nachkommen kann. Auf die häufig gestellte Frage, warum das eigentlich so sein muss, weiss keiner von uns eine plausible Antwort.

In diese Zeit fällt die Vorbereitung eines Zusammentreffens des BRD-Kanzlers Helmut Schmidt mit Erich Honecker am Werbellinsee bei Berlin. Alles ist kompliziert und widersprüchlich.

Die Initiative Stephan Hermlins zu einem Friedensgespräch deutschsprachiger Autoren findet zunächst keine ungeteilte Zustimmung. Koni jedoch greift diesen Gedanken sofort auf. Er erkennt, dass ein solches Gespräch ein neues Herangehen an politische Probleme der Gegenwart markieren kann, ein verändertes Miteinander-Umgehen. Den später gängig gewordenen Begriff vom Dialog der Vernunft gibt es noch nicht. Man spricht auch noch nicht von einem neuen Denken. Aber in solchem Herangehen liegt eine Konsequenz der Troika, eine Konsequenz aus den dazu in New York und Alaska, in Moskau, in Sofia und in Berlin geführten Gesprächen. Mit seiner ganzen Autorität setzt sich Koni für das Zustandekommen dieses Friedensgespräches ein. Als er den Zeitpunkt für gekommen hält, ersucht er für Hermlin und sich um einen Termin beim Generalsekretär. Beide finden die volle Unterstützung Erich Honeckers. Die Akademie übernimmt die organisatorische Unterstützung dieser Hermlinschen Initiative. So kommt dieses für die damalige Zeit ungewöhnliche und sehr unterschiedlich beurteilte offene Gespräch, die Berliner Begegnung vom Dezember 1981, tatsächlich zustande. Es wird Konis letzter grösserer öffentlicher Auftritt. Nicht ohne Bewegung sehe ich in der Videoaufzeichnung seine Erwiderung auf den

Beitrag von Günter Grass, die er mit einem Gedicht von Jewgeni Jewtuschenko beendet: Meinst du, die Russen wollen Krieg?

Jetzt erkennt man, dass Koni von der Krankheit gezeichnet ist.

Bei meinem Geburtstag im Januar 1982 gibt es noch einen kurzen Disput über den Nutzen der Berliner Begegnung. Das ist unser letztes Gespräch ausserhalb des Krankenhauses.

Als ich Anfang Februar von einer Auslandsreise zurückkehre, erfahre ich auf dem Flugplatz von Konis tödlicher Erkrankung. Im Krankenhaus bemühen wir uns, das Thema Krankheit zu meiden. Es geht um den sechsten Teil von BUSCH SINGT, meist jedoch um die Troika. Die schwarze Mappe liegt immer in seiner Nähe, so ist es all die Wochen. Einen Spielfilm will Koni aus dem Stoff nun nicht mehr machen, es soll eine Filmdokumentation oder ein Buch werden. Die Einmaligkeit der Geschichte dieser drei Familien im Spannungsfeld eines halben Jahrhunderts zwischen Moskau, Berlin und New York soll nicht verschenkt werden.

Doch dann beginnt die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu schwinden. Koni lebt nun ständig mit den Helden der Troika; trifft sich, spricht mit ihnen. Er bittet mich, ihm zu helfen, die verschiedenen Ebenen, auf denen er nun lebt, in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in seinen Träumen auseinanderzuhalten. Er will die Troika unbedingt noch zwingen. Koni hat viele Fragen und Gedanken mit ins Grab genommen, bohrende Gedanken und schmerzliche Fragen. Geblieben ist die schwarze Mappe mit der Idee, den Fotos der Helden, ein paar Tonkassetten mit den Stimmen der Zeugen dieser Geschichte, mit seiner Stimme.

Dokumente zur Troika

Lebensläufe

Louis Fischer

- 1896 in Philadelphia/USA geboren.
- 1914/16 Beginn einer pädagogischen Ausbildung in Philadelphia.
- 1916/17 Tätigkeit als Lehrer für Englisch und Journalistik in einer öffentlichen Schule.
- 1917/20 Militärdienst in der jüdischen Legion des britischen Heeres. Einsatz in Europa und Palästina.
- 1921 /22 Ausländskorrespondent der New Yorker «Evening Post» in Berlin.
- 1922 Ausländskorrespondent der USA-Zeitungen «The Nation» und «Baltimore Sun» in Berlin und Moskau. Heirat mit Bertha Mark. Jährliche Reisen in die USA mit Vorträgen über die Sowjetunion. Reportagereisen in westeuropäische Staaten.
- 1927 Veröffentlichung des Buches «Ölimperialismus – Der internationale Kampf um Petroleum».

Bertha Fischer, geb. Mark

- 1896 in Libau (jetzt Liepaja, Lettische SSR) geboren.
- 1904/13 Musikstudium in Petersburg. Sprachstudium an der Universität Lausanne.
- 1915 als Pianistin in die USA. Lernt in New York Louis Fischer kennen.
- 1922 Übersiedlung nach Berlin. Tätig in der sowjetischen Railroad Mission. Heirat mit Louis Fischer.
- 1923/24 Geburt der Söhne Juri und Viktor in Berlin.
- 1927 zieht mit den Söhnen zu ihrem Mann nach Moskau. Hausfrau und als Dolmetscherin mit Tschitscherin und Litwinow auf diplomatischen Konferenzen mit westlichen Staaten.
- 1931/33 Juri und Viktor in Berlin, danach wieder in Moskau.

Friedrich Wolf

- 1888 in Neuwied/Rheinland geboren.
- 1907/14 Medizinstudium in Heidelberg, Tübingen, Bonn, Berlin.
Promotion zum Dr. med.
- 1914/18 Truppenarzt der kaiserlichen Armee an der West- und Ostfront,
Mitglied des ersten Soldatenausschusses in Dresden, später des
Zentralen Arbeiter- und Soldatenrates Sachsen. Eintritt in die
USPD.
- 1920/22 gewählter Stadtarzt in Remscheid, Verhaftung wegen Teil-
nahme an den Kämpfen gegen den Kapp-Putsch. Mit Else
Dreibholz zur Künstlerkolonie Worpswede, anschliessend
Heirat in zweiter Ehe.
- 1923/28 Arzt und Schriftsteller in Hechingen, Höllsteig am Bodensee
und in Stuttgart. Eintritt in die KPD.
- 1931 erste Reise in die Sowjetunion auf Einladung des sowjetischen
Schriftstellerverbandes.
- 1933 Emigration über die Schweiz und Frankreich in die Sowjet-
union.

Else Wolf geb. Dreibholz

- 1898 in Remscheid geboren.
- 1917/18 Kindergärtnerin in Remscheid.
- 1920/22 lernt Friedrich Wolf kennen, geht mit ihm nach Worpswede.
Anschliessend Heirat.
- 1923/25 Geburt der Söhne Markus und Konrad in Hechingen/ Hohen-
zollern.
- 1927/28 Umzug nach Stuttgart. Eintritt in die KPD.
- 1933 Emigration mit den Söhnen über die Schweiz und Frankreich
in die Sowjetunion.

Wilhelm Wloch

- 1897 in Berlin geboren.
1911/14 Lehre als Graveur.
1914/16 Fräser und Dreher bei der Firma Bergmann.
1915 Mitglied der SPD.
1916 Militärdienst. Einsatz an der Westfront.
1916/17 Dreher bei der Firma Rumpler, Berlin-Johannisthal.
Eintritt in die USPD.
1917/18 MG-Ausbildung. Einsatz im Landwehrregiment an der Ostfront. Wahl in den Soldatenrat des Regiments.
1919 Teilnahme an den revolutionären Kämpfen in Berlin.
1919/25 Bauarbeiter. 1920 Mitglied der KPD. 1925 Arbeit im Auftrag der Kommunistischen Internationale (Komintern),
1933 verlässt Deutschland auf Beschluss der Partei.

Erna Wloch, geb. Falkenberg

- 1896 in Berlin geboren.
1911/18 Lehre als Verkäuferin, anschliessend in diesem Beruf bei der «Konsumgenossenschaft Berlin und Umgebung» tätig.
1918/21 Kontoristin bei «Bergmann-Elektrik AG». Mitglied des Spartakusbundes.
1921/28 Aushilfe bei der «Konsumgenossenschaft Berlin und Umgebung». Seit 1924 Mitglied der KPD.
1923 Geburt des Sohnes Lothar.
1928 Aufnahme der im gleichen Jahr geborenen Margot als Pflegekind in die Familie.
1928/33 Hausfrau. Aktive politische Arbeit in Berlin-Bohnsdorf.
1933 verlässt Deutschland zusammen mit Wilhelm Wloch.

Werner Eberlein

Aus: Tagebuch der Ersten Lagerabteilung «Woroschilow» des deutschen Pionierlagers der Karl-Liebknecht-Schule, Moskau

Sommer 1934

Am 10.6.34 fand eine Feier aller Moskauer Schulrayons statt. Während schon um ½ 2 einige Schulen beim Volleyballspiel verweilten und sich die Erholungsbedürftigen in der Sonne in den Liegestühlen niedergelassen hatten, waren ½ Stunden nach offiziellem Beginn noch nicht alle Schulen anwesend. Nachdem um 5 Uhr die Eröffnung im «Grünen Theater» (Freilichttheater) durch ein grosses Konzert stattgefunden hatte, wurde die Eröffnungsrede von Genossen Bulganin gehalten. Weiter wurden Ansprachen von einigen Genossen aus dem Ehrenpräsidium gehalten. Dem Ehrenpräsidium sollten mehrere führende politische Genossen wie Dimitroff, Stalin, Kalinin, Schmidt und andere angehören.

Leider waren nur bekannte Genossen, Bulganin, Bubnow, Schmidt und Woroschilow, anwesend.

Dafür war aber die Begeisterung, als Genosse Bubnow die Rednertribüne betrat, eine solche, wie sie für Stalin, Dimitroff und Schmidt zusammen sein konnte. Die Pioniere und Schüler sprangen auf die Bänke und schrien und klatschten sich die Hände wund. Es war etwas Unbegreifliches für die Schutzbündler, dass die Schüler ihren Lehrpersonen, geschweige denn dem Volkskommissar für Bildungswesen solch einen Beifall darbrachten. Sie waren aus Österreich gewöhnt, dass die Schüler ihren Lehrern mit Abscheu aus dem Wege gingen, und hier in der Sowjetunion besteht zwischen Lehrern und Schülern ein kameradschaftliches Verhältnis. Während Genosse Bubnow die Tribüne betrat, war ein Krach und eine Begeisterung, die sich aber zu Beginn der Rede in eine eiserne Disziplin auflöste. Doch als erst alle zusammen Physkultur trieben, die von der Bühne aus geleitet wurde, da war nichts als ein grosses Staunen in den Reihen der Schutzbündler. Daraufhin wurden die 180 besten Schüler der 180 Moskauer Schulen für die Leistungen in der Schule prämiert. Und nicht zu knapp. Sie bekamen Fo-

toapparate und Radioapparate. Ausserdem bekamen sie Bücher aller Art, Bücher mit politischem, wissenschaftlichem und unterhaltendem Inhalt. Der Prämienträger der Deutschen Schule in Moskau war Genosse Max Albam. Während die anderen Preisträger von den Schülern ihrer Schule bei der Prämierung mit reichlichem Beifall bedacht wurden, brachten bei Genossen Albam, der mit einem Fotoapparat prämiert wurde, nur sieben Genossen ihren Beifall bei. Da die übrigen Schüler der Deutschen Schule sich verspätet hatten und das «Grüne Theater» bis auf den letzten Platz besetzt war, hatten sie keine Gelegenheit, in das Freilichttheater hineinzugelangen. Die «Sieben» waren alleine in den Kulturpark eingedrungen und waren dank ihrer Berliner Quatschapparaturen ins «Grüne Theater» eingedrungen. Der offizielle Teil endete mit der Demonstration der Schulen über die Bühne. Avio-Modellzirkel trug einen selbstgebauten Flugzeug-Motor, ein Auto-Zirkel fuhr auf kleinen Spielautomobilen über die Bühne. Und so defilierten noch dramatische, Physkultur und viele andere an der Ehrentribüne vorbei. Nach dem Absingen der «Internationale» brachten die Schutzbündler den Moskauer Pionieren, Schulleitern und Lehrern ein dreifaches «Rot Front» dar.

Danach lösten sich die einzelnen Schulen, Klassen und Glieder auf, während einige sich für die Attraktionen des Parks interessierten, liessen sich die anderen in den einzelnen Theatern nieder. Es waren viele dramatische und künstlerische Theater im Kulturpark aufgebaut. Ein grosser Teil verblieb zum künstlerischen Teil in dem «Grünen Theater». In der Hauptstrasse hatte sich die Rote Armee mit Tanks, Tankett, Maschinengewehren, Gewehren und Granaten niedergelassen. Sie beantworteten die Fragen der wissensdurstigen Pioniere und Schüler Moskaus. Die «Sieben» der Deutschen Schule hatten sich in einem dieser Theater niedergelassen. In diesem Theater zeigten Sänger, Sängerinnen und Conférenciers, Geiger und andere ihre Kunst. Das ganze Theater kam in Aufregung, als eine Kapelle mit Pfeifen durch den Park maschierte. Die «Sieben» sprangen von ihren Plätzen, sausten durch die Reihen des Theaters, über Hühneraugen trampelnd und alles beiseite stossend, was sich ihnen in den Weg stellte. Das war die Deutsche Schule, die sich um 8 Uhr endlich zum «Grünen Theater» durchgeboxt hatte. Sie liefen mit einem Gesicht wie «drei Tage Regenwetter» herum. Sie

kamen erst etwas in Stimmung, als ein Conférencier seine Witze vom Stapel liess. Zitternd vor Kälte hörten sie sich die Stimmchen von Sängerinnen an. Zum Abschluss der Feier wurde ein Feuerwerk losgelassen. Dieses Feuerwerk war zwar riesig, aber das Künstlerische fehlte. Es explodierte, stank und qualmte und war zu Ende. Auf dem Nachhauseweg war ein zweites Feuerwerk gleicher Art an der Moskwa zu sehen. Die Heimfahrt fand in einem bestellten Tramwagen statt. Die Pioniere waren endlich in die Knorkestimmung gekommen. Das merkte man beim Absingen von bekannten Witzen. Die grölten sich die Kehle heiser, als sie das Lied vom zerdrückten Zylinder, von der singenden Familie, vom Bayerischen Marsch, von der Laus, die auf der Mauer, auf der Lauer liegt und vom gebackenen Eierkuchen sangen. Mit einem dreifach kräftigen «Seid bereit» lösten sich die Schüler auf.

Elisabeth Gebauer

Mündliche Information über die Familie Wloch

Berlin, Februar 1984

Das Ehepaar Wloch war das politische Zentrum in Bohnsdorf. Alle jungen Genossen und Mitglieder des KJV fühlten sich zu Wlochs hingezogen. Zu ihnen gehörten Rudi Greulich, Herbert Bachmann, Alfred Bohlke, Erich und Lotte Gensch, Walter Hoffmann und Frau, Alfred Jagielski und Familie Gebauer. Nach jeder Veranstaltung trafen sich die Genossen bei Familie Wloch und diskutierten. Sie hatte grossen Anteil daran, dass die jungen Genossen Mitglieder der Partei geworden sind.

Von Wilhelm Wloch wussten wir, dass er Handelsvertreter bei den Freunden war. Sonst wurde darüber nicht gesprochen. Erna Wloch arbeitete nicht, war jedoch politisch aktiv und verantwortlich für die Arbeit in der Roten Hilfe.

Sicher gab es unter den Genossen in Bohnsdorf Gespräche über die Gründe für die Rückkehr der Wlochs nach Deutschland. Genosse Erich Gensch sagte einmal: «Irgendetwas muss er [Wloch] ja am Stecken gehabt haben,

sonst hätten sie ihn nicht so behandelt.» Herbert Bachmann erwiderte: «Da ist überhaupt nicht dran zu denken. Wlochs sind für mich die Menschen gewesen, die uns zur Partei gebracht haben, da kannst du auch Lis Gebauer fragen, die steht genauso zu ihnen.»

Wir hatten immer das Gefühl, dass die Erna zu uns gehörte und wir zu ihr.

Rudolf Greulich

Erinnerungen an die Familie Wloch

Berlin, 10. Januar 1985

Die Wlochs sind meines Erachtens etwa Mitte der zwanziger Jahre nach Bohnsdorf gekommen. Ich lege mich da nicht auf ein paar Monate oder ein Jahr fest. Es war in jener Zeit, als wir, die politisch bewussten Jugendlichen in Bohnsdorf, auf dem Weg zur Partei waren. Dieser Stamm, diese Gruppe, die da war, mal etwas grösser, mal etwas kleiner, war herausgewachsen aus dem bürgerlichen Wanderverein «Die Heimatwanderer e.V.» – hinein in den Jungproletarischen Bund.

In dieser Zeit des Bewusstwerdens – plötzlich waren Wlochs da. Das war der Willi Wloch, seine Frau, die Erna, und dann hatten sie einen Jungen, das war der Lothar. Und bald nachdem sie sich in Bohnsdorf ansässig gemacht hatten, nahmen sie ein kleines Mädchen auf, an Kindes Statt. Das war die Mausi, ihr wirklicher Name war Margot. Sie war nicht nur ein Hätschelkind von Wlochs, sondern von uns allen. Wenn wir zu den Wlochs kamen, mussten wir auch mit Mausi spielen.

Wir haben schnell entdeckt: Wenn wir irgendwelche Probleme hatten, konnten wir zu Wlochs kommen, weil dort immer eine sehr freimütige Diskussion war. Wir mussten nicht gleich Angst haben, wenn wir irgendetwas äusserten, was sich für die Erwachsenen, nämlich Willi und Erna, vielleicht dumm oder reaktionär angehört hätte, dass sie uns das gleich um die Ohren schlugen: Was seid ihr für Reaktionäre. Das gab es überhaupt nicht. Wir

konnten mit allem kommen und brauchten keine Angst zu haben, dass wir falsch verstanden würden. Und gerade das hat uns auch so locker gemacht, so gelöst und allen beiden so zugetan.

Nun ist klar, dass wir Erna öfter belästigt haben als Willi. Denn Willi war oft weg, beruflich unterwegs. Und da war nur die Erna greifbar. Und dann musste sie mit uns debattieren. Das hat sie sehr gern getan. Es war ein Kommen und Gehen bei den Wlochs. Wenn sie den einen geradegerückt hatte, dann kam schon der nächste, der hatte schon die Klinke in der Hand. Es war wirklich ein sehr schönes, herzliches Verhältnis. Natürlich bei ganz ernsthaften Fragen – war die letzte Instanz dann Willi.

Willi war mehr ein stiller Mensch, nicht der grosse Agitator und Propagandist. Das war nach meinem Empfinden seine grosse Stärke. Ähnlich wie auch bei Erna. Erna war impulsiver als Willi. Es waren zwei Pole. Erna war schnell in Fahrt, konnte sich echauffieren. Willi war immer ruhiger, ausgeglichener. Vielleicht hatte sie auch ein bisschen Geltungsdrang, als sie noch hier wirkten.

Verlässlich war sie. Vielleicht nahm sie es nicht ganz so genau in diesen Dingen wie Pingeligkeit und Ordnung. Da war sie ein bisschen leger. Es machte ihr nicht viel aus, ob da ein Mantel hingeworfen wurde oder am Kragen aufgehängt. Das gehörte auch irgendwie zu Erna.

Über Willi wurde uns gesagt, dass er in der sowjetischen Handelsvertretung arbeitete. Das genügte uns völlig. Da war ja eine ganze Menge deutscher Angestellter. Da gab es kaum irgendwelche Fragen oder Zweifel.

Wlochs sind – ich kann jetzt nicht mehr genau sagen, ob kurz vor Januar, noch im Jahre 1932 oder kurz danach – nach Pankow verzogen. Wir haben uns mit den Wlochs getroffen – vielleicht bei Gebauers, möglich, denn da bestand ein sehr enger Kontakt. Und sie sagten mir: «Mensch, Rudi, wir werden sowieso abreisen, aber wir haben unsere Wohnung in Pankow schon ein halbes Jahr vorausbezahlt.» Das war wohl Bedingung, wenn man da einziehen wollte. Ich bin dann mit meinem Freund nach Pankow gezogen, in Wlochs Wohnung. Und das war eine richtige Überlegung, denn fünf Jahre später war alles schon viel schwieriger.

Inzwischen kam das Jahr 1936.

Ich war lange mit meiner Braut oder Freundin, der Friedel, gegangen, und die hatte Arbeit. Wir haben geheiratet. Und bald darauf kam eine Nachricht von Wlochs aus Kopenhagen – wahrscheinlich ist das über Gebauers gelaufen. Ich nehme an, die Anregung kam von ihnen. Und da haben wir beide – Friedel und ich – eine offizielle Hochzeitsreise nach Kopenhagen unternommen. Das war eine Begründung. Damals ging das noch. Wir sind übergefahren, und das war natürlich ein herzliches Wiedersehen mit Willi und Erna. Und Erna hat uns überall bei ihren neuen Freunden rumgeführt – vorgestellt als alte Freunde aus Berlin. Ich sollte berichten. Sie waren begierig zu hören, was in Deutschland unter Hitler los sei. Ich weiss jetzt nicht, wie lange wir dort waren, eine Woche oder länger. Das war eine sehr schöne Zeit. Wir haben eine Konfektpackung präpariert mit einem Braunbuch,* das heisst, wir haben das Braunbuch unter das Konfekt gelegt. Für den Fall, dass es entdeckt würde, hatten wir uns geeinigt zu sagen, dass uns viele Bekannte auf den Bahnhof gebracht hätten. Der eine habe einen Blumenstrauss gereicht, der andere eine Schachtel Konfekt. Wer – wissen wir nicht. Auf diese Art haben wir wenigstens ein Braunbuch nach Deutschland geschmuggelt.

Anfrage der Geheimen Staatspolizei, Berlin, an das Auswärtige Amt über den Aufenthaltsort der Familie Wloch

Berlin, 17. Dezember 1936

Betrifft: Internationaler kommunistischer Funktionär Wilhelm Wloch, 13. 2. 1897 Berlin geboren.

Der Vorgenannte ist glaubwürdigen, vertraulichen Mitteilungen nach als Kurier der Komintern im internationalen Massstabe tätig. Er ist im Besitze eines deutschen Reisepasses Nr. 47, ausgestellt am 12.5.1932 in Berlin. Sei-

* Braunbuch: Vom «Weltkomitee zum Schutze der Opfer des Hitlerfaschismus» im Jahre 1933 herausgegebene Dokumentation zum Zwecke des Nachweises, dass die Kommunisten nichts mit dem Reichstagsbrand zu tun hatten. 1934 erschien unter dem Titel «Dimitroff contra Göring» ein weiteres Braunbuch.

ne Ehefrau Erna geb. Falkenberg, 18.12.96 Berlin geboren, die sich gleichfalls im Auslande aufhält, besitzt den Reisepass Nr. 179/29, ausgestellt am 8.8.29 in Berlin. Als augenblicklicher Aufenthalt der Eheleute kommt England oder Dänemark in Frage.

Wloch soll sich im Jahre 1934 mit dem Dampfer «Porthos» nach Shanghai begeben und dort bei einem Zahnarzt Dubowski, der jedoch keine Praxis betreibt, aufgehalten haben. Dubowski soll gleichfalls für die Komintern arbeiten.

Ich bitte, durch die deutsche Vertretung in Shanghai entsprechende Nachforschungen anstellen lassen zu wollen und bei den deutschen Vertretungen in den europäischen Staaten Nachfrage zu halten, ob und wann der inzwischen ungültig gewordene Reisepass der Ehefrau des W. verlängert worden ist. Ferner bitte ich, bei den letztgenannten Stellen Vorsorge zu treffen, dass der im Mai 1937 ungültig werdende Reisepass des W. nur mit meiner Zustimmung verlängert wird. Ich bezwecke damit, den Aufenthalt der Eheleute in Erfahrung zu bringen.

Im Auftrage: gezeichnet Müller

Antwort des Deutschen Generalkonsulats Shanghai, an das Auswärtige Amt über den Aufenthaltsort von Wilhelm Wloch

Shanghai, 26. Juni 1937

Der kommunistische Funktionär Wilhelm Wloch ist in Shanghai vom 12. Oktober 1934 bis Ende 1935 wohnhaft gewesen. Im Dezember 1934 eröffnete er in der Französischen Konzession, 542 Avenue Joffre, eine Zahnklinik, zu deren Leiter er einen sonst nicht weiter bekannten Dr. W. Dubowsky ernannte. Er gab für diesen Zweck über \$8.000,- aus, deren Herkunft unbekannt ist. Ende 1935 schied Wloch aus dem Unternehmen aus, begab sich zunächst vermutlich nach Hangchow (Provinz Chekiang) und ist seitdem verschwunden, ohne dass die hiesige Polizei bisher hat in Erfahrung bringen können, wo er sich aufhält. Da es fraglich ist, ob Wloch überhaupt noch in

China ist, habe ich vorläufig von einer Weitergabe des Schreibens der Geheimen Staatspolizei an die anderen Dienststellen in China Abstand genommen. Vielleicht würde es sich empfehlen, alle deutschen Auslandsbehörden wegen der Verlängerung des Reisepasses des Genannten zu unterrichten.

Wilhelm Wloch

Fragebogen • Moskau, 19. Februar 1937

1. Wloch, Wilhelm (Wilhelm Paul)

2. 13.2.1897 in Berlin 3.

Aus Arbeiterfamilie 4. Eltern:

tern:

Vater:

Wloch, Wilhelm

Fräser, Metallarbeiter

kein Vermögen Fabrikarbeiter gestorben 1929

5. Bauarbeiter

Mutter:

Wloch, Martha

Hausfrau

kein Vermögen

Reinemachefrau, Berlin,

Fritz-Schulze-Str. 4

6. Deutscher

7. deutscher Staatsbürger

8. verheiratet, 2 Kinder: Lothar 13 Jahre Margot 9 Jahre

a) Wloch, Erna geb. Falkenberg EKKI*

9. Eltern der Ehefrau

Vater:

Falkenberg, August

Bauarbeiter

verstorben 1930

Mutter:

Falkenberg, Anna

Näherin

gestorben 1916

* EKKI: Abkürzung für das von 1919 bis 1943 bestehende «Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale», das leitende Organ der Komintern zwischen den Kongressen.

(...)

11. 8 Jahre Volksschule, 3 Jahre Berufsschule
12. Englisch nicht gut, Dänisch gut
13. Dienstreisen in verschiedenen Ländern und in Deutschland
14. Auslandsaufenthalte zur illegalen Arbeit
15. Mutter und Schwester leben in Deutschland, haben keine Verbindung.
16. War zur deutschen imperialistischen Armee eingezogen während des imperialistischen Krieges 1916, 1917, 1918.
17. Habe nicht in der Armee oder bei Behörden der Weissen gedient.
18. Keine Verwandte oder Bekannte in ausländischen Missionen.
19. Keinen Dienst bei der Roten Armee geleistet.
20. Für den Wehrdienst nicht registriert.
21. Mitglied der KPD seit 1920.
22. Von 1911-1915 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterjugend, ab 1915 SPD, 1916-1920 USPD.
23. War nach der Revolution einige Male verhaftet aus verschiedenen Gründen. Nicht im Gefängnis gewesen, gerichtlich verfolgt wegen Waffenkauf.
24. War in keinen innerparteilichen Fraktionen oder Gruppierungen.
25. Parteistrafen: Rüge in der KPD 1930 oder 1931 im Zusammenhang mit einem Bauarbeiterstreik.
26. Aktive Teilnahme an der Revolution im Februar und Oktober 1917 und Bürgerkrieg. In Deutschland im Januar 1919, 1920, 1921, 1923 im Auftrage der KPD.
27. Mitglied der Gewerkschaft von 1912 bis 1933 in Deutschland.
Zur Zeit nicht Gewerkschaftsmitglied aus Arbeitsgründen.
28. Moskau, Hotel «Lux», Gorkistrasse 36, Zimmer 210.
- 29-31. Tätigkeit:
Firma Franz Federmann – Graveurwerkstatt, Lehrling von 1911-1914.
Firma Bergmann von 1914 bis Anfang 1916 bis zur Einberufung zur Wehrmacht.
Betonbau AG in Berlin 1925, entlassen wegen Teilnahme am Streikkomitee.
32. Mich kennen Genosse Abramow, Genossin Stassowa.

33. Tätigkeit nach der Oktoberrevolution:
 1. Firma Schwarzkopf Berlin, Metallarbeiter, 1917, drei Wochen.
 2. Militärdienst, Soldat, 1917-1918 demobilisiert.
 3. Firma Haberland AG, Betonbau, Bauarbeiter, 1918 bis 1925, entlassen wegen Streikteilnahme, auf eigenen Wunsch, Planstellenreduzierung und so weiter.
 4. Von 1925 bis 1937 in OMS,* Verbindung mit dem EKKI – immer illegal gearbeitet.

Wilhelm Wloch

Lebenslauf zum Antrag auf die Staatsbürgerschaft der UdSSR

Moskau, 15. Mai 1937

Als Sohn des Metallarbeiters Wilhelm Wloch, dessen Ehefrau Martha, geborene Peste, bin ich am 13. Februar 1897 zu Berlin geboren. Vater sowie Mutter gehören dem Arbeiterstande an. Vater und Mutter haben seit der Zeit um 1900 bis zum Kriege Anteilnahme in der Arbeiterbewegung: Freie Gewerkschaft und Sozialdemokratie. Sind dann während des Krieges dem linken Flügel (USPD), 1920 der KPD beigetreten.

Von 1903-1911 habe ich die Volksschule zu Berlin besucht, 1911 bis zum Kriegsausbruch 1914 das Graveurhandwerk erlernt. Danach als Metallarbeiter tätig. April 1916 zum Militärdienst eingezogen, nach Ausbildung an französische Front. Ende 1916 Zurückziehung von der Front und zur Arbeit in den Betrieb (Rumpler) beordert. Nach dem Februarstreik 1917 vom Betrieb entlassen, kurze Zeit darauf in den Spandauer Werken gearbeitet und abermals eingezogen. Nach der Garnisonszeit zum Landwehr-Inf.-Reg. 48 an die russische Front gesandt. Auf dem Rücktransport Soldatenrat. Teilnehmer an den Januar-Vorgängen 1919 in Berlin. Ab Februar 1919 im Bau-beruf tätig.

Gewerkschaftlich bin ich seit 1912 bis zum Jahre 1933 organisiert.

* OMS: Russische Abkürzung für die Abteilung internationale Zusammenarbeit der Komintern.

1911 nach Verlassen der Schule Eintritt in die Sozialistische Arbeiterjugend, ab 1915 Mitglied der SPD, ab Herbst 1916 Mitglied der USPD. Vom Jahre 1920 Mitglied der KPD.

Mein Vater ist 1929 gestorben. Meine Mutter arbeitet seit 1929 als Reine-machefrau, seit 1930 als Reinemachefrau bei der Derop oder ähnlichen In-stituten. Wie es zur Zeit damit steht, darüber kann ich keine Angaben ma-chen, da ohne Verbindung. Adresse ist Berlin, Fritz-Schulze-Strasse 4.

Weiter habe ich eine Schwester, welche mit einem Briefträger (Postbeam-ten) verheiratet ist. Die letzte Adresse, welche mir bekannt ist, war Grosse Frankfurter Strasse 144, Martha und Otto Herbst. Ich habe mit ihnen keine Verbindung.

Erna Wloch

Antrag auf die Staatsbürgerschaft der UdSSR

Moskau, 15. Mai 1937

An das Präsidium des Zentralen Exekutivkomitees
(über Organe der Arbeiter- und Bauemmiliz)

Ich bitte, mich in die Staatsbürgerschaft der UdSSR aufzunehmen und teile über mich Folgendes mit:

1. Wloch, geb. Falkenberg
2. Erna Augustowna
3. Berlin, 18. 12. 1896
4. Verheiratet
5. deutsche Staatsbürgerschaft
6. Moskau, Gorkistrasse 36, 50. Milizrevier
7. Soziale Lage: Angestellte
8. Mitglied der KPD seit 1922
9. Volksschule
10. Verkäuferin
11. Mitarbeiter der Komintern, Mochowaja 16
12. Mitarbeiter der Komintern
13. Nicht vorbestraft
14. war nicht Staatsbürger der UdSSR

15. Einreise in die UdSSR am 23.12.1936, Einreisevisum – ausgestellt von der Vertretung der UdSSR in Kopenhagen am 19.12.1936.
16. In der UdSSR früher von September 1934 bis März 1936 – Dienstreise
17. Ursache für den Antrag auf Aufnahme in die Staatsbürgerschaft der UdSSR. Als aktiver Parteiarbeiter war ich gezwungen, aus Deutschland auszureisen. Ich möchte in der Sowjetunion bleiben und als gleichberechtigter Bürger hier arbeiten.
18. Verwandte in der UdSSR und im Ausland:
 1. Wloch, Lothar, Sohn, deutsche Staatsbürgerschaft, 1923, Schüler, Moskau, Gorkistrasse 36
 2. Wloch, Margot, Tochter, Deutsche, 1928, Schülerin, Moskau, Gorkistrasse 36
 3. Lehmann, Wally; Schwester, Deutsche, 1889, Hausfrau, Berlin-Heiligensee
 4. Falkenberg, Walter; Bruder, Deutscher, 1891, Bauarbeiter, Berlin
 5. Wloch, Martha; Schwiegermutter, Deutsche, 1873, Arbeiterin bei Derop, Berlin, Fritz-Schulze-Strasse.
19. Von Staatsbürgern der UdSSR kennen mich: Müller, Boris Nikolajewitsch, Komintern Stassowa, Jelena Dmitrewna, ZK MOPR Schawer, Maria Abramowna, Moskau, Bolschoi Gnesdnikowski 10
21. Besitze Aufenthaltsgenehmigung vom OVIR GURKM des NKWD der UdSSR in Moskau am 29. Dezember 1936 – Nr. A 090164
22. Anschrift: Moskau, Gorkistrasse 36

Erna Wloch

Lebenslauf zum Antrag auf die Staatsbürgerschaft der UdSSR

Moskau, 15. Mai 1937

Als Tochter des Formers August Falkenberg und dessen Ehefrau Anna, geborene Priess, bin ich am 18. 12. 1896 zu Berlin geboren. Vater und Mutter gehörten dem Arbeiterstande an.

Beide waren in der Sozialdemokratischen Partei organisiert, von wann ab, ist mir unbekannt. Bekannt ist mir nur, dass mein Vater als geborener Pommer unter dem Sozialistengesetz aus Preussen ausgewiesen wurde, mit seiner Familie nach Ückeründe in Pommern emigrierte und zirka 1901 nach Berlin zurückkehrte. Von da ab arbeitete er im Baugewerbe, da er als Former keine Beschäftigung mehr bekam. Gleichzeitig wurde er Mitglied des Deutschen Bauarbeiterverbandes, in dem er ohne Unterbrechung sehr rege tätig war. Am Kriege nahm er aktiv nicht teil, sondern arbeitete während der Kriegsjahre als Former in den Spandauer Heereswerkstätten. Nach dem Kriege wurde er Angestellter des Baugewerksbundes und arbeitete später als Arbeitsvermittler beim Städtischen Arbeitsnachweis in der Gormannstrasse. Von 1917 bis 1921 war er Mitglied der USP, von 1921 bis zu seinem Tode im Januar 1930 wieder Mitglied der SPD. Meine Mutter, frühere Hausangestellte, war Heimarbeiterin (Näherin) von 1894 ohne Unterbrechung bis zu ihrem Tode im Mai 1915. Mitglied der SPD und Mitglied der Gewerkschaft. Der Name der Gewerkschaft ist mir nicht mehr bekannt. (Ähnlich wie «Verband der Schneider und Krawattenarbeiter».) Damals bestand noch keine eigene Organisation der Heimarbeiterinnen. Meine Mutter starb 1915.

Wir waren vier Kinder. Mein ältester Bruder war Damen-Friseur und starb im Jahre 1930 in der Schweiz, wo er sich wegen Lungen-Tuberkulose seit 1917 aufhielt. Bis 1917 war er Mitglied der «Innung der Friseure und Perückenmacher».

Meine Schwester war 15 Jahre Angestellte der «Konsumgenossenschaft Berlin und Umgebung». Sie arbeitet nicht mehr, ist verheiratet mit dem Chauffeur Paul Lehmann und wohnt in Berlin-Heiligensee, Strasse 165, Parzelle 216.

Mein jüngerer Bruder ist Steinholzleger, war früher Mitglied der KPD. – Er wohnt in Berlin, Adresse ist mir unbekannt.

Mit beiden Geschwistern habe ich keine Verbindung.

Von 1903-1911 besuchte ich die 56. Volksschule in Berlin. Auf Grund meines sehr guten «Deutsch» und «Rechnens» wurde mir vom Schulleiter eine Bürostelle nachgewiesen, in die ich einen Tag nach meiner Schulentlassung eintrat. Da diese Arbeit meiner Natur nicht zusagte, suchte ich mir sehr bald eine Lehrstelle in der Lebensmittelbranche, um dann am 1. Oktober 1912 als Verkäuferin bei der «Konsum-Genossenschaft Berlin und Umgebung» einzutreten. Hier war ich bis 1. April 1918 fest angestellt, kündigte selber meine Stellung und fand eine Kontoristinnen-Stelle im Rohmateriallager-Büro bei der «Bergmann-Elektrizitäts-A.G. Seestrasse». – Von 1921 – 1928 war ich wieder bei der Konsum-Genossenschaft mit kurzen Unterbrechungen als Aushilfe tätig.

Gewerkschaftlich organisiert von 1912-1918 im «Verband der Handlungsgelhilfen».

Mitglied der KPD seit 1923.

Günther Rücker

Jura und Viki

30. Mai 1988

An einem Sommertag des Jahres 1933 sagten mir meine Eltern, es seien zwei Jungen aus Berlin über die Grenze gekommen und ich würde sie in einer Baude im Isergebirge kennenlernen. Die beiden hiessen Jura und Viki, und ich solle nicht viel fragen nach woher und wohin. Wir trafen sie, und ich war von diesen beiden vom ersten Augenblick an hingerissen. Alles, was ich an Menschen bewunderte, war in ihnen versammelt. Sie hatten schwarzes Haar, sprachen Berliner Dialekt, vor niemandem zeigten sie Respekt, und alles, was sie betraf, war von Geheimnis umgeben. Selbst der Familienname wurde nie genannt, dass er Fischer lautete, galt als Gerücht. Auf manche Fragen gaben sie keine Antwort. Sie hatten jene Art von Witz, die ich bewunderte und bei mir vermisste, ihre Zustimmung war wie Lob, ihr

Schweigen härteste Kritik. Sie waren wie ein Wertmesser meines Lebens. Ich spürte mehr, als ich es wusste, mit diesen beiden war die gefährliche Welt näher zu mir gekommen, die Bilder aus dem nahen Deutschland, die Bilder aus der fernem Welt der Sowjetfünfjahrpläne. Ich kannte diese Bilder aus den Fotomontagen des John Heartfield. Jura und Viki gingen in keine öffentliche Schule. Sie wurden von einer Erzieherin unterrichtet, wohnten in einer Villa am Rande eines Waldes, der steil bergan stieg und in die Iserberge führte. Einmal nahm mich mein Vater in jene Villa mit, ich sah die beiden über Bücher und Hefte gebeugt, in denen ich nicht lesen konnte. Wir gingen wieder. Ich nahm das Gefühl mit mir, etwas erlebt zu haben, das ich nie verstehen würde und das mich zeit meines Lebens begleiten wird. Ich konnte das Gefühl meiner Unterlegenheit und des Neides nicht unterdrücken.

Eines Tages waren sie nicht mehr erreichbar. Man sagte, ich solle nicht mehr nach ihnen fragen, und ich solle nicht von ihnen erzählen, was ich wusste. Einige sagten, sie seien in Moskau, andere, sie seien in Amerika. Der Verlust schmerzte mich. Das einzige, was ich für sie tun konnte, war, nicht von ihnen zu sprechen. Ich stellte sie mir in Moskau vor in den Strassen, die ich aus Pantelejews Büchern kannte, und in New York in der Gegend des Madison Square Gardens, wo die grossen Boxkämpfe stattfanden. Und ich stellte mir vor, dass ich sie eines Tages, den ich mir immer als den Tag des Sieges vorstellte, an einem guten, glücklichen, heiligen und gerechten und alle Schmerzen der Menschheit tilgenden Tag wiedersehen würde, und wir sässen beieinander, und Jura und Viki erzählten alle ihre Geheimnisse, denn die Zeit wäre da, in der der Mensch keine Geheimnisse mehr nötig haben würde.

Es kam Spanien, es kam Österreich, es kam die deutsche Wehrmacht, erst nach Reichenberg, dann nach Prag, und dann kamen die Überfälle auf die anderen Länder Europas. Dann krochen die Schuldigen aus ihren Rattenlöchern und kapitulierten, dann kamen die Emigranten zurück, der Tag des Sieges zeigte sich anders, als ihn der Kinderglaube einst erträumt hatte, ich erkundigte mich bei jedem, von dem ich annehmen konnte, er sei in der Emigration Jura und Viki begegnet, fragte jeden, den ich aus den Iserbergen wiedertraf – aber niemand konnte mir etwas über Juras und Vikis Schicksal sagen.

1979 flog ich mit Koni nach Belgrad, um einen Vertrag unserer Akademie

zu unterzeichnen. Koni war in heiterer Stimmung, auf dem Rückflug erzählte er und kam, als es um Filme ging, auf sein Lebensprojekt zu sprechen, die Troika, es ging um die Jahre in Moskau, die Schule der Emigrantenkinder, Fotografien, Erinnerungen. Ich dachte: den Koni müsste ich nach Jura und Viki fragen. Aber er erzählte so mitgerissen von damals, kam dabei vom Hundertsten ins Tausendste, und ich vergass meine Frage. Zwei Jahre später starb Koni. Kohlhaase sagte mir, zur Feier des sechzigsten Geburtstages von Koni werden zwei Freunde aus den Vereinigten Staaten kommen, Jura und Viki. Mir war, als schlugen alle Tage, die meine Erinnerung ausmachen, an mein Herz. Der späte Tag war gekommen, der ferne Jubel des Sieges. Es war wie die Stelle im Märchen, an der es heisst: . . . und als ein halbes Jahrhundert vergangen war, kamen sie zusammen und umarmten einander. Vor dem Tor des Friedhofs traf ich sie. Ich erzählte, und sie hörten zu und sahen mich lange und nachdenklich an. Ja, so war alles, sagten sie, alles, alles war so. Nur dass sie damals dort dem Jungen begegnet waren, der ihnen jetzt als alter Mann gegenüberstand, daran konnten sich Jura und Viki nicht mehr erinnern.

Sonter

(das ist Richard Sorge), Rezension des Buches von Louis Fischer OIL IMPERIALISM. THE INTERNATIONAL STRUGGLE FOR PETROLEUM. New York 1926 / Moskau 1927.

In: DIE KOMMUNISTISCHE INTERNATIONALE, Moskau 1927

Louis Fischer ist weder Kommunist noch Marxist: Er ist ein amerikanischer Schriftsteller, einer von den ganz wenigen, die keinerlei Tendenz zur Vergewaltigung der Tatsachen im Interesse irgendeiner verlogenen Philosophie oder zur Beschönigung der Klasse, der er angehört, zeigen. Noch einen dritten Vorzug hat der Verfasser des rezensierten Buches: er beherrscht glänzend den gesamten Stoff «ringsherum um das Petroleum». Mit grosser Sachkenntnis stellt er die Tatsachen über die Rolle und Tätigkeit des Petro-

leumkapitals seit dem Kriege in Bezug auf die sowjetrussischen und persischen Ölvorkommen fest und kommt zu folgenden Ergebnissen, die denn auch den Inhalt des vorliegenden Buches ausmachen:

1. Eine erhebliche Rolle im Duell zwischen dem deutschen und dem englischen Imperialismus während des Weltkrieges spielte der Kampf um die türkisch-persischen Ölfelder. Die Eroberung der türkischen Ölfelder durch die englischen Truppen löste sofort den Vorstoss der Türken nach Batum sowie den durch die Rivalität des «treuen» Verbündeten der Türken bedingten Vorstoss der deutschen Armee nach Tiflis aus. [. . .]

Friedrich Wolf

Brief an Else Wolf

Stuttgart, 13. April 1930

Liebstes Menilein!

Schnell ein Küsschen, ganz schnell! Wie lieb Du alles besorgst! Wenn ich mir darüber nur immer auch zu Hause klar wäre . . . wenn Du mich ärgerst! Weshalb ärgerst Du mich eigentlich? Oder weshalb ärgere ich mich??? Du, Menilein, wir wollen uns wirklich dies kurze Leben – von dem ich $\frac{3}{4}$ über Büchern sitze, nicht unnütz schwermachen!

Dein Ohr muss vom Mund aus durch die Eustachische Röhre durchgeblasen werden, damit das Trommelfell sich wieder richtig stülpt! Soll ich's machen? So eine Sache! Ich kann es immer noch nicht verstehen.

Und Bützlein geht brav zum Schwimmen? Wie Du schreibst. Grossartig. – Hier regnet's seit dieser Nacht Bindfäden. Arbeiten kann ich erst langsam wieder; meine Hirnzellen müssen offenbar erst umbauen; das ist gar nicht so einfach. Aber das Exposé ist fertig, und nachher beginne ich die erste Szene . . . sehr vorsichtig, damit der Schuss am Schluss auch im Schwarzen sitzt. . . das ist eine unheimliche Sache, das erste Wort, die erste Seite; kannst Du Dir das eigentlich vorstellen? – Und nun was Wichtiges: Ich brauche dringend: ÖLIMPERIALISMUS von Fischer (muss unten in meinem Bücher-

schränk neben der roten Leninausgabe stehn; ferner dort MEXIKO von Alfons Goldschmidt; dann schreib mir doch aus dem Lexikon heraus, was du über «Huerta» und über «Mexiko» findest!!

Der Brief soll trotz Regen noch nach Meersburg.

100.000 Küsslein der lieben Meni und den Buben Pitz

Schick mir auch noch ein Exemplar der «Matrosen», die ich dort vergass, oben im Schrank.

Louis Fischer

Aus: MEN AND POLITICS (*Autobiographie*), 1940

Ich wurde in den Slums von Philadelphia geboren. Meine Eltern waren arme Leute. Mein Vater arbeitete zuerst in einer Fabrik, und dann wurde er ambulanter Händler von Fisch und Obst. Ich habe immer noch seinen Ruf «Pfirsiche, frische Pfirsiche» im Ohr. Manchmal schob ich den leeren Karren in den Stall. Meine Mutter wusch für andere Leute. Die Familie zog immer dann weiter, wenn kein Geld für die Miete da war – und das war nicht selten der Fall. Bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr habe ich nie in einem Haus gewohnt mit Strom, fliessend Wasser oder Inntoilette oder irgendeiner Heizung ausser einem Kohleherd in der Wohnküche. Oft mussten wir hungern. Viele Jahre lang bekamen meine Schwester und ich die einzige richtige Mahlzeit einmal in der Woche, immer freitags abends, von einer reichen Tante. Die lange und hautnahe Bekanntschaft mit der Armut hatte mir die Angst davor genommen. In späteren Jahren konnte ich meine Bedürfnisse stets meinen Mitteln anpassen. Ich habe nie nach Sicherheit gestrebt. Aber das Leben, das ich gelebt habe, war sicher verbesserungswürdig. Ganz besonders hatte ich das Gefühl, dass die Gesellschaft die Pflicht hat, sich um die Geburtenkontrolle zu kümmern.

Doch aus irgendeinem Grunde, der mir jetzt unklar ist, hatten die beiden russischen Revolutionen nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht. Ich erinnere mich nicht an die Abdankung des letzten Zaren im März 1917. Ich war zu dieser Zeit in den Vereinigten Staaten und habe sicher auch Zei-

tungsberichte über diese historische Wende gelesen. Aber ich habe keine Erinnerung mehr daran. Als die bolschewistische Revolution am 7. November 1917 losbrach, war ich in Kanada als Freiwilliger des britischen Heeres. Während der ZEHN TAGE, DIE DIE WELT ERSCHÜTTERTEN, lernte ich exerzieren und schießen. Lenin und Trotzki haben damals keine Faser meines ruhigen Daseins erschüttert.

Im Europa der Jahre 1921 und 1922 jedoch konnte Russland nicht ignoriert werden. Russland ging durch alle Köpfe. Der Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Georg Tschitscherin, begleitet von Maxim Litwinow, Christian G. Rakowski, Adolf A. Joffé, Karl Radek und anderen, war auf seinem Wege zur Genua-Konferenz über Berlin gereist, wo Tschitscherin Markuscha, die eine ausgezeichnete Stenotypistin und Übersetzerin war, als seine Sekretärin einstellte. Das war der erste formale Auftritt des Bolschewismus auf der europäischen Bühne.

In Lenins Russland von 1922 suchte ich nicht nach einer besseren Gegenwart, sondern nach einer lichtereren Zukunft. Ausserdem erwartete ich eine klare Politik und eine Aussenpolitik, die Eroberung, Kolonien, Imperialismus und die Lügen ablehnte, die so oft für Diplomatie stehen. Ich erwartete eine Gleichstellung von einfachen Leuten und Politikern. Ich hatte die Erklärung von Lenin, Trotzki, Tschitscherin, Litwinow und anderen sowjetischen Politikern gelesen. Sie waren offen und kraftvoll. Die Noten des Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten Tschitscherin an ausländische Regierungen zerrissen die Scheinheiligkeit, hinter der bürgerliche Staatsmänner ihre Aktivitäten zu verbergen suchten. Sie brachten Licht und Humor, Logik und Wahrheit in das Dunkel der Weltpolitik. Ich glaubte, dass es ein Vergnügen sein müsste, in Moskau zu arbeiten. [...]

1917 arbeitete ich ein halbes Jahr als Lehrer in Philadelphia und 1920 in einer Nachrichtenagentur in New York. Abgesehen von diesen beiden Ausnahmen, habe ich nie einen festen Job gehabt. Ich habe mich immer sehr darum bemüht, frei zu sein. Einmal, als ich für einen kurzen Augenblick schwach wurde und daran dachte, mich bei der NEW YORK WORLD ZU bewerben, hielt mich Markuscha zurück.

Sie ist für sich und die Kinder immer selbst aufgekommen, während ich freiberuflich arbeitete. Aber erst 1929 verdiente ich mit meiner Arbeit mehr, als ich für mich brauchte, und ich akzeptierte eine teilweise finanzielle Verantwortung für die Familie. Markuscha verdiente Geld mit Übersetzungen. Ich hatte nie irgendwelchen persönlichen Besitz – ausser einer Schreibmaschine und nun einem Aktenstahlschrank. Ich besass nie irgendwelche Aktien oder Wertpapiere. Ich hatte nie irgendwelche Versicherungen. Ich war nie Mitglied irgendeiner politischen Partei oder einer Gewerkschaft oder – nach meiner Jugend – eines Klubs. Ich war immer ein freier Mann. Ich hasse Bindungen, selbst persönliche. Ich kann mir Selbstdisziplin auferlegen, aber ich würde mich dagegen wehren, mich von anderen disziplinieren zu lassen. Das betrifft insbesondere die intellektuelle Disziplin. Die Frage, der Kommunistischen Partei beizutreten, hat für mich nie gestanden, weil ich mich niemals jemandem unterordnen würde, der mir sagt, was ich zu schreiben oder zu denken habe. Dennoch habe ich mit dem sowjetischen Regime sehr stark sympathisiert, weil ich der Überzeugung war, dass es, bei aller Unterdrückung, für die Arbeiter, Bauern, Frauen, Jugendlichen und nationalen Minderheiten eine neue Freiheit gebracht hat und dass die Diktatur mit der Zeit einer Demokratie Platz machen würde, die real und besser ist. Das war mein grosser Fehler. [. .]

Im gleichen Monat Oktober sah ich Lenin zum erstenmal auf einer Sitzung des Zentralen Exekutivkomitees, einer Art Senat, mit Delegierten aus den Stadt- und Dorfsowjets. Die Sitzung fand im Thronsaal des grossen Marmopalastes des Zaren statt, der sich innerhalb der roten Festungsmauern des Kreml befindet. Auf dem Gelände des Kreml befinden sich auch Kasernen für die Wachen und Häuser, in denen einst die Bediensteten des Zaren und die Priester wohnten und in denen jetzt die höchsten Führer der Bolschewisten lebten.

Der Zarenpalast blieb unverändert. Die dicken, malachitbedeckten Tore waren intakt. Im Thronsaal hingen die zehn riesigen Kronleuchter mit ihren Tausenden von elektrischen Kerzen von der Decke, die grossen rechteckigen Marmorsäulen, verziert mit schweren, vergoldeten Holzdekors, die Zarenkronen, Kreuze und Doppeladler – alles war unverändert geblieben. Nur

der Thron war verschwunden. An seiner Stelle stand nun ein langer, mit rotem Tuch bedeckter Tisch, an welchem die Versammlungsleiter sassen. Während Michael Krylenko, der Generalstaatsanwalt, vom Podium sprach, war Lenin ohne Begleitung in den Saal gekommen und setzte sich unbemerkt auf einen der gelben Klappstühle in meiner Nähe. Sein Kopf war rund, fast kahl und leuchtend, mit einer hohen Stirn, hohen Backenknochen, einem rötlichen Schnurrbart, einem kleinen roten Spitzbart und blitzenden, schräggestellten Augen. Um seinen Mund spielte ein Lächeln. Bald bemerkten ihn die Delegierten und begannen zu flüstern. Dann verwandelte sich das geflüsterte «Lenin» in einen lauten Ruf, der im Applaus unterging. Und Lenin ging mit schnellen Schritten zum Rednerpult. Sofort unterbrach Krylenko seinen langen Bericht, und der Vorsitzende, Michael Kalinin, Präsident der Sowjetrepublik, sagte einfach: «Genosse Lenin hat das Wort.» Der Applaus dauerte genau 45 Sekunden. Lenin hob seine Hand. Das Klatschen verstummte, und die Delegierten nahmen wieder ihre Plätze ein. Er hielt eine Uhr in seiner Hand und sagte, die Ärzte hätten ihm erlaubt, fünfzehn Minuten zu sprechen. Er sprach fünfzehn Minuten, hin und wieder warf er einen Seitenblick auf seine Uhr. Er sprach in einem unterhaltenden Ton, schnell und zwanglos. Er gestikulierte ungezwungen ohne jede Effekthascherei. Die Zuhörer lachten, wurden nachdenklich oder ernst – offenbar so, wie er es wünschte. Ich verstand nur wenige Worte.

Als Lenin geendet hatte, wurde die Sitzung vertagt, und über hundert Delegierte strömten zu einem Gruppenfoto in den Ankleideraum neben dem ehemaligen Schlafgemach der Zarin. Der Fotograf hatte mit den Führern der Bolschewiki in Russland ebenso viel Mühe, sie zu plazieren und zur Ruhe zu bringen, wie er es mit einer Oberschulklasse gehabt hätte. In der Mitte sassen Leo Kamenew, Lenin, Sinowjew, General S. Kamenew, Kalinin, ich, Davel Zimand, ein freischaffender amerikanischer Schriftsteller, F. A. Mackenzie von der CHICAGO DAILY NEWS und George Seldes von der CHICAGO TRIBUNE. Wir Ausländer hatten einfach ein bisschen geschoben und waren so aufs Foto gekommen. Alle anderen Männer um uns herum – es ist nicht eine einzige Frau auf dem Foto – standen, sassen oder lagen auf dem Fussboden. Unter ihnen waren Leo Karachan, stellvertretender Volkskommissar

für Auswärtige Angelegenheiten, Tomski, der Führer der Gewerkschaftsbewegung, Bogdanow vom Obersten Wirtschaftsrat, Jenukidse, ein Bolschewik aus Georgien und Sekretär des Zentralen Exekutivkomitees, und Demian Bedni, der gekrönte Dichter. Viele der Delegierten trugen noch die alten Militäruniformen und die Lederjacken der Armee. Viele trugen weisse Hemden, die meisten jedoch trugen russische Blusen.

Hat nun Lenin die Geschichte geformt oder die Geschichte ihn? Hundert Lenins hätten die Revolution im November 1917 nicht herbeiführen können, wäre Russland nicht dafür reif gewesen. Geringere Männer, Sinowjew und Kamenew, hätten die Gelegenheit vorübergehen lassen. Lenin hat die Symptome richtig diagnostiziert und im richtigen Moment seine Methoden angewandt. Lenin brachte Leidenschaft, Glauben und Instinkt in die Politik ein. Aber diese Eigenschaften waren nur wirksam, weil er sie mit wissenschaftlicher Analyse paarte. Lenin berücksichtigte die Tatsachen. Immer wieder sagte er seinen Anhängern, dass die Theorie, die allein aus Büchern stammt oder im stillen intellektuellen Kämmerlein geboren wird, wertlos ist. Eine politische Theorie, die sich nicht auf die tiefe Kenntnis des realen Lebens stützt, ist unfruchtbar. Das war seine Überzeugung. Lenin war in der Lage, sich in die tagtäglichen Probleme eines Bauern, eines Soldaten, eines Arbeiters und auch eines französischen Politikers hineinzusetzen. Er verstand es, die Probleme in ihrer Gesamtheit und auch im Detail zu sehen. Und er konnte die Bedeutung ganz einfacher Dinge wie Brot, Erschöpfung, Friede, Hoffnung und persönliche Würde erfassen.

In der Politik hat Lenin niemals gelogen. Er hat soviel wie möglich von der Wahrheit erzählt. Kein Staatsmann gibt die ganze Wahrheit preis. Lenin gewann die Unterstützung der Massen durch seine Weisheit. Wenn er von seiner Auffassung fest überzeugt war, dann ging er davon auch nicht ab. [...]

Ich war froh, dass es Spanien gab, in dem man und für das man arbeiten konnte. Es wäre eine geistige Tortur gewesen, in der Moskauer Atmosphäre zu leben. Als Alternative blieb, fortzugehen und das sowjetische Regime in meinen Schriften und Vorlesungen zu verurteilen. Aber ich war noch nicht

soweit. In Moskau traf ich Joseph Barnes, Moskauer Korrespondent der NEW YORK HERALD TRIBUNE. Er war der Ansicht, die Säuberungen wären nun zu Ende. Ich war anderer Meinung. Es standen zwei Meinungen gegeneinander. 1930 hatte man unter den Ingenieuren und Intellektuellen eine schreckliche Säuberungsaktion gestartet. Tausende wurden verhaftet. Fabriken standen still. Dann hatte Stalin gesprochen, und die Aktion wurde beendet. Vielleicht würde das jetzt aufhören. Ich hatte vierzehn Jahre Hoffnung in Sowjetrußland investiert. Die jetzige schwarze Phase dauerte schon etwa ein Jahr. Ich würde warten. Ausserdem war da noch Spanien. Alle Länder traten Spanien mit Füßen, nur Rußland half. Die Hilfe war nicht ausreichend. Aber es wurde wenigstens geholfen, und die Republikaner waren dankbar dafür. Wenn ich mich öffentlich gegen Rußland gestellt hätte, wären mir auch viele Türen von nichtkommunistischen Häusern in Spanien versperrt geblieben. Es wäre für viele Spanier undenkbar gewesen, mit einer Person zu verkehren, die Rußland angreift. Ich war dabei, Rußland zu verlieren. Ich wollte nicht auch noch Spanien verlieren. Die Republikaner waren nun davon überzeugt, dass der Krieg mindestens noch ein Jahr, vielleicht auch zwei dauern würde. Ich fragte Negrin, ob das Geld ausreichen werde. Er sagte, das hänge von den Ausgaben ab, aber er vertraue darauf, dass es annähernd zwei Jahre reichen müsste. Mit dieser Aussicht kurbelten sie den Export von Obst, Quecksilber, Kali und anderen Produkten an. Andererseits wurden die Importe gedrosselt, was sich an den mageren Gesichtern der Spanier ablesen liess. Trotzdem herrschten überall Enthusiasmus und Vertrauen, und je näher man der Front kam, umso besser wurde die Stimmung. Ich schaute auf diese Leute und sagte mir: «Sie kämpfen und leiden für Dinge, die auch ich vertrete, die mir teuer sind. Sie kämpfen gegen Faschismus und für Freiheit. Und sie müssen dafür teuer bezahlen. Wenn das die Welt doch nur verstehen würde! Wenn die Demokratien doch nur Spanien in diesem Lichte sehen würden! Spanien bezahlt und führt die Schlacht für die demokratische Welt. Könnten sich die Demokratien nicht an den Kosten beteiligen? Müssen die Spanier die Bomben, die Zerstörungen ertragen und auch noch hungern? Die Welt könnte wenigstens Nahrungsmittel schicken.»

Das wurde mir noch mehr bewusst, als ich Spanien verliess und die vollgestopften Geschäfte und die dicken Bäuche und die übersättigten Gesichter der Franzosen und dann der Engländer sah. Wohltätige Spenden allein hätten ganze Zugladungen an Nahrungsmitteln nach Spanien füllen müssen, und politische Erwägungen hätten diese Züge noch viel länger, schwerer und zahlreicher machen müssen. Doch die spanischen Mägen knurrten vor Hunger, während Bomben und Granaten zerbarsten. Schwarzgekleidete Mütter gaben ihren Platz in der Nahrungsmittelschlange selbst dann nicht auf, wenn Bombenalarm gegeben wurde. In Madrid sah ich fünf Frauen, die nach Milch anstanden und getötet wurden. Das Blut rann aus ihren toten Körpern in die Gullis und vermischte sich mit der verschütteten Milch aus ihren zerborstenen Krügen.

Wir sind alle gleichgültige Heuchler.

Wir geniessen das Leben, obwohl wir wissen, dass es Heimatlose und Hungerige gibt.

Aber die Menschen, die das Elend und den Ruhm der Spanischen Republik gesehen haben, konnten nicht still oder tatenlos bleiben. Viele der ausländischen Korrespondenten, die die Franco-Zone besuchten, wurden Anhänger der Spanischen Republik. Aber praktisch alle die vielen Journalisten und anderen Besucher, die in das republikanische Spanien reisten, wurden aktive Anhänger unserer Sache. Selbst ausländische Diplomaten und Militärrattachés verbargen selten ihre Bewunderung.

Nur ein Mensch ohne Seele und Verstand hätte nicht verstehen und Sympathie ergreifen können. [. .]

Markuscha Fischer

Aus: MY LIVES IN RUSSIA (*Autobiographie*)

[. .] Ich ging nach Berlin, um für meinen alten Chef von der Eisenbahnvertretung in New York, Professor George Lomonossow, zu arbeiten. Er war einer der grössten Eisenbahnfachleute Russlands und überwachte den Bau deutscher und schwedischer Lokomotiven für die sowjetische Regierung.

[. .]

Im April 1922 kam es zu einem der denkwürdigsten Ereignisse in meinem Leben. Auf Grund einer Bitte von Maxim Litwinow stellte mich Professor Lomonossow für die Arbeit in der sowjetischen Delegation zur Genua-Konferenz frei. Ich kann an diese Konferenz nur denken als an einen Ort, an dem gerissene Politiker um Erdöl und Kriegsschulden feilschten.

Ich war die Einzige in der Delegation, die mehrere Fremdsprachen beherrschte. Deshalb nahm ich an den meisten Sitzungen und geheimen Verhandlungen teil, und ich hatte Einblick in streng geheime Dokumente.

Die Bedeutung dieser Gespräche habe ich jedoch nie richtig verstanden. Jahre später stellte Louis dem sowjetischen Botschafter Krestinski einige Fragen zur Genua-Konferenz. «Warum fragen Sie nicht Ihre Frau?» sagte Krestinski, «sie war bei den meisten Verhandlungen dabei.»

Louis konnte ja schlecht zugeben, dass ich seine Fragen nicht beantworten konnte. Er sagte, ich fühlte mich nicht frei, darüber zu sprechen. [. . .]

Ich habe zwar die Bedeutung der Worte nicht verstanden, doch das Grundanliegen der Verhandlungen habe ich sehr wohl begriffen. Ich wusste, dass Sowjetrußland in Genua um seine nackte Existenz kämpfte. Sowjetrußland hatte gegen äusserst höfliche Feinde mit ausgezeichneten Manieren zu kämpfen. Diese Feinde hatten es nicht vermocht, Sowjetrußland mit dem Messer an der Kehle zu töten. Nun versuchten sie, das Land in einem eisernen wirtschaftlichen Würgegriff zu ersticken.

Für mich schienen die sowjetischen Delegierten auf einem unantastbar hohen Sockel zu stehen. Sie waren für mich die Verkörperung aller Wünsche einer unglücklichen Nachkriegswelt. Liefen die sowjetischen Delegierten auf den Strassen Genuas, spiegelte sich Hoffnung in den Augen der italienischen Arbeiter wider. Diese Hoffnung sprach auch aus den bescheidenen Geschenken, die die Italiener der Delegation zuschickten: Feldblumen, Körbe voll Obst, selbstgebackener Kuchen . . .

Anfangs erstarrte ich voller Ehrfurcht vor solchen Männern wie Tschitscherin, Litwinow, Krassin, Rokowski. Alle Mitglieder der sowjetischen Dele-

gation, auch der kleinste Botenjunge, schienen mir fast unsterblich zu sein. Doch dann stellte ich erleichtert fest, dass sie wie alle normalen Menschen ihre Stärken und Schwächen hatten. Die gefürchteten Verschwörer zeigten gern ihre Familienfotos. Sie flirteten und witzelten über ein gekochtes Ei. Sie sangen sentimentale Lieder und Überboten sich im Kauf von Geschenken für ihre Frauen. Wir feierten Feste, auf denen Volkskommissar Tschitscherin Klavier spielte, auf denen Litwinow uns mit geistreichen Witzen oder durch einen Boxkampf mit einem anderen Delegierten unterhielt, auf denen Krassin einen Chor leitete. Alle waren grosse Meister im Volkstänzen. An einem späten Septemberabend 1922 machte ich meine erste Bekanntschaft mit Sowjetrussland. Wir wurden in Russland empfangen mit – wie ich meinte – übertriebener Pracht. [. . .]

Einige Geschichten, die die Feinde Sowjetrusslands erzählten, trafen zu. Sie sahen Zerstörungen. Ich sah sie auch. Sie sahen Schmutz, Widerwärtigkeit und Brutalität. Ich sah sie auch. Aber ich sah auch, wie ein wundervolles Gebäude aus dem Kampf erwuchs. Die schönste Kathedrale wird im Schmutz geboren: Menschlicher Schweiss, Berge von Müll und Abfall bedecken den Ort der künftigen Schönheit. Der Mensch, die Perle der Schöpfung, kommt in all der Widerwärtigkeit und in all den Qualen der Geburt zur Welt. Ich habe nicht erwartet, dass die Geburt einer neuen Gesellschaftsordnung, die sich gegen den Widerstand all der Mächtigen dieser Welt vollzieht, zu vergleichen wäre mit dem Aufstieg der Venus aus dem Bade: zart, lieblich und friedlich.

Ich hatte in Russland den einzigen Ort in der Welt gefunden, an dem es Kampf und Hoffnung gab für eine bessere Zukunft. Ich wollte daran teilhaben. Aber eines Tages kam durch einen Zufall alles ganz anders: Ich war auf der Kusnetzki-Brücke, als ich ein bekanntes Gesicht sah. Es war Petrowski, ein Mitglied der Delegation zur Haager Konferenz. Er hatte mich nicht gesehen. Keine innere Stimme riet mir, nicht anzuhalten. Ich rief seinen Namen. Auf seinem Gesicht stand freudige Überraschung: «Wo kommst du her? Wir haben dich in ganz Europa gesucht.» Er arbeitete mit Tschitscherin an der Vorbereitung der Nahost-Konferenz in Lausanne, die in der folgenden Woche beginnen sollte. Tschitscherin wollte, dass ich mitkomme.

Ich sagte Petrowski, dass ich nicht die geringste Absicht hätte, zu irgendwelchen internationalen Konferenzen zu fahren, dass für mich das Leben im Ausland ein für allemal vorbei wäre und dass ich hier in Moskau bleiben würde.

Er lächelte und sagte nichts weiter. Am nächsten Morgen rief Tschitscherin mich an. Dieser kalte, asketische Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, der kaum einmal ein persönliches Wort für seine Mitarbeiter übrig hatte und ganz besonders nicht für Frauen, sprach mit einer Engelsstimme und lächelte, wenn er etwas wollte. Kurz und gut, er überredete mich, mit zur Konferenz nach Lausanne zu fahren. Ich sollte in zwei Tagen aus Moskau abreisen. Ich weinte, als ich Louis diese Nachricht überbrachte, aber ich konnte Tschitscherins Wunsch nicht abschlagen.

Mein Herz und meine Gedanken waren in Moskau. Die Nahost-Konferenz über die Türkei mit ihrem Gewirr von östlichen und westlichen Gesichtern, Sprachen und Intrigen interessierte mich wenig. Als die Konferenz in Lausanne zu Ende war, konnte ich nicht mit der Delegation nach Moskau zurückkehren. Ich hatte es verpasst, mir eine geeignete Wohnung in Moskau zu besorgen. Ich erwartete ein Kind, und es wäre für uns alle unmöglich gewesen, in einem kleinen Moskauer Hotelzimmer zu leben und zu arbeiten. Schweren Herzens ging ich nach Berlin. Louis kam hin und wieder aus Moskau zu Besuch. In den nächsten zwei Jahren – 1923 und 1924 – wurden unsere beiden Söhne, Juri und Vitja, geboren. [. . .]

Else Wolf

Brief an Friedrich Wolf

Moskau, 9. März 1935

Liebes Manle,

eben wird Dein Schiff losfahren. Mir fiel ein grosser Stein vom Herzen, als das Telegramm kam, dass Du das Visum bekommen hast. [...]

Am Abend war ich dann auf dem Wetscher, von dem Du ja weisst. Es war ein ganz kleiner Kreis, der festlich bewirtet wurde. Budzislawski kam es ja

hauptsächlich darauf an, den Leuten hier klarzumachen, was er für seine Zeitschrift braucht. Er sagte das ganz eindeutig und klar. Aber daran knüpfte sich dann eine endlose Diskussion, die noch nicht zu Ende war, als ich mit Reich um 2½ Uhr früh die gastliche Stätte verliess, da es dann schon ins Uferlose ging und zu einem nicht gerade fruchtbaren Gequatsche wurde. Budzislawski sagte dasselbe, was so viele empfinden, vor allem, wenn sie frisch hierherkommen. Dass hier so ein Gefühl des Geborgenseins herrscht. Sehr viele verlieren dabei das Gefühl für die Situation im Westen. Sie vermögen sich nicht mehr hineinzusetzen in die schwierige Lage. Man schreibt dann eben von hier alles von selbstverständlichen Dingen, die allzu leicht auf einen Hymnus hinauslaufen, der für eine Zeitschrift, die ihren Leserkreis erfasst, keinen Wirkungskreis haben, denn man glaubt diesen Hymnen nicht. Budzislawski führte als Beispiel für Artikel, die einen ungeheuer grossen Wirkungskreis haben, die Artikel von Louis Fischer an, die für ihn unentbehrlich seien, da sie auch ab und zu ein Fragezeichen hätten. Man wolle nicht nur die Endresultate sehen, sondern auch den Weg dahin, der ja nicht immer ohne Schwierigkeiten wäre. (Vielleicht war es nicht ganz glücklich, dass er gerade von L. F. sprach, denn nun stürzte sich natürlich die Meute auf diesen bürgerlichen Journalisten.) Er sagte dann noch, dass es bei einer so sprunghaften Entwicklung sicher oft auch einen verstauchten Fuss gäbe, den man auch ab und zu schildern müsse, ohne den die Berichte so unglaubhaft seien. Denn die Menschen im Westen seien nun einmal skeptisch veranlagt. Vor allem betonte er die Bedürfnisse seines Blattes, nicht Berichte von hier an sich, die aber – wenn sie nur Hymnen sind – einer anderen Presse überlassen bleiben müssen. Vor allem verlangte er lebendige Berichterstattung; zum Beispiel gab er an, dass er in grosser Verlegenheit war beim Herauskommen des neuen Wahlgesetzes und schickte sogar ein Telegramm hierher, blieb aber ohne Antwort, auf das doch drüben gleich eingehakt wurde mit den bekannten Argumenten. Da fehlten ihm einfach Artikel, die lebendig die Art solcher Wahl veranschaulichten. Die Vorbereitung zu einer Wahl im Betrieb, ganz korrekt an einem Beispiel, und so etwas fehlte. Jemand meinte dann, das Beste sei doch dann ein Auszug aus

einer Rede von Molotow. Aber gerade dagegen wehrte er sich, denn Reden könnten einen noch nicht überzeugen. [. . .]

Aber das einfache Verlangen von Budzislawski war scheinbar sehr schwer zu verstehen. Er verlangt doch keine Konzessionen, wie oft fälschlich die Einheitsfrontbewegung verstanden wird, dass man aus einem überzeugten Kommunisten einen Sympathisierenden machen wolle. Er verlangt die Wahrheit in ihrer lebendigen Entwicklung, die auch manchmal widerspruchsvoll und bestimmt nicht ohne Schwierigkeiten ist (sage «dialektisch»). Schliesslich will er nur mehr und brauchbare Mitarbeiter gewinnen. Und nicht all die vielen Manuskripte beiseite legen, die für ihn nicht brauchbar sind. Schliesslich ist die WELTBÜHNE nicht mehr nur noch ein Forum wie früher, wo Menschen zur Sprache kommen aus allen Lagern, die sonst nicht gehört werden, heute hat sie doch ein politisches Gesicht. Das Winzigkleine, was er von den Kommunisten verlangt in ihren Artikeln, ist die Form, in der sie ihre Sachen bringen, ist die Taktik. Nun hat es nicht viel Zweck, Dir mehr über den Abend und die einzelnen Ergüsse zu sprechen. Ich wollte Dir mit allem nur sagen, was sich Budzislawski von einer Mitarbeit denkt, da Du doch von drüben auch für ihn arbeiten willst. [. . .]

Und wie mag es Dir gehen, wenn Du diesen Brief bekommst? Vergiss uns nicht ganz in der grossen neuen Welt. Ich denke viel an Dich. Ich behalte Dich immer lieb, das muss ich Dir wohl nicht mehr sagen, das muss Dir mein Zu-Dir-Halten in der ganzen, oft schweren Zeit gezeigt haben. Und ich hoffe, Dir immer dieser Kamerad bleiben zu dürfen. [...]

Für heute viele gute Küsslein

Meni

Hermann Budzislawski

Brief an Louis Fischer

2. Mai 1935

Lieber Herr Fischer,

vielen Dank für die drei Artikel, einer ist schon erschienen. Vielen Dank auch für den Brief, den Ihre Frau mir auf meine Anfrage geschrieben hat – ich habe die Auskunft entsprechend weitergeleitet.

Nun wollen Sie einen ausführlichen Bericht über das Bankett haben, das die deutschen Schriftsteller für mich in Moskau veranstalteten. Der Abend liegt etwa zwei Monate zurück, und es ist mir nicht mehr ganz leicht, ein Protokoll zusammenzustellen. Ich will es aber ungefähr versuchen.

Der Abend fand in den Räumen der MOPR, Internationale Vereinigung revolutionärer Schriftsteller, statt. Anwesend waren u.a. Ottwalt, Lukacs, Gabor, Béla Balazs, Hans Günther, Leschnitzer, Frau Friedrich Wolf, Reichenbach. Soweit ich mich entsinne, hielten zunächst einmal Ottwalt, Gabor und Leschnitzer Ansprachen, in denen auf die Bedeutung der WELTBÜHNE hingewiesen und die Hoffnung ausgesprochen wurde, dass zwischen den in der Sowjetunion lebenden Schriftstellern und der WELTBÜHNE eine engere Zusammenarbeit zustande kommen müsse. Dabei wurde ich mehrfach aufgefordert, etwas dazu zu sagen, wie ich mir die Zusammenarbeit denke.

Ich nahm diese Aufforderung, die bei einem gutbesetzten Tisch mit ziemlich viel Alkohol erfolgte, wohl zu ernsthaft und setzte den Autoren auseinander, warum die meisten Einsendungen aus der Sowjetunion für die WELTBÜHNE unbrauchbar seien. Ich sagte ihnen, dass in Westeuropa Hymnen auf die Sowjetunion wenig Anklang fanden. Man müsse sich daran gewöhnen, dass das Sowjetleben, so selbstverständlich es in Moskau sei, in Westeuropa umstritten werde. Dabei wies ich zum erstenmal auf Ihre Aufsätze hin, die bei einer gewiss sowjetfreundlichen Einstellung doch Kritik enthielten und infolgedessen viel aufrichtiger, viel überzeugender wirkten, als die Begeisterungsausbrüche waschechter Kommunisten. Dabei gebrauchte ich unglücklicherweise einen Vergleich, der dann zu grundsätzlich genommen

wurde und die weitere Diskussion beherrschte. Ich sagte nämlich so ungefähr: Da gibt es in der Sowjetunion viele Völker, die jetzt aus der asiatischen Feudalität aufbrechen und einen gewaltigen historischen Sprung in die modernste neue Zeit tun. Unbestreitbar ist es, dass das einen Beobachter begeistern muss. Aber der Bericht des Beobachters ist wertvoller und klingt wahrscheinlicher, wenn er wahrheitsgemäss feststellt, wie sich so ein mohamedanisches Volk bei diesem gewaltigen Sprung vielleicht den Fuss verstaucht. Das ist gewiss heilbar, aber doch eine akute Schwierigkeit, und diese Schwierigkeiten wollen wir auch sehen, um die Entwicklung der Sowjetunion miterleben zu können. Obwohl die gesamte Sowjetentwicklung auch und gerade in ihrer Sprunghaftigkeit zu bejahen ist, müssen die einzelnen Etappen richtig dargestellt werden.

Daraus machten nun einige Autoren sofort eine Theorie vom verstauchten Fuss. Sie sagten darüber viel Geistreiches, was ich vergessen habe, verteidigten aber vor allen Dingen ihr Recht, Hymnen zu singen. Ottwalt erklärte: Wenn ich, Ottwalt, ehrlich begeistert bin, so kann ich auch von dem westeuropäischen Leser verlangen, dass er mir meinen ehrlichen Enthusiasmus glaubt und nicht fordert, dass ich ihm zu Gefallen verstauchte Füße entdecke. Und dann polemisierte Ottwalt gegen die Artikel von Louis Fischer, die aus einer bürgerlichen Grundhaltung kämen, besonders gegen den vor einem Jahr erschienenen Artikel über Trotzki, der zwar Trotzki ablehnte, aber doch die Linie der Komintern verwarf (ich muss hier entschuldigend einfügen, dass Ottwalt etwas zu heftig Wodka trank).

Béla Balazs verteidigte dagegen meinen Standpunkt und Fischers Aufsätze. Er sagte, der Schriftsteller habe überhaupt kein Recht, irgendetwas von seinem Leser zu verlangen, sondern er habe so zu schreiben, dass der Leser es verstehe. Lukacs fügte hinzu, dass es der Fehler vieler kommunistischer Autoren, die erst kurze Zeit in der Sowjetunion lebten, sei, dass sie den jeweils erreichten Punkt der Entwicklung für den Gipfelpunkt halten und ihn hymnisch verherrlichten. Man müsse erkennen, dass die «verstauchten Füße», die offenbar vorhanden seien, keinen Vorwurf gegen die Sowjetunion bedeuteten, sondern Etappen der ganzen Entwicklung seien.

Von nun an wurde die Unterhaltung recht verworren. Es stellten sich persönliche Konflikte zwischen Ottwalt und Béla Balazs heraus, Ottwalt deutete dunkel an, dass diejenigen Kollegen, die mir recht gaben, die ganze Einheitsfrontpolitik der Komintern nicht verstünden, und dass die Autoren, die Fischers Vorbild und meinen Anforderungen folgten, um einer falsch verstandenen Einheitsfrontpolitik willen den eigenen Kommunismus preisgäben.

Ich kann nicht verhehlen, dass ich in diesem Augenblick etwas grob wurde und meinerseits erklärte, Ottwalts Ansicht stände im Widerspruch zu allem, was mir führende Männer der Sowjetunion in den vergangenen Tagen gesagt hätten.

Nach diesem Bericht könnte es so klingen, als sei vorwiegend über Ihre Aufsätze diskutiert worden. Das war jedoch nicht der Fall. Sie wurden zur Illustration herangezogen, meinerseits als Vorbild für objektive Berichterstattung und von der Intransigentrachtung Ottwalt als Beispiel dafür, dass der kommunistische Autor, der für die WELTBÜHNE arbeite, leicht in Gefahr geraten könne, ein Bürger zu werden. Ich muss übrigens sagen, dass nach dem Bankett, das die halbe Nacht ausfüllte, die einzelnen Autoren zu mir kamen und mir fast in allem recht gaben. Dabei fällt mir ein, dass zu diesen Autoren auch Willi Bredel gehörte, den ich vorhin aufzuzählen vergass.

Im Ganzen gewann ich den Eindruck, dass sich die deutschen Schriftsteller, die noch nicht sehr lange in der Sowjetunion sind, verpflichtet fühlten, einen überspitzten Beweis ihrer Sowjettreue zu liefern. Lukács und Gabor, deren Beziehungen zur Sowjetunion älteren Datums sind, waren absolut einsichtsvoll, und russische Autoren, mit denen ich vorher und nachher sprach, zum Beispiel Kolzow, betonten mir gegenüber die dringende Notwendigkeit einer freundschaftlichen Kritik. Ich möchte hinzufügen, dass zum Beispiel Béla Kun in privaten Unterredungen die Berichterstattung der WELTBÜHNE über die Sowjetunion lobte und nur einige persönliche Bemerkungen, die ich selbst im Blatt gelegentlich der Litwinow-Rede über das Saar-Plebiszit brachte, sehr übelnahm.

Ich möchte nicht, dass aus dieser Darstellung bei Ihnen der Eindruck entsteht, ich sei verärgert aus der Sowjetunion abgefahren. Fast alles, was ich gesehen habe, war erfreulich, und als man mich in Moskau fragte, welche

Eindrücke ich gewonnen habe (das geschah natürlich sehr oft), antwortete ich fast stets: Es ist ausgeschlossen, in wenigen Tagen die Sowjetunion zu erforschen. Soweit ich mich umsehen konnte, habe ich festgestellt: Louis Fischers abwägende Aufsätze in der WELTBÜHNE treffen die Wahrheit.

Ich hoffe, Sie werden mir nicht übelnehmen, dass ich in Moskau so oft von Ihnen gesprochen habe und ausserdem stets Ihren Standpunkt teilte, und ich bin mit herzlichen Grüssen

Ihr

Budzislawski

Louis Fischer

Sowjetreise, in: DIE NEUE WELTBÜHNE, 38/1936

Mitte Juli verliess Louis Fischer Moskau und unternahm eine Studienreise durch das weite russische Reich. Das Ergebnis dieser Reise, die bis Ende August dauerte, liegt nun vor. Der Autor hat sich unmittelbar anschliessend von Kiew aus über Prag und Paris nach Spanien begeben und wird an dieser Stelle über die spanischen Ereignisse berichten.

Kiew, Ende August 1936

Die Sowjetunion verliert die Züge ihrer Vergangenheit, man erkennt allmählich ihr künftiges Gesicht. Die vielen hässlichen Spuren der Zarenzeit, die Narben einer opferreichen Revolution verschwinden, und nun werden die Konturen einer neuen Ära sichtbar.

In Tiflis entstand eine neue, breite Uferstrasse, schnurgerade neue Verkehrsadern durchschneiden die Hügel der Innenstadt, blockweise wuchsen neue Studentenheime aus dem Boden, in langen Reihen grüssen die neuen Arbeitshäuser. Hunderte schöner, grosser Schulbauten, vor Monaten begonnen, nähern sich in allen Sowjetstädten der Vollendung, hundertsechzehn wurden im Laufe dieses Sommers allein in Leningrad errichtet. Kiew erbaute im letzten Jahr viele famose Miethäuser, schöne Gebäude, keine kalten Würfel wie die unbequemen architektonischen Greueln einer ver-

gangenen formalistischen Periode. Überall erfreut einer der unzähligen frisch angelegten Parks das Auge des Touristen, manchmal, wie etwa in Baku, ein grosser, der Körperkultur und der Erholung gewidmeter Garten, dann wieder ein paar Blumenbeete und Ruhebänke: eine leere Parzelle, die so zur Raststätte wird. In doppelter und vierfacher Reihe säumen Millionen frischgepflanzter Bäume die Gassen und Gässchen, die schattenlosen, überbreiten Strassenzüge der Zarenzeit – wer dachte damals an den einzelnen Menschen, an sein Schönheitsbedürfnis! An der sonnendurchglühten Landstrasse erwarten Bänke mit hölzernen Sonnenblenden den Wanderer, Kinderspielräume auf den überfüllten Dampfern des Schwarzen Meeres, in den Städten meist freigebig ausgestattete Spielhäuser für die Pionierbünde der Knaben und Mädchen. Charkow überliess ihnen zu diesem Zweck einen seiner schönsten Paläste, den ehemaligen Sitz der ukrainischen Regierung. Rostow hat soeben den grossartigsten Theaterbau fertiggestellt, der je unter dem Sowjetregime errichtet wurde, und rühmt sich mit Stolz der neuen Trolleybus-Linie durch die neue Hauptstrasse. Noworossisk baut noch mehr Fabriken, noch mehr Wohnstätten, eben verschlingt es ein benachbartes Dorf. Naltschik, die Perle der Nordkaukasischen Republik der Kabardinier, wird ehrgeizig und streckt sich. Seit ich (im Vorjahr) die Sowjetunion zuletzt bereiste, haben seine vierzigtausend Einwohner ihren durchwegs einstöckigen Häusern an zwanzig zwei- und dreistöckige Neubauten hinzugefügt. Selbst den ständigen Bewohner Moskaus verblüfft das Wachstum seiner Heimatstadt, wenn er loszieht, um eine neue Wohnung zu suchen. Auch Leningrad beginnt nun, etwas verspätet, sich um neue Wohngelegenheiten für seine steigende Bevölkerung zu kümmern. Der Bau der breiten Autostrasse Moskau-Minsk schreitet rüstig vorwärts, und die moderne Strasse von Moskau nach Kiew wird wohl im nächsten Jahr fertiggestellt werden. Auf dem Land sieht man überall neue Ziegelöfen, die neuen Schweine- und Kuhställe der Dorfgemeinden, ab und zu ein neues Bauernhaus. Das sind so, aus dem Stegreif aufgezählt, ein paar Beispiele der äusseren Veränderungen in dem Lande, das sich nun in schnellerem Tempo umgestaltet. Jede Kollektivfarm, die ich besichtigte, besitzt eine «Laboratoriumhütte», ein kleines Gebäude, ausgestattet mit Diagrammen, Bildtafeln, Modellen

landwirtschaftlicher Geräte, einem Mikroskop. Die Bauern erhalten da Unterricht in der Vorbehandlung des Saatguts, in der richtigen Benutzung der Maschinen, in der Behandlung erkrankter Tiere und Pflanzen, über Düngemittel und über rationellen Anbauwechsel. So werden die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung selbst dem letzten Glied der Produktionskette vermittelt, dem Muschik, der diese Bezeichnung freilich nicht mehr gern hört. Sie erinnert ihn allzusehr an Leibeigenschaft und Rückständigkeit. Heute ist er ein «Kolchoznik». Viele Kolchosen haben sich während des letzten Jahres anderthalbtönnige Lastautos angeschafft. So kann die Ernte schneller und mit geringeren Verlusten eingebracht werden, Mensch und Tier werden schonender behandelt, der Chauffeur tritt, neben dem Traktorenlenker, als neues Bindeglied zwischen Farm und Stadt, und der Bauer entwickelt plötzlich ein früher unbekanntes Interesse für gute Strassen.

Das Zweirad ist in die Dörfer eingezogen, Traktoren und Strassenlastzüge sind überall zu sehen, ihre Zahl ist grösser als je. Es werden elektrische Dreschmaschinen erzeugt. Auf der riesengrossen Staatsfarm zu Dschernograd bei Rostow experimentieren Spezialisten eben mit einem elektrischen Traktor, einem elektrischen Strassenlastzug und mit einem ballonbereiften Traktor. Ein derart ausgerüsteter Traktor benötigt eine geringere Antriebsenergie und kommt mit weniger Benzin aus als die üblichen Typen mit den schweren geriffelten Eisenrädern oder Raupenbändern.

Mechanisierung und verbesserte Agrartechnik erwiesen ihren Wert in diesem Sommer; nur sie bewahrten die USSR vor einer Missernte. Der grösste Teil der Ukraine, die ein volles Viertel des auf dem gesamten Staatsgebiete geernteten Weizens liefert, hatte zwischen Aussaat und Schnitt nur einmal ordentlichen Regen. Nichtsdestoweniger kann sich die Ukraine eines Ertrags rühmen, der den des Vorjahres übertrifft. Das gleiche gilt von den Gebieten des nördlichen Kaukasus, der zweitgrössten Kornkammer der Sowjets. Überall in den Kollektiven bat ich, mir diese Erscheinung zu erklären, überall erhielt ich die gleiche Antwort: Die Brache ist jetzt allgemein üblich geworden, sie verbessert den Grund und ermöglicht reichere Erträge. Mit den Traktoren kann gepflügt werden, wenn die Erde noch nichts von der

winterlichen Feuchtigkeit eingebüsst hat und ehe ein Pferd den schweren Boden bewältigen könnte. Sie hatten ausgesuchtes Saatgut, sie senkten es tiefer als früher in den Acker und konnten es daher besser gegen die Trockenheit schützen. Dann, im Juli und im August, stand glühende Hitze über den Feldern. Sie hätte Weizen und Roggen verbrannt, wären sie nicht schnell mit ihren Lastzügen angerückt, um das Getreide beschleunigt einzubringen. Am fünfzehnten August des Vorjahres waren etwas über sieben- und fünfzig Millionen Hektar abgeerntet, diesmal waren es um die gleiche Zeit weit über zweiundsechzig Millionen. Ein paar Tage früher, am zehnten August, war der Unterschied noch grösser: fast acht Millionen Hektar.

Die USSR sammelt jetzt die Früchte des kostspieligen Kollektivierungsprozesses. Wohl können noch Jahre mit schlechten Ernten folgen; doch tritt der eigenwilligen Tyrannei der Natur jetzt der Wille eines kollektivierten Geschlechts entgegen mit den mechanischen Wundern, die seinem erfindungsreichen Gehirn entspringen. Nicht zu verkennen ist die Steigerung der Lebenshaltung auf dem Lande. In einer kabardinischen Bauernhütte fragte ich nach den jüngsten Einkäufen der Familie. Unter den erworbenen Schätzen zählten die Insassen je zwei Paar Schuhe auf, die sie ihren Frauen gekauft hatten – ein Paar für den «Sonntag» und eins für die Arbeitstage. Auch ein bunter neuer Sonnenschirm war da. Selten nur stösst man noch auf einen Haushalt ohne Kuh, die Herden wachsen erfreulich. Im Laufe des letzten Jahres vermehrte sich das Hornvieh der Ukraine fast um siebenundzwanzig Prozent, die Schweine um über sechzig, die Schafe um zweiundvierzig einhalb. Auf der Strasse und in den Feldern trifft man immer wieder auf Mutterstuten und ihre Fohlen. Ein Kolchos bei Charkow zeigte mir voll Stolz einen ganzen Stall voll junger Pferde, die noch nie gearbeitet hatten. Fachleute lassen den Tieren die sorgfältigste Wartung angedeihen. Von den Bauern wird mehr erwartet als früher; ich fand Stossbrigaden und «Stachanow»-Leute in den Kollektiven. Und es wird ihnen mehr gegeben. Noch nie konnte der Bauer so gut essen wie jetzt. In einem Tabakpflanzerdorf der Krim sprach ich mit einem Bauern, der zusammen mit seiner Frau im Vorjahr bare achttausend Rubel verdient hatte, dazu Obst, Nüsse, Gemüse, Käse. Ich wollte es erst nicht glauben, aber der Buchhalter zeigte es mir schwarz auf

weiss in seinem Journal. Dieses Ehepaar bildete keine Ausnahme; so wie sie haben in diesem Jahr viele ihrer Dorfgenosser verdient. Achttausend Rubel sind der Jahreslohn zweier tüchtiger Arbeiter in der Stadt. In den Roggengebieten sind die Einkommen kleiner, doch immer noch gross genug, um den Erwerbenden in Verlegenheit zu setzen, wenn er Geld ausgeben will. Es herrscht noch eine gewisse Knappheit an Konsumgütern, denn nach wie vor liegt das Hauptgewicht auf der Schwerindustrie und auf der Waffenfabrikation.

Der Bauer hat keine Freude daran; doch er versteht, er hat gelernt, kollektiv zu denken. Der Kolchos zerstörte den Zaun, der sein Feld von dem des Nachbarn schied, und mit ihm verschwand nach einiger Zeit auch der Zaun um sein Denken. Sein Stückchen Grund, seine rohe Behausung, seine Familie, seine primitive Landwirtschaft, die Kirche – das war einmal seine Welt. Heute ist er ein Mitglied des Kollektivs; die Aufgabe des Kollektivs ist seine Aufgabe – und sie ist eine komplizierte Aufgabe. In dem Masse, in dem er sich dieser Aufgabe widmet, in dem er sieht und hört, was andere zu ihrer Erfüllung beitragen, muss er weiterdenken. Das Leben des Kollektivs ist abhängig von der Industrie, von der Belieferung mit Maschinen und Benzin, von der Innenpolitik. Die Politik der Bolschewiki, und dazu gehören notwendigerweise die internationalen Beziehungen, verschlingt sich mit seinem Tagewerk. Sein Horizont erweitert sich. Er möchte eine Zeitung lesen, Radio hören. Begabte Jungen und Mädchen werden in die Stadt geschickt und in den besten Anstalten erzogen. Eine neue Generation tüchtiger, intelligenter Organisatoren und Führer wächst auf. Man trifft sie überall – kraftvolle Individualitäten im kleinsten Dorf und in der verlorensten Fabrik. Und in diesem Jahr sind mehr Nichtkommunisten unter ihnen. Die Mitglieder der bolschewistischen Partei haben nicht mehr das Monopol der höheren Verwaltungsaufgaben. Es ist kaum möglich, die Bedeutung und die wohlthätigen Folgen der geistigen Revolution zu übertreiben, die durch die Agrarkollektivierung ausgelöst wurde. Einhundert Millionen Einzelwesen, die vor 1917 ein halbes Jahr lang im Winterschlaf lagen und während der anderen Hälfte des Jahres so gut wie nichts produzierten, haben sich in vollwertige, reife Menschen verwandelt.

Ihr Denken und ihr Fühlen wurde aufgewühlt. Ein junger Ingenieur zeigte mir den Dnjepr-Damm. Ich bat ihn, mir sein Leben zu schildern: Er hütete einst die Kühe eines Dorfes in Aserbeidschan. Der Leiter der Teepflanzungen in Tschakuah bei Batum ist ebenfalls ein ehemaliger Hirtenknabe. In Rostow kam ich an einem Studentenheim vorüber, trat ein und klopfte ohne viel Umstände an eine Tür nach der anderen. Drei Frauen bereiteten sich eben auf eine Geschichtsprüfung vor. Sie gaben richtige und kluge Antworten auf meine Frage über den amerikanischen Bürgerkrieg und die Französische Revolution. Zwei von ihnen waren Dorfkinder; sie hatten als Dienstmädchen in der Stadt gearbeitet und dabei Abendkurse besucht. Jetzt waren sie Dorfschullehrerinnen und besuchten eben einen sechsmonatlichen Spezialkurs. Die dritte war eine armenische Griechin, dreissig Jahre alt. Vor fünf Jahren konnte sie weder lesen noch schreiben und arbeitete unter Tag in einer Kohlengrube des Donezbeckens. Seit einem Jahr lehrt sie selbst an einer Schule. Diese Frau stellte mir die scharfsinnigsten Fragen über die kapitalistische Welt. Ein Durchschnittsfall unter Tausenden. Die Revolution der Bolschewiki entfernte die dünne Kruste von Prinzen, Aristokraten und Geldsäcken, die einst die Massen Russlands von Licht und Sonne schied. Reif und reich ist die neue Ernte. Ihre Epoche beginnt eben, und man wird sich diese Menschen genauer ansehen müssen, sie vertragen es. Sie sind das neue Russland, das werdende. Sie besitzen eine merkwürdige Würde und Selbstachtung, sie stellen an das Leben höhere Ansprüche. Sie werden die neue Verfassung sehr ernst nehmen.

Und Würde ist der dominierende Eindruck in jenen Gebieten, die von Minderheitsvölkern bewohnt werden. Der Sieg der Sowjets war ein Markstein in der Geschichte der im alten Russland unterdrückten Volksgruppen, er bezieht ihr erstes Auftreten als Gemeinschaften mit eigener Individualität, eigenen Kulturen und eigenen Regierungen. Ihre Dankbarkeit für das Geschenk der jungen nationalen Existenz ist grenzenlos. In ihren Reihen findet das Regime viele treuergebene Anhänger; aber die Bolschewiki sind auch ihrerseits diesen Minderheitsvölkern bei der Befriedigung ihrer Ansprüche weit entgegengekommen. So schufen sie ein festes Bollwerk gegen jeden

Nationalismus. Überall in der Sowjetunion begegnet dem Beobachter ein unbändiger Stolz auf die Errungenschaften des Landes. Doch ist man nicht etwa stolz auf «russische» Errungenschaften, denn die halbe USSR ist nicht-russisch. Sie setzt sich aus Dutzenden von nationalen Minoritäten zusammen. Der Georgier Stalin, der Jude Kaganowitsch, der Georgier Ordshonikidse, der Armenier Mikojan – lauter Mitglieder des Obersten Politbüros –, sie alle können keinen «russischen» Stolz fühlen. Ebenso wenig können sie glauben, dass etwa Georgien oder Armenien die Urheber der Sowjet-erfolge sind. Alle Völker des Landes haben hierzu beigetragen. So hat die freie Entwicklung der zahllosen Nationalitäten den Nationalismus nicht aufkommen lassen. Die USSR selbst ist eine echte Internationale. Der Amerikaner mag sich mit besonderen «amerikanischen» Fähigkeiten brüsten, der Deutsche die Überlegenheit seiner Rasse verkünden. Der Bürger der bunt-scheckigen Sowjetunion kann ihre jungen Triumphe nur als Ergebnis eines gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Systems sehen. Er gibt gern zu, dass in den USA oder in Deutschland der Sozialismus besser funktionieren würde. Wenn er also die Sowjetunion glorifiziert, so glorifiziert er eine Idee, die keine nationale Begrenzung kennt.

Der allgemeine Enthusiasmus ist stärker und weiterverbreitet, als ich es jemals während meiner vierzehn Jahre in der Sowjetunion erlebte. Diese Tatsache steht ebenso unerschütterlich fest, als sie einfach zu erklären ist. Hier ist der Enthusiasmus keine hohle Sentimentalität, die mit Knalleffekten aufgepeitscht werden muss wie in gewissen anderen Staaten – hier erwächst er aus der soliden Grundlage materieller Verbesserungen. Während der letzten fünf Wochen bereiste ich das Land wieder, legte Tausende von Meilen zurück, besuchte viele Dörfer und zwölf Städte. Ich fragte jeden Menschen, mit dem ich sprach, wie hoch sein Einkommen sei. Ich muss die Frage wohl tausend Personen gestellt haben, Männern und Frauen. In all diesen Fällen konnte ich immer wieder nur feststellen, dass der Befragte mehr verdient hat als im Vorjahre, gewöhnlich beträchtlich mehr. In den Kirow-(einst Putilow-)Werken zu Leningrad betrug im Jahre 1935 der Durchschnittslohn des Arbeiters zweihundertfünfzig Rubel und dreihundertelf Rubel in der er-

sten Hälfte dieses Jahres. Das Einkommen der Ingenieure und Techniker stieg während der gleichen Periode von vierhundertfünfundsechzig auf fünfhundertneundneunzig Rubel, das der Büroangestellten von zweihundertdreiundzwanzig auf zweihundertneundsechzig Rubel. Ich schätze, dass in der ganzen Sowjetunion die Durchschnittslöhne in den abgelaufenen zwölf Monaten um zwanzig Prozent gestiegen sind. Gleichzeitig fielen die Preise – doch nicht so tief, wie das Volk erwartete und erhoffte. Die Preise sind immer noch viel zu hoch. Das bezieht sich besonders auf Brot, Schuhwerk und verschiedene Bekleidungsartikel. Seit (in den letzten Augusttagen des Vorjahrs) die Stachanow-Bewegung begann, ist die Menge der erzeugten Güter um dreissig Prozent gestiegen. Die Bedeutung der Stachanow-Bewegung ist einfach zu erklären: bessere Ausnützung der individuellen Arbeitskraft, rationellerer Betrieb der technischen Anlagen bei erhöhtem Verdienst für den einzelnen Arbeiter, bessere Beschäftigungsmöglichkeit und weitere finanzielle Einsparungen in den Fabriken. Einem jüngst erlassenen Dekret zufolge muss die Hälfte der ersparten Beiträge dem Wohnungsbau zufließen. Allein an dieser mengenmässigen Vermehrung sind die Konsumgüter nicht so stark beteiligt wie die schwerindustrielle Maschinenausrüstung. Und eben die Menge der verfügbaren Konsumgüter hat bestimmenden Einfluss auf das allgemeine Preisniveau. Gegen Ende des Jahres soll wieder eine Preissenkung kommen. Jede Reduktion der Preise bewirkt eine Verbesserung der Lebenshaltung, die zwar das zaristische Niveau schon weit unter sich gelassen hat, aber für einen sozialistischen Staat immer noch viel zu niedrig ist.

Vor allem muss jetzt für Wohnungen gesorgt werden. Zwar hat die Wohnkultur grosse Fortschritte gemacht, aber ihr Tempo steht immer noch in einem traurigen Missverhältnis zu dem, was auf diesem Gebiete zu leisten übrigbleibt. Vor sieben Jahren legten die Sowjets den Grundstein zum Bau des neuen, industrialisierten Staatswesens. Der Industrialisierungsprozess schuf die Vorbedingungen der Bautätigkeit: Eisen, Stahl, Ziegel, Glas und so weiter. Seit 1929 wanderte dieses Material in die neuen Fabrikanlagen und in die dazugehörigen Heimstätten. Die Ablenkung des Materials von den privaten Bedürfnissen zu denen der Industrie bewirkte eine Verzögerung der Hausbauten. Diese Ablenkung ist auch heute fühlbar: Man baut

Fabriken, Schulen, militärische Objekte, Ämter, baut vor allem Schulen, nächstes Jahr kommen vielleicht Spitäler an die Reihe. Auch mangelt es immer noch an geschulten Arbeitskräften. Ich kenne in Moskau ganze Blocks von Wohnbauten, die nicht zu Ende geführt werden können, weil die Handwerker rar sind. Ihre Leistungsfähigkeit ist recht gering, der Arbeitsvorgang nur in geringem Masse mechanisiert. 1935 wurde noch weniger Wohnraum gewonnen als 1934. Die Durchführung der Klempner- und Installationsarbeiten ist kläglich, die Inneneinrichtung schlecht, moderner Komfort wie etwa Kühlanlagen oder Luftreiniger unbekannt. Es ist die Wohnkultur, der die Sowjets nunmehr ihre konzentrierte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Ein Kommissar für Wohnkultur, begabt mit Energie, den Talenten und der Autorität eines Kaganowitsch oder Ordshonikidse, könnte Grosses leisten, denn die Überfüllung der Wohnräume verursacht ernste Probleme persönlicher und wirtschaftlicher Natur und ernste Entbehrungen. Gewiss, die Russen sind gewohnt, zu viert oder zu fünf in einem einzigen Zimmer zu hausen, und nehmen das weniger tragisch, als sie es nach Ansicht Unbeteiligter eigentlich tun sollten. Allein, dieses Argument liesse sich auch auf andere Verhältnisse übertragen, und so besehen, gäbe es überhaupt keine dringend notwendigen Verbesserungen. Es ist aber dringend notwendig, dass diese neuen Heimstätten errichtet werden, und es ist nicht einzusehen, warum die Konzentration auf dieses Problem nicht ebenso schnell zu positiven Ergebnissen führen sollte wie die Anstürme der Bolschewiki auf schwierigen wirtschaftlichen «Fronten». Nichts verwischt so gründlich das Andenken an die Zarenzeit als eine neue Reihe schöner Häuser an der Stelle, wo früher eine Gruppe elender Mietbaracken stand. Erst wenn die Preise sinken und die Heimstätten emporstreben, wird die USSR aufhören, an die Vorkriegszeit zu erinnern, und beginnen, Vergleiche zu ziehen: Vergleiche mit den fortgeschrittenen Staaten des Westens.

E. Dotschkal

Artikel in der PIONIERSKAJA PRAWDA, Moskau 1938

Darin besteht unsere internationale Pflicht!

(Aus der Arbeit der jungen Mitglieder der Internationalen Arbeiterhilfe)

An der Wand – ein rotes Fahmentuch. Darauf Fotos von Opfern des faschistischen Terrors. Eine Bleistiftzeichnung zeigt einen zerzausten Jungen, der auf einem Holzstapel steht und eine Fahnenstange fest in seinen Händen hält.

Das ist Gavroche, der französische Junge, der zusammen mit den revolutionären Arbeitern von Paris auf den Barrikaden kämpfte und den Heldentod fand.

Über ihn haben die Kinder bei Victor Hugo gelesen und im Kino Filme gesehen.

Diese Sache, für die Gavroche starb, für die vor 67 Jahren Tausende Pariser Kommunarden kämpften und fielen, hat in unserem Land triumphiert.

Die Fahne, die von den Pariser Kommunarden hochgehalten wurde, weht weit über der befreiten sowjetischen Erde.

Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, da diese Fahne über der ganzen Welt wehen wird. Überall wird für Frieden und gegen Faschismus gekämpft.

Mit besonderer Spannung verfolgen die Kinder den Krieg in Spanien. Jedesmal, wenn in den Zeitungen Meldungen über die Lage an den Kampfabschnitten erscheinen, stecken die Kinder die Fähnchen auf der spanischen Landkarte weiter. Sie registrieren jeden Erfolg der Republikaner. Oft entsteht vor der Landkarte ein Streit darüber, wie die Interventen besser angegriffen werden müssten.

Hier in der IAH*-Wandzeitungsecke vor der Landkarte erzählen sich die Kinder einander alles, was sie über den Kampf in Spanien gelesen haben. Maja Uralowa berichtete von einer kleinen Maschinengewehrschützin: Die

* IAH: Internationale Arbeiterhilfe, durch einen Aufruf Lenins im Jahre 1921 entstandene proletarische Hilfsorganisation.

Faschisten hatten die Stadt erobert. Katalonien ist von Truppen übersät. Zwei Republikaner liegen hinter einem Maschinengewehr. Es ist ein ungleicher Kampf. Die Republikaner, die gegen die Faschisten gekämpft haben, fallen. Da springt ein vierzehnjähriges Mädchen hinter das Maschinengewehr – und die Reihen der Interventen beginnen sich zu lichten. Im Gedächtnis taucht das Bild des kleinen Pariser Revolutionärs auf. «Wie Gavroche!» – rufen die Kinder.

Sie wissen viel über Spanien: aus Büchern, Zeitungen und aus Rundfunksendungen. Sie haben einen Brief an spanische Pioniere geschrieben. Der Brief ist schon lange abgeschickt, aber es ist noch keine Antwort gekommen. Das beunruhigt die Kinder nicht, da der Brief ja nicht angekommen sein könnte, denn in Spanien ist Krieg, und die Faschisten könnten den Brief abgefangen haben. Die Pioniere haben noch einen Brief geschrieben.

Dann haben sie beschlossen, Geld – internationale Fünfkopeken – zu sammeln, um es den spanischen Kindern zu schicken. Doch jeder brachte mehr als 5 Kopeken mit, der eine 50, der andere 70 und wieder andere 1 Rubel.

Damit sie den Widerstandskämpfern ständig helfen können, wurden alle Pioniere und Schüler Mitglieder der Internationalen Hilfsorganisation für die Kämpfer der Revolution. Die Kinder fertigten Wandzeitungen über diese Organisation an. Die erste war am 18. März, dem 67. Jahrestag der Pariser Kommune, fertig. Sie berichtete vom Leben und Kampf des Genossen Thälmann. Jede neue Wandzeitung berichtet über proletarische Kämpfer. Im Sommer hörten die Kinder oft Lieder des deutschen Sängers Ernst Busch. Daraufhin lernten sie selbst deutsche Revolutionslieder – «Komintern», «Lied von der Einheitsfront», «Die Moorsoldaten». Die Kinder singen sie in deutscher Sprache. In jeder Geographiestunde erzählen die Kinder der Reihe nach über Ereignisse, die in der letzten Zeit in der Welt passiert sind. Auch die militärische Seite vergisst man nicht. Die Kinder haben bereits die Normen für das Abzeichen «PWCHO» («Luft- u. ehem. Abwehr») und «BGSO» («Bereit als Sanitäter für die Verteidigung der Heimat») abgelegt. Zum Jahrestag der Pariser Kommune wurde in der Klasse ein Schiesszirkel eingerichtet.

Die Pioniere und Schüler dieser Klasse leisten eine sehr wichtige Arbeit.

Das kann in jeder Pioniergruppe und jeder Klasse organisiert werden, denn die internationale Pflicht eines jeden Pioniers besteht darin, seinen ausländischen Kameraden zu helfen.

E. Dotschkal

Moskau

32. Schule «Lepeschinski»

7 b

Friedrich Wolf

Brief an Louis Fischer in New York

Paris, 18. Januar 1939

Lieber Louis Fischer,

durch Else erfahre ich soeben Ihre Adresse. Sie schrieb auch, dass Sie den MAMLOCK sahen und «dass man sehr hofft, Dich herüberzubekommen». Ich hoffe auch sehr. Aber was ich brauche, ist Folgendes: Da ich trotz aller Bemühungen hier kein «Titre de voyage aller – retour» erhalte und also auch kein Visitavisum für USA, da ferner die hiesige Lage für uns immer schwieriger – ja unhaltbar wird, so kommt für mich (da die deutsche Auswanderungsquote überfüllt ist) nur ein *Preference-Visum* in Frage. Dieses Visum haben ein paar prominente Schriftsteller bereits erhalten. Notwendig hierzu ist eine offizielle Einladung einer amerikanischen Lehranstalt zu Vorträgen pp. Nun habe ich, wie Sie wissen, 1935 bereits am Theater-Institut der Columbia Universität NY. und am Brooklyn College mehrere Vorträge über «Theater und Film im Westen und in der SU» gehalten. Ich glaube, nach dem Erfolg des MAMLOCK-Films ist heute meine Publizität dort nicht geringer als zur Zeit der MATROSEN VON CATTARO. Man müsste also versuchen, mir möglichst schnell eine derartige Einladung hierherzusenden bzw. zu kabeln. – Meine Freunde hier sind hundertprozentig dafür, dass ich auch zur Weltausstellung gehe als Vertreter der Schriftsteller und der Film- und Theaterleute. Alles liegt nur daran, dass ich diesen verteuflerten «Titre de voyage retour» nicht bekomme und dass ich also nur mit einem *Preference-Visum* nach USA kann. Lieber Louis Fischer, helfen Sie mir von dort aus, wenn es geht, und helfen Sie mir schnell!!

Mein Bekannter Sydney Ross hat bereits vor einiger Zeit seinen Anwalt, den Counseiler Leo Taub, 521 Fifth Avenue, Murray Hill 2-0514, beauftragt, diese Frage zu übernehmen. Taub hat mir auch einmal geschrieben, aber dann ist nichts weiter geschehen. Bitte rufen Sie doch Taub auf jeden Fall einmal an. Aber gewiss haben Sie selbst mehr Verbindungen und mehr Einfluss. Hier sitze ich wie in einer Mausefalle. Keine Arbeit, nur Schikannen!

Das wichtigste ist Folgendes:

Ich habe soeben mit dem bekannten Regisseur Leo Mittler, der im Februar nach New York fährt, ein Stück über die Flüchtlinge und die aus Deutschland Vertriebenen im NIEMANDSLAND beendet. Ich glaube, es ist eines der wichtigsten und besten Stücke, nicht bloss über dieses Thema.

Das Stück heisst THE FORGOTTEN SHIP und behandelt jene ergreifende Episode, da etwa 200 von Hitler aus Österreich vertriebene Katholiken, Gelehrte und Juden auf einem alten Donauschiff zwischen den Grenzen wochenlang hausten und hungerten, bis sie durch eigene Disziplin und eine grosse Solidaritätsaktion mit der Aussenwelt in Verbindung kamen und gerettet werden konnten. Ich kann Ihnen den ganzen Inhalt des Stückes nicht erzählen, aber ich bin so begeistert von dieser Sache wie selten von einem Stück. Es wäre heute, da 10.000 von Hitler-Flüchtlingen im Niemandsland zwischen den verschiedenen Grenzen hin und her pendeln, ein grandioses, farbiges, aufrüttelndes Spiel gerade für diesen Sommer während der Weltausstellung! Es ist auch gerade für Amerikaner in der Aktualität und Spannung der Handlung ein «Melodrama». Man könnte es eventuell auf einem Schauboot, einem richtigen Schiff im Freien spielen oder im Madison Square. Sie wissen, dass ich vom Theater etwas verstehe, und Sie können mir hier glauben. Was können Sie oder ein Komitee in dieser Sache tun? Wäre Moritz Wertheim hierfür zu interessieren?

Herr Mittler ist Ende Februar bereits in New York. Wir sehen für dieses Stück regelmässig die Möglichkeit, es gerade auch im Sommer showartig im Freien zu spielen. Herr Mittler, den ich seit Jahren aus seinen Arbeiten als Regisseur in Deutschland, Frankreich und England kenne, hat bereits besondere Inszenierungsideen, die mir sehr überzeugend erscheinen.

Also, lieber Louis Fischer, stecken Sie diesen Brief nicht in die falsche Rocktasche, sondern antworten Sie mir recht bald, möglichst mit nächster Schiffspost! Ich warte sehr auf Ihre Antwort.

Herzliche Grüsse

Ihr Friedrich Wolf

Vor drei Tagen rief mich Else von M. aus an, Ihrer Markuscha und unsern Buben geht es gut.

Friedrich Wolf

Brief an Markus Wolf

Paris, 21. Januar 1939

Mischa, was hast Du für einen schlechten Papp, der sogar Deinen 16. Geburtstag vergisst! Zwar ist das an sich an gar nicht auszudenken, dass Du schon 16 wirst – ich sehe noch, als sei es eben, wie Du als rosiges, nettes Klümpchen mit einem seidigen blonden Popscheitel in meinem Arm lagst, damals – aber grad darum hätte ja der Rabenpapp an diesen Tag denken müssen! Nun, nimm's nicht für übel, mein Alter, sondern nimm einen festen Geburtstagskuss! Ich höre, Du bekommst jetzt Deinen eigenen Sowjetpass, wirst also ein richtiger Bürger des grossen Sowjetvolkes. Auch dazu muss man Dir gratulieren. Und damit Du noch besser verstehst, was das bedeutet, will ich Dir ein bisschen erzählen, wie es hier im Westen aussieht und wie es mit jenen merkwürdigen Lebewesen steht, die – obwohl sie da sind – doch nicht da sind. Das sind zum Beispiel die Hunderttausende und bald Millionen Emigranten ohne Papiere. Ich mag zu Deinem Geburtstag Dir nichts vorjammern, aber Du wirst daran sehen, wieviel sinnvoller Dein Leben ist als das der hunderttausend Jungens Deines Alters, die nunmehr jahrelang zwischen den Grenzen pendeln, nichts Rechtes lernen können, überall nur lästige Niemand's sind. Morgen bin ich zum Beispiel mit einer Anzahl jüdischer Flüchtlinge zusammen, die sechs Wochen im Freien, jetzt im Winter, wie die wilden Tiere an der deutschen Westgrenze im Hitlerland herumstrichen und nur von den milden Gaben der Bauern lebten. Ein kleines Kind, das starb, mussten sie nachts im Feld irgendwo vergraben. Jetzt

sind sie hier, haben aber nur für vier Wochen Aufenthaltsgenehmigung, dann beginnt das Hinundhergeschiebe, werden sie nach England gelassen? Nein. Nach Honduras? Nach Madagaskar? In irgendein Pest- oder Wüstengebiet? Wenn einige etwas Geld haben, so nehmen die kleinen Raubstaaten oder Agenten es ihnen ab, und wenn sie dann glücklich in Uruguay oder Chile sind, dann heisst es, das alles stimmt ja gar nicht, sie sind einem Schwindlerkonsul in die Hände gefallen, also wieder zurück! Aber Europa gibt ihnen keine Einreise mehr! So liegen sie in Quarantänestationen der ganzen Welt herum.

Man kann sagen, das härtet den Menschen. Ja, *wenn er kämpfen und arbeiten kann*, selbst unter den schwersten Bedingungen . . . das kann ihn härten! Aber dies passive Warten-Herumlungern, das schafft nur asoziale Existenzen und schlimmste Lumpenproletarier, Schnorrer, Deklassierte. Das müsst Ihr auch einmal wissen, deshalb ist heute die Emigration so schwer, weil man nicht arbeiten darf! Das ist das erste, was Du überall hier im Westen auf Deinem Visum zur Kenntnis nehmen musst. Heine in Paris ... er bekam, was man ihm zu Unrecht vorwarf, vom französischen Staat eine Monatsrente! Märchenhaft! Oder die russische Emigration etwa zwischen 1905-1914, sie reiste nach London, Zürich, Krakau, auf die Kongresse, nach Capri pp. Heute kommst Du über keine Grenze mehr, ohne viel Geldnachweis und endlose Papiere. Oft allerdings festigt das Schwere die Solidarität. Die Leute, die mich morgen zu «grünen Klössen» eingeladen haben, schufen gerade aus ihrer Not sich selbst ein kleines Arbeitskollektiv, das eine richtige «jiddische Mamme» leitet, eine wunderbare Frau. Sie haben selbst kaum zu leben, und jetzt kommen noch sechs bis zehn völlig abgerissene deutsche Juden zu ihnen, und ohne mit der Wimper zu zucken, nimmt die Mamme sie auf, kleidet sie neu, futtert sie mit durch! Und natürlich das erste: Sie müssen morgen früh am Boulevard Montmartre den PROFESSOR-MAMLOCK-Film sehen! Darauf legt die Mamme, die aus Lodz stammt und das Leben seit ihrem zwölften Jahr in jeder Weise kennt, besonderen Wert! Und mit welchem Stolz sie von der SU spricht, obschon sie selbst nie dort war und obschon die Polen ihren Jungen so schlugen, dass er gelähmt ist; aber sie weicht nicht einen Millimeter ab von ihrer Linie. Bei so einer Frau

kann auch unsereins sich immer wieder Mut holen. Ihr drüben habt es gut. Ihr seid im Aufbau, Ihr Jungens, Ihr kennt zu Eurem Glück gar nichts anderes, keine Wirtschaftskrisen, keine Arbeitslosigkeit, keine Aussperrung. Grade darum sollt Ihr immer wieder erfahren, wie es den anderen Jungens hier im Westen geht. Gewiss, es gibt in den Läden viele schöne Sachen, sie sind an sich auch nicht mal sehr teuer; aber im Grunde haben die Arbeiter hier gar nichts mitzureden, das machen die grossen Konzerne, die zum Beispiel bereits im Juli – lange vor der angeblichen Hitlerkrise – durch die Kanonenwerke Creusot die Aktien der verbündeten Skodawerke in Pilsen/Tschechoslowakei an Krupp/Deutschland verkaufen liessen; und dann wird im September mobilisiert und ein Riesentheater aufgeführt, das heute, wo es zu spät ist, sogar ehrliche Rechtspolitiker und Patrioten wie de Kerillis brandmarken, die, obschon Antisozialisten, leidenschaftlich für das Bündnis mit der SU eintreten. Im Lande selbst aber sind sie dafür, die gegen die Teuerung streikenden Arbeiter niederzukuñpeln. Das ist alles völlig irrsinnig und verlogen. Man braucht hier bitternot die Einheit des Volkes. Wenn es aber an Steuern und den Geldbeutel geht, dann geht ein wildes Geraufe los wie Hunde um einen Knochen. Das aber benutzen immer wieder Mussolini und Hitler zu neuen Erpressungen. Und darum – fürchte ich – wird weder England noch Frankreich mehr den Diktaturen standhalten können, weil der Kampf um den Geldbeutel hier immer noch stärker ist als aller sogenannter «Nationalstolz». Mussolini und Hitler sind für ein Drittel der Westdemokraten immer noch das «kleinere Übel».

Wie geht's weiter in der *Schule, Misch?* Erzähle dem Pap doch wieder einmal ein bisschen! Wie hat Dir «Der Kampf geht weiter!» gefallen? *Schreib darüber!!!* Lenuschka, der kleinen Kröte gegenüber, hast Du die Rechte und Pflichten des grösseren Bruders; Du darfst ihr einmal das Ärschlein versohlen, wenn sie gar nicht hören will. –

Ich mache jetzt ein neues, richtiges grosses Szenarium, es heisst DAS VERGESSENE SCHIFF und behandelt das Schicksal jenes Schiffes, das monatelang mit 200 aus Wien Vertriebenen in der Donau lag, in jenem Niemandsland zwischen der deutsch-ungarischen Grenze.

Ob ich nach Amerika kann, weiss ich nicht. Das hängt schon nicht mehr

von mir ab. An Mins schrieb ich, er antwortet nicht mehr, an Hede schrieb ich vor vier Monaten, sie antwortet nicht. An zwei Anwälte in New York schrieb ich, ich warte seit vier Wochen auf Antwort, jetzt schrieb ich an Louis. Nur, falls man mich ernsthaft einlädt, erhalte ich ein Visitorvisum und falls mir hier die Behörde einen Titre de voyage aller-retour gibt. Dass man dann heute noch für das Besuchsvisum nach USA 500 Dollar und für das Emigrationsvisum nach USA 3.000 Dollar braucht, ist eine Sache für sich. Aber falls die politische Lage sich in dem Tempo weiterentwickelt, braucht man vielleicht gar nicht erst hinüberzufahren. Man sitzt zwar hier in einer kompletten Mausefalle, aber vielleicht wird man eines Tages irgendwie gebraucht.

Kommt allerdings hier eine faschistische Regierung, die sich Adolfen anschliesst, dann können wir uns alle ein kleines Erbbegräbnis suchen. Da es aber vielen so geht, ist das nur halb so tragisch.

Hast Du den Roman von Papp gelesen, Misch? Und Deine Analyse? Dass Du einfach sagst, «Schuster (Dramenschreiber), bleib bei deinem Leisten», so billig kommst Du mir nicht weg. Du bist jetzt ein hochkulturelles tschelowek, also schreibe auch darüber etwas Genaueres, was Dir missfällt oder gefällt.

Und jetzt, Mischa, gute Nacht, es ist spät. Ich denke noch an jenen Wintertag in Hechingen, wo Du kleiner winziger Knirps zur Welt kamst. . . Meni biss mich in die Hand, weil Du ihr so weh tatest. Heute denk ich gern an all das. Ich möchte es gut noch einmal erleben. Gib auch der Meni einen dicken Kuss und bleib mein braver, grosser Junge.

Herzlichst

Dein Papp

Küsslein für Meni, Koni und Lena!

Eleanor Roosevelt,

Aus: THIS I REMEMBER, 1949

Meine Freundin Mayris Chaney blieb bei uns zu Weihnachten zum Dinner und über Nacht. An dem Tage, an dem Mr. Churchill ankam, wollte auch

der junge George Fischer, ein Sohn des Schriftstellers Louis Fischer, bei uns übernachteten. Er hatte nicht im Geringsten damit gerechnet, dass er so viele wichtige Leute bei uns im Hause treffen würde. Man sagte ihm, dass er einen Abendanzug tragen müsse, und er hatte riesige Schwierigkeiten, sich von seinen Freunden den geforderten Anzug zusammenzuborgen. Und was er dann schliesslich trug, entsprach nicht ganz den Gepflogenheiten. [. . .] Einige Jahre zuvor hatte ich von Louis Fischer etwas über die Zustände in der UdSSR erfahren. Er erzählte mir damals, dass seine Frau und seine beiden Söhne das Land nicht verlassen dürften, um mit ihm in den USA zu leben. Er bat mich, ihm irgendwie zu helfen. Ich habe die Sache dann mit Franklin besprochen. Franklin war der Meinung, dass es vielleicht unklug wäre, offiziell etwas zu unternehmen. Er schlug mir vor, dass ich vielleicht Botschafter Umanski zum Tee ins Weisse Haus einladen könnte. Ich könnte ihm die Geschichte erzählen und seine Reaktion abwarten. Ich nahm diesen Vorschlag an, und Mr. Umanski sagte, er würde sich der Sache annehmen. Lange hörte ich nichts von ihm, bis wir uns zufällig einmal im Flugzeug von New York nach Washington trafen. Es war ein sehr unruhiger Flug, und keiner von uns hatte das Verlangen, eine Unterhaltung zu führen. Gerade als ich den Flughafen verlassen wollte, kam der Botschafter zu mir und sagte: «Die Leute, für die Sie sich interessiert haben, werden bald hier ankommen.»

Schreiben der NSDAP-Reichsleitung, Berlin, an das Geheime Staatspolizeiamt, Berlin

4. März 1938

Betrifft: Reichsdeutsche Rückkehrer aus der Sowjetunion

Unter Bezugnahme auf die Unterredung zwischen Kriminalrat Schroeder und unserem Pg. Bürksen bitten wir das Geheime Staatspolizeiamt, uns ein Exemplar der beim Verhör der reichsdeutschen Rückkehrer aus der Sowjetunion aufgestellten Fragebogen zwecks Auswertung für Herrn Reichsleiter Rosenberg zur Verfügung zu stellen.

Wir wären dankbar, wenn wir sowohl das bisherige Material als auch das in Zukunft zu erwartende erhalten könnten.

Heil Hitler!

Dr. Leibbrandt

Schreiben des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Berlin, an das Aussenpolitische Amt der NSDAP, Berlin

29. Juli 1941

Betrifft: Russlandrückkehrer

Anliegend übersende ich je eine Durchschrift der mit den nachstehend aufgeführten Russlandrückkehrern getätigten Vernehmungsprotokolle zur gefälligen Kenntnisnahme.

Um Weiterleitung nach Gebrauch an das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda wird gebeten.

1.)

2.)

[...]

100.) Wloch, Erna, geb. am 18. 12. 96 in Bln.-Weissensee.

[...]

Eva Siao

Erinnerungen, 1985

Über Koni kann ich nur in Verbindung mit seinen Eltern sprechen; denn mit ihnen, besonders mit seiner Mutter, Else Wolf, war ich jahrzehntelang eng befreundet. Mein Mann, der chinesische Schriftsteller Emi Siao (Siao San), und ich lebten in Moskau in einem Heim für politische Emigranten. Im Herbst 1935 oder 1936 – wir waren noch nicht lange verheiratet – klingelte das Telefon. Friedrich Wolf rief an. Er schreibe gerade ein Stück über China und wolle sich gern mit Emi beraten. So gingen wir eines Abends zu den Wolfs. Sie wohnten in einer kleinen Wohnung am Arbat.

Wolfs hatten auch ein kleines Landhaus in der Nähe von Moskau in Peredel-

kino. Dort fuhr ich oft hin, und dort erlebte ich auch das Kind Koni. Als unser Söhnchen Lion am 7. Juli 1938 geboren wurde, fuhr ich direkt aus dem Entbindungsheim nach Peredelkino und verbrachte den ganzen Sommer bei Else. Sie war sehr gastfreundlich. Ihre Freunde, die Ärztin Hette Lammert und deren Mann, der Bildhauer Will Lammert, wohnten mit ihren beiden Söhnen Till und Ule ständig in dem Haus in Peredelkino.

Im Sommer 1938 wohnte auch Markuscha Fischer, eine andere Freundin von Else, die russische Frau des amerikanischen Journalisten Louis Fischer, mit ihren beiden Söhnen Jura und Vitja in dem Sommerhaus. Vitja und Koni waren unzertrennliche Freunde. Noch ein dritter Junge gehörte dazu, Lothar Wloch. Seine Mutter, Erna Wloch, habe ich nach der Verhaftung ihres Mannes, Wilhelm Wloch, kennengelernt. Das war nach 1937. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit ihr. Wilhelm Wloch sass in der Lubjanka. Die Frauen Verhafteter durften ihnen Wäsche bringen. Einmal bekamen sie blutdurchtränkte Wäschestücke zurück. Wir haben uns oft mit Erna Wloch unterhalten, besonders Else Wolf nahm sich ihrer an.

1939 fuhr ich nach Stockholm, und mein Mann fuhr schon voraus nach China. 1940 kam ich wieder nach Moskau, um von dort nach China zu reisen. Ich wohnte wieder bei Else Wolf in Peredelkino. Dort habe ich dann Erna Wloch ein letztes Mal getroffen. Sie hatte bereits ihr Visum nach Deutschland. Sie fuhr nach dort zurück, weil ihr Mann nicht mehr lebte. Das war auch für uns bedrückend. Es war nicht mehr so ein fröhlicher Sommer wie 1938. Friedrich Wolf war damals auf dem Wege nach Spanien, und wir waren alle etwas nervös, aber die Kindergesellschaft nahm uns andererseits voll in Anspruch. Wir hatten unser Söhnchen Lion genannt, weil das einen Anklang an chinesische Namen hatte, aber zugleich war auch Lion Feuchtwanger mein Lieblingsschriftsteller. Damals fotografierte ich viel in Peredelkino.

1951 fuhren Emi und ich zu den Weltfestspielen nach Berlin. Unser Freund Joris Ivens drehte einen Dokumentarfilm über die Weltfestspiele, und Koni, inzwischen Student am Moskauer Filminstitut, war sein Assistent. Es war ein schönes Wiedersehen. Wir hatten auch den dreizehnjährigen Lion mit

und verlebten in Lehnitz bei der Familie Wolf vertraute Stunden. Auch in den folgenden Jahren, wenn ich wegen meiner Film- und Fotoarbeiten nach Berlin kam, wohnte ich in Lehnitz, meistens über die Weihnachtstage und über Neujahr. An solchen Tagen versammelte sich – wie in Peredelkino – die ganze Familie. Mischa und Koni bereiteten Pelmeni und wetteiferten miteinander. 1963 sahen wir uns das letzte Mal. Dann durchlebten mein Mann und ich die schmerzhafteste Entwicklung in unserem Lande, aber wir überlebten sie. Und 1981 sah ich Koni in Berlin wieder. Das war das letzte Mal.

Ule Lammert

Erinnerungen an Peredelkino, 1987

Achtzehn Kilometer vor Moskau – die Wolfsche Datsche war eine Insel in dieser Zeit, die uns in vielem geformt hat, die tragisch, rau und zugleich begeisternd war, über die man zwanzig Jahre nicht sprach und später zu reden sich scheute. So schien es mir auf jeden Fall, der nach Auflösung des Schutzbundkinderheims und dem Verlust des Zusammenhaltens seiner «Raubauken» – wie Koni uns später bezeichnete – zu den Eltern nach Peredelkino kam. Sie hatten nach vergeblichen Versuchen, wieder ein Zimmer in Moskau zu finden, dank Else Wolf auf der Datsche eine ständige Bleibe erhalten. Eine Idylle war Peredelkino wohl vor allem in den Sommerferien und an schönen Wintersonntagen. Das Haus war dann voller Menschen. Gäste kamen und gingen. Über allem lag ein Hauch von Matriarchat. Die Männer weilten in der Ferne, die Mütter beherrschten Haus, Garten und Gespräch. Sie schauten wohlwollend und rauchend auf die sich tummelnden Knaben. Lammert, der einzige ansässige Mann, floh so manches Mal diese Atmosphäre. Der zwanzig Minuten entfernt wohnende Adam Scharrer und dessen die neuesten Nachrichten aus aller Welt suchendes Radio waren dann meist sein Ziel.

Wir Jungen gingen zum See baden. An dem ewig kaputten einzigen Fahrrad wurde gebastelt. Sportbegeisterung gehörte dazu. Ihr sich zu entziehen, war schwer. Spielte Spartak Moskau, so war dies ein Ereignis. Erna hatte uns Mah-Jongg-Spielen beigebracht und Hette Skat. Pietätlos schossen wir auf

dem Peredelkinoer Friedhof mit Luftdruckgewehren Krähen; Pasternak lag damals noch nicht dort. Fussball wurde gespielt, dann kam Volleyball dazu und mit ihm die Freundschaft zu Zilja, von der Wärme und Zusammengehörigkeit ausging. Eine selbstlose und tapfere Freundschaft, der wir alle viel verdanken. Damals führte sie uns in aller Frühe halb verschlafen in die Pilze und versuchte, uns das Tanzen beizubringen: bei Koni und mir wohl recht erfolglos.

Später half sie, wo sie konnte. Wenn wir uns während des Krieges im grossen Land verloren, führte sie uns wieder zusammen.

Und dann gab es die langen, noch verlängerten Gänge zur «Lawka», um Brot zu kaufen. Meistens mussten Koni und ich, die Jüngsten, gehen. Nörgelnd taten wir es gern. Am frischen Brotlaib knabbernd, konnte man so schön spinnen, träumen und reden. Koni sprach schon damals bedacht, langsam, ich meist hastig, mich überschlagend. Er liebte Tiergeschichten und Katzen. Thompson Setons Mustangs und Grislybären, die Filme TSCHAPAJEW und DIE DREIZEHN begeisterten ihn. Nachdem wir DIE STECHFLIEGE von Ethel Woynich gelesen hatten, schwärmten vor allem er und Lothar für Garibaldi. Ich blieb meiner aus dem Kinderheim stammenden Liebe zu Saint-Just, Robespierre, Danton bis Napoleon treu. Charles de Costers ULENSPIEGEL und Heinrich Manns HENRI QUATRE waren mir teuer. Um unsere Helden stritten vor allem wir Jüngeren, Lothar, Koni, Vitja und ich, leidenschaftlich, bedingungslos. Es bildeten sich Gruppen. Altersgemäss wurde persönlich und beleidigend debattiert. Die Älteren, der fast zwanzigjährige Till, Mischa, der gelegentlich Teile des Sommers im Pionierlager der Schriftsteller in Koktebel verbrachte und von hier wohl auch einen Freundeskreis hatte, aber auch Jura hatten sicher oft andere Probleme und verhielten sich zu vielem mit Distanz. Wobei mir das Jahr nach der Abreise der Fischers stärker in Erinnerung geblieben ist. Vielleicht war es aber auch nur, dass ich mehr eingebunden war.

Auf den Wegen mit Koni war auch das Bereden all dessen, was man nicht begreifen konnte, unvermeidlich, was man aus den Gesprächen der Eltern aufschnappte. Es ging dabei meist um die bekannten Fragen wie Verhaftungen, den Vertrag mit Hitlerdeutschland, aber auch um das Absetzen des

MAMLOCK-Films von den Spielplänen und um die ausbleibende Vervielfältigung der Thälmannbüste von Lammert. Oft vieles überspielend, nie das Ganze in Frage stellend, suchten wir kindlich-naiv nach Antworten. Wir hätten sie so gerne gefunden. Als Abtreibungen auch in der Sowjetunion verboten wurden, fühlte sich Koni dem ZYANKALI-Vater besonders verpflichtet. So diskutierten und suchten wir harmlosen Dreizehnjährigen nach einer sozial gerechten Lösung.

Gelesen wurde viel – Deutsch und Russisch. Ich hatte meine Schwierigkeiten mit der Sprache. Als mich später, Anfang des Krieges, Tolstoi und mit ihm die russische Literatur zu fesseln begannen, las ich KRIEG UND FRIEDEN noch auf Deutsch. Durch Schutzbundkinderheim und weil mein Vater nicht Fuss fassen konnte, sicher aber auch durch andersgeartete soziale Voraussetzungen verlief der Assimilierungsprozess bei mir langsamer und schmerzhafter.

Nicht nur hinter «guten» Büchern waren wir her. Kriminalromane, vor allem Edgar Wallace, wurden verschlungen. Felix Dahns EIN KAMPF UM ROM begeisterte uns sicher nicht weniger als unsere Altersgenossen in Hitlerdeutschland.

Ausser den kurzen Ferien, die wie Feiertage für mich waren, gab es aber auch den langen grauen Alltag von Peredelkino. Dann waren wir Lammerts allein mit der Unruhe, den Existenz- und Arbeitsorgen der Eltern. Jetzt war die Datsche kein froher Aufenthaltsort mehr, sondern eine Behausung ohne Wasserleitung und Kanalisation mit langen und mühsamen Fahrverbindungen zur Stadt. Für Monate lag alles unter einer dicken Schneedecke. In aller Frühe, im Dunkeln, musste man raus. Eine halbe Stunde durch tiefen Schnee stampfend, kam man zur Eisenbahn. Dann ging es in vollgestopften und verrauchten Waggons nach Moskau zum Kiewer Bahnhof. Von dort mit Metro und Strassenbahn zu den Nikitskie Worota in die 125. Schule. Besonders hart war dies bei Temperaturen um minus 40 Grad. Gelegenheit und Bedingungen für neue Freundschaften gab es kaum. Nach der Schule bummelte ich ohne Bleibe durch Moskau, ging in die Lesehalle für ausländische Literatur, wartete auf meine Mutter, um nicht allein zurückzufahren, versuchte, mich durch Einkaufen nützlich zu machen, was besonders nach Be-

ginn des Finnischen Krieges meist mit viel Schlangestehen verbunden war. Auch Hette, die Ärztin, musste jeden Tag in die Stadt zur Arbeit. Allzuoft war sie der alleinige Ernährer der Familie. Till war mehr zu Hause, trotz Empfehlungen und guter Noten war es ihm nach der Schule nicht gleich gelungen, zum Architekturstudium zugelassen zu werden.

Besonders hart traf es Lammert. Bei seiner Ankunft in Moskau von künstlerisch gleichgesinnten, modernen Bildhauern und Architekten begrüsst, fiel sein Anfang genau in die Welle der dogmatisch-naturalistischen Veränderungen in der Kunstpolitik. So blieb er eigentlich über Jahre ohne Arbeit. Sicher hat diese Situation und die Isolierung ihn, einen damals noch zum Aufbrausen neigenden Menschen, auch vor so manchem bewahrt. Erst 1939 bekam er als Bildhauer Arbeit, aber es fehlte am primitivsten Arbeitsraum. Die überlebensgrosse Thälmannbüste schuf er in einem der beiden von uns bewohnten kleinen Zimmer in Peredelkino. Hierher kamen auch eines Tages Walter Ulbricht und Kurt Funk (Herbert Wehner), vom Künstlerverband um eine Konsultation gebeten. Irgendwie wurden sie sich mit Lammert nicht einig, der es ablehnte, die schöne runde Form des kahlen Kopfes mit einer Rotfrontkämpfermütze zu krönen. Die sowieso vorhandene Spannung zwischen Lammert und Walter Ulbricht ist dadurch sicher nicht gemindert worden. Auf jeden Fall soll Ulbricht bei Lammerts Rückkehr gesagt haben: «Der Formalist ist wieder da.» Mit der Arbeit, ganz egal, wie schwer die Bedingungen waren, kehrte Lammerts natürlicher Optimismus wieder zurück. Das letzte Jahr vor dem Krieg, besonders nach dem Umzug nach Moskau, war für ihn das hoffnungsvollste. Jetzt stand er auch einer Integration nicht mehr so abwartend gegenüber.

Wenn Peredelkino auch nicht nur Sommerfrische war, so gehört diese Zeit, vor allem gemessen an der, die folgte, zur glücklichsten meiner Jugend. Man hatte Freunde, es entstanden Bindungen, die über das ganze Leben hielten. Das letzte Mal war ich im September 1941 für einige Tage allein dort. Trotz des Krieges, der Luftangriffe und einer ungewissen Zukunft war es «wie früher». Für wenige Stunden kam Zilja. Am nächsten Tag wurde sie mit Koni und anderen Schriftstellerkindern aus Moskau evakuiert. Wir gingen noch einmal den oft gegangenen Weg zum Bahnhof. In meiner Erinnerung ist dies der Abschied.

Zilja Woskressenskaja

Aus: EIN GANZES LEBEN LANG. *Erinnerungen, 1984*

Lothar . . . dieser Männername ist mir wahrscheinlich der teuerste. Lachend steht er vor mir, blondes Haar hängt ihm in die Stirn, die Augen sind fast geschlossen, die linke Braue ist leicht hochgezogen und der Fuss sprungbereit. Er hat kurze grüne Hosen an. Immer hat er grüne Hosen an. (Wie heisst es doch bei Jerome Jerome: «Rote Hosen stehen ihm.») Die Jungs sind zu mir gekommen, um mich zum Volleyball abzuholen. Es ist sieben Uhr abends. Um diese Zeit spielen wir immer. Wir sind fünf – vier Jungen und ich. Ule ist mit 11 Jahren der jüngste von ihnen. Sein Bruder Till ist der älteste – 16 Jahre, Koni – 12 Jahre, und Lothar, mit mir gleichaltrig, ist 14 Jahre. Manchmal kommt aus Moskau Lothars Freund Anarch Eisenberg. (Sein Vater war Anarchist, daher der Name seines Sohns. Wir rufen in Anarrik. Und der Name Lothar ist von Lothringen abgeleitet.) Meine Jungs sind Deutsche. Ihre Eltern sind politische Emigranten, die vor dem Faschismus aus Deutschland geflüchtet sind, als Hitler an die Macht kam. Sie sprechen alle sehr schlecht Russisch. Am besten spricht noch Till und am schlechtesten meiner Meinung nach Lothar. Mir gefällt es sehr, wie sie die russische Sprache malträtierten. Ich lache. Lothar spricht sehr langsam, wählt die Worte und versucht, richtig zu sprechen. Aber Fälle und Genera gebraucht er, wie es ihm gerade einfällt. In seiner Notiz vom Bahnhof schrieb Lothar: «Ich wollte Dir vom Bahnhof anrufen. Du warst nicht da. Dein Lothar.» Oder die Aufschrift von Ule auf dem Foto aus dem Jahre 1950: «Die besten Stunden meines Lebens waren die, als ich neben Dir war.» Koni sagte immer «okadelontschik». So wurde dann später in meiner Familie das Kölnischwasser tituiert. Und alle sagten «karascho» statt «charascho». Keiner der Jungen vermutete, dass ich in Lothar verliebt war. Wie waren sie überrascht, als sie das nach seiner Abreise erfuhren. Besonders Till vermochte das nicht zu begreifen – er als Erwachsener hatte es nicht erkannt. «Du hast dich uns allen gegenüber vollkommen gleich verhalten.» Und viel später sagte eine Pädagogin an der Zirkusschule, wo ich arbeitete, sehr treffend: «Wenn jemand Cäcilia Alexandrowna gefällt, dann kokettiert sie mit allen.»

Jetzt, wo ich diese Erinnerungen niederschreibe, habe ich die Bilder jener Jahre immer vor mir. Ich sitze am Meer und schreibe. Ich habe den Eindruck, dass Lothar dort läuft. Ja, dieser Junge sieht ihm sehr ähnlich, denke ich, als ich irgendeinen schlanken blonden Burschen am Strand sehe. Und mir wird es warm ums Herz, als ob dieser Junge wirklich Lothar sei und zwischen uns nicht ein ganzes Leben läge . . .

Glückliche Tage. Das war der letzte Sommer vor dem Krieg. Lothar und ich waren bereits siebzehn. Seit einiger Zeit kam Lothar allein zu mir. Wir waren erstmals zu zweit. Irgendwann sagte ich, dass mich ein Minderwertigkeitskomplex quäle, dass ich schlechter als andere Menschen sei. Das Empfinden hätte ich. Lothar sah mich ernst an und sagte langsam: «Wenn du ins Leben trittst, dann lernst du mehr Menschen kennen, und dann lernst du auch deinen eigenen Wert kennen.» Ich bewahre eine Postkarte auf, auf der zwei Kinder abgebildet sind: das eine Kind lacht, das andere weint. Die Unterschrift unter dem einen lautet «Optimist» und unter dem anderen «Pessimist». Als er diese Postkarte sah, sagte Lothar, indem er auf das lachende Kind zeigte: «Das ist dein Gesicht.» Und dann mit dem Finger auf das weinende Kind zeigend, sagte er: «Und das sind deine Gedanken.» Lothar war sehr klug und vorsorglich. Er war überzeugt, dass er als Mann für alles verantwortlich sei. Die gesamte «Last» des Lebens seiner Nächsten müsse er tragen. In meinem Giebelstübchen sagte er einmal: «Wenn jemand in meiner Anwesenheit meinen Vater einen Spion nennt, dann schlage ich zu . . .» Und nach den zusammengebissenen Zähnen, den geballten Fäusten und dem Ausdruck der Augen konnte ich mir vorstellen, wie er zuschlagen würde. Das war für ihn ein Trauma fürs ganze Leben. Aus Erzählungen gemeinsamer Bekannter erfuhr ich vor Kurzem, dass er vor seinem eigenen Tod über die Verhaftung des Vaters als deutscher Spion in der UdSSR gesprochen hat. «Der Vater hat im Untergrund gearbeitet», erzählte er mir bei einem seiner Besuche. «Wir haben ihn selten gesehen. Er war gezwungen, sich zu verstecken. Unsere Begegnungen mit ihm fanden nachts auf einem schmalen Pfad über einer Schlucht statt. Und als die Faschisten zur Macht kamen, emigrierten wir in die UdSSR, in ein Land, wo wir frei und ungestört leben zu können glaubten. Und dann die Spionagebeschuldigung. . .»
Das Jahr 1937.

Sie haben keine Bürgerrechte – die Mutter, die Schwester und er. Eine Freundin der Mutter, Elsa Wolf, Frau des antifaschistischen Schriftstellers Friedrich Wolf, nimmt die ganze Familie bei sich auf. Wolf selbst befindet sich zu dieser Zeit in einem Konzentrationslager in Frankreich. Und nur dank der Bemühungen von Wsewolod Wischnewski erhält er einen sowjetischen Pass und kommt nach Moskau. Elsa ist eine erstaunliche Frau. Ich kann mich vor ihr und jetzt vor ihrem Andenken nur verneigen. Eine schreckliche Zeit. Endlose Verhaftungen. Endloser Verrat. Freunde, Kinder, Eltern verraten einander. Man hat Angst, sich zu treffen, miteinander zu sprechen. Aber Elsa fürchtete sich nicht. Sie nimmt die Familie eines Verhafteten bei sich auf, ist selbst ohne Mann mit ihren drei Kindern. Die Familie Wloch wohnt bis zum 16. Dezember 1940 in der Wohnung der Wolfs in der Nishni-Kislowki-Gasse im vierten Stock. Am 16. Dezember 1940 reisen die Wlochs nach Deutschland. Den Ausreiseantrag hat Lothar am 13. September gestellt, weil er diese Zahl für eine Glückszahl hielt. Und am 13. Dezember erhielt er das Visum. «Ich möchte dir etwas sagen», sagte Lothar, als wir am Tor des Kontors des Schriftstellerstädtchens vorbeigingen. (Jetzt ist dort ein Kontor, damals war dort Wald.) Ich fragte mit gepresster, hölzerner Stimme: «Ja, bitte?» Wir waren auf dem Weg zum Bahnhof. Ende August. Sonne. Zuvor hatte ich lange Zeit Himbeeren gesammelt – die letzten Früchte, die am süssesten sind. Mit Mühe war ein Glas voll geworden. Ich wollte ihn so gern damit bewirten.

«Nein, sicherlich sollte ich es dir nicht sagen, weil ich abreise . . .» «Warum?» (Mein Gott, wie sehr wünsche ich mir, dass er es sagt, obwohl ich genau weiss, welche Worte Lothar sagen wird.) «Nun, sag es schon», bitte ich ihn ganz leise. Lange gehen wir schweigend weiter.

«Ich liebe dich.»

Ringsum herrschte Stille. Eine Lokomotive pfiiff. Ich versuchte, ruhig zu bleiben. «Für dich wäre es besser gewesen, es nicht zu wissen . . .» Er fragte nicht, ob ich ihn liebe – sicherlich war er davon überzeugt. Ihm bereitete Kummer, dass es *für mich* keine Perspektive gab . . .

Um mich machte er sich Sorgen. Das war sein Charakter: Er selbst wird es irgendwie schaffen, aber er ist verpflichtet, dem anderen zu helfen. Als seine

Mutter starb, schrieb mir Elsa Wolf: «Lothar lehnt jede Hilfe ab. Er will alles selbst für sie tun . . . Er ist immer bereit, allen zu helfen. Um alle kümmerst er sich. Nach dem Tod von Erna findet er keine Ruhe. Alle Last ruht auf seinen Schultern.» [. . .] «Ich werde den Sozialismus aufbauen. Unbedingt werde ich das, aber nicht einen solchen wie bei euch», sagte mir Lothar, als er im Zimmer hin und her ging.

Und dann wurde er sehr reich. War in leitender Position. War Architekt und baute in der ganzen Welt, nur nicht bei uns, natürlich. Aber er glaubte nicht an die glückliche Zukunft der Menschen. Die Widersprüche, mit denen er seit frühester Jugend konfrontiert war und die er nicht endgültig lösen konnte, quälten ihn. Er beging Selbstmord. Er bat, seine Asche verwehen zu lassen, was auch geschah. Er war 52 Jahre alt. [. . .]

Ein Pfiff. Meine Jungs sind gekommen, um mich zum Baden im Teich abzuholen. Sie pfeifen immer am Tor, denn wir haben einen grossen deutschen Schäferhund Jef. Er lässt niemanden herein. Allein schon sein Anblick flösst Furcht ein. Er liebt mich sehr, mehr als alle anderen der Familie . . .

Lothar hatte auch einen grossen Hund, einen Bernhardiner. Er hiess Troll. Ein Prachtkerl. Lothar liebte ihn sehr. Ich erinnere mich, dass dieser Hund an Staupe erkrankte, die in einer Lungenentzündung zum Ausbruch kam. Wie hat Lothar sich um das Tier gekümmert. Er hat nachts Kompressen gemacht und ist nicht weggegangen, was mich natürlich schwermütig machte. Und ich betete zu Gott, dass der Hund schnell wieder gesund wird und dass Lothar wieder mit uns zusammen ist bei unseren Spaziergängen und Spielen. [. . .]

Im Winter trafen wir uns nicht. Das war nur eine «Sommerfreundschaft», wenn wir in den Ferien nach Peredelkino kamen. Alle Jungen lebten bei Wolfs auf der Datsche. Und nur im letzten Winter vor dem Krieg kamen die Jungs zu mir in die Moskauer Wohnung, um den 7. November zu feiern. Alle hatten dunkle Anzüge an, mit einer roten Nelke im Knopfloch. Auch Lothar hatte den dunklen Anzug an. Und er war natürlich der Schönste von allen, das ist selbstverständlich. [. . .] Und dann kam Anarik, nach der Abreise von Lothar. Er brachte mir einen Zettel von ihm und erzählte, wie be-

trübt Lothar war, als er noch ein letztes Mal meine Stimme hören und sich von mir verabschieden wollte, ich aber nicht zu Hause war. Wie im Amoklauf stürzte ich aus der Wohnung, als sich die Tür hinter Lothar für immer schloss. Für immer! Nein! Das darf nicht sein! Warum? Weinend lief ich auf die Strasse und rannte zu meinen Freundinnen Soja und Vera. Wir gingen lange durch die Stadt, und meine armen Freundinnen beruhigten mich, wie sie konnten. Aber konnten sie es?

Nachdem ich erfahren hatte, dass Lothar die Ausreise erhalten hatte, bat ich meinen Freund Prolet, mit ihm zu reden (dessen Vater hatte man auch 1937 erschossen), um ihn zum Bleiben zu überreden. «Ich sehe keine Perspektiven für mich und für uns, deshalb müssen wir wegfahren.» Und wie sehr Prolet sich auch bemühte, ihn davon zu überzeugen, dass es ihm in Deutschland noch schlechter gehen kann – Lothar war von der Richtigkeit seines Schritts überzeugt. Jetzt kann man sagen, dass er recht hatte. Aber damals . . . Die Deutschen wissen ja, dass sein Vater nicht ihr Spion war. In was für einen Rachen steckten die Wlochs da ihre Köpfe?! Ich konnte dies überhaupt nicht verstehen. Und erst nach dem Krieg, als ich das Buch der Tochter von Harriman las, wurde mir klar: Hitler, der Kriegs Vorbereitungen traf, betrieb die Rückkehr möglichst vieler im Ausland lebender Deutscher ins Reich. Deshalb durften die Wlochs auch einreisen.

Lothar hat mir sein Passbild geschenkt, das für den Pass für Staatenlose gemacht wurde. Ich habe das Foto vergrössern und einrahmen lassen. Das Passfoto selbst ist verlorengegangen. Ich erinnere mich auch nicht, was auf ihm geschrieben stand . . .

Anfangs hing das Bild bei mir über dem Bett. Dann habe ich es bei der Evakuierung mitgenommen. Unterwegs habe ich das Bild Koni übergeben, der es heil und ganz nach Bersut gebracht hat. Jetzt hängt es erneut in dem Zimmer am Kopfende des Bettes. Das Bild ist auf seinen «angestammten» Platz zurückgekehrt, von dem ich es genommen hatte, als ich heiratete. Mir wurde irgendwie ruhiger zumute: Ich hatte meine Ordnung wieder . . .

Einmal, tagsüber, hatte der Regen die Jungs bei mir überrascht. Alle hatten kurze Hosen an, und es wurde sehr kalt. Ich habe Ule, dem jüngsten von ihnen, meine Pelzjacke angezogen. Mein Gott, wie schön sah er darin aus.

Wir konnten die Augen nicht von ihm wenden. Er ist ein hübscher Junge, und in dieser Jacke sah er wie ein richtiger Prinz, ein kleiner Lord Fountleroy aus. Ich und meine Cousine Raja sahen ihm lange nach und waren begeistert. Dieses Bild ist fest in meiner Erinnerung.

Morgens um drei. Ich springe auf, mache belegte Schnitten. Ein Pfiff. Ich laufe mit Körben zur Gartentür. Wir gehen in die Pilze. Wir müssen nur noch Sofia Bepalowa abholen. Wir kommen zur Datsche, im Garten stehen zwei schwarze Wagen. Die Fenster sind alle geöffnet, und es herrscht Stille. Wir sahen einander an und gingen langsam in den Wald. Lange konnte keiner etwas sagen. Doch allmählich gewannen dann die Jugend, die Sonne, die Vögel und die Gerüche des Waldes die Oberhand. Wir suchten Pilze, riefen uns zu und lachten. Ule wich die ganze Zeit nicht von meiner Seite, «hielt sich am Rockzipfel fest». Er bat fortwährend um eine belegte Schnitte und meinte, dass er mehr als die anderen erhalten müsse, weil er den Korb mit dem Proviant trägt. Doch ich stellte ihm die Bedingung: erst nachdem er zehn Steinpilze gesammelt hat, habe er ein Recht auf Essen.

Und Lothar fand eine Menge Rotkappen, worum ich ihn beneidete. Schliesslich hatte er Mitleid mit mir und schenkte mir einen Pilz. Sofort verlangte Ule, dass ich den Pilz küsse (was ich natürlich auch gern tat). Er selbst räsonierte weiter: «Ich kann keine Pilze sammeln, ich trage die belegten Schnitten. Zilus, gib etwas zu essen.» Zurück fahren wir mit dem Zug, und Lothar hat den ganzen Weg nicht die Augen von mir gelassen.

Später, während des Kriegs, haben alle Jungens in ihren Briefen diesen Pilzausflug mit grosser Begeisterung erwähnt.

Doch der 16. Dezember kam näher. Der Zug fuhr 8.45 Uhr abends. Halb acht rief mich Lothar noch vom Bahnhof aus an, als ich nicht zu Hause war. Zu mir war er gegen vier gekommen. Es war bereits dunkel. Die Begegnung war kurz. Ich erinnere mich nur, dass er erzählte, er habe die Strassenbahnen gewechselt (damals fuhren über die Malo-Kamenni-Most noch Strassenbahnen), um die Verfolger abzuschütteln. Ihm waren ein Mann und eine Frau in Zivil gefolgt. Deshalb kam er auch so spät zu mir. Er konnte sich ihnen jedoch entziehen. Lange konnte er nicht bleiben, er musste schon bald

auf den Bahnhof. Er beschwor mich, dass ich auf mich aufpasse. «Was wird aus dir, wenn ich wegfare?» Im Korridor reichte er mir die Hand und sagte zweimal: «AufWiedersehen.»

Das war alles. Ich hob die Kippe auf, die ich bis heute aufbewahre. Und das ganze Leben bestand nur aus Gedanken, Absichten und Wünschen. [. . .]

Die Fedins waren bei den Iwanows zu Besuch. Und Nina gestattete uns, Zweig zu lesen, den ihr Vater ihr noch vorenthielt. Sie öffnete mit dem Schlüssel den kleinen Bücherschrank und holte das Buch heraus. Wir lasen es nacheinander, standen abwechselnd am Fenster, während wir der Novelle zuhörten, um die Fedins rechtzeitig zu sehen und das Buch wieder zurückstellen zu können. Aber die Eltern von Nina kamen nicht so bald nach Hause. «Und er dachte an die Unsichtbare körperlos und leidenschaftlich wie an eine ferne Musik», lautete der letzte Satz des BRIEFES EINER UNBEKANNTEN. Wir schwiegen lange. Dann stellte Nina das Buch in den Schrank zurück und verschloss ihn. Das war alles. Wir hatten eigentlich nur eine Novelle gelesen. Aber indem sie in mich, in mein Herz, in meinen Verstand eindrang, hinterliess sie eine so tiefe Furche, die das ganze Leben nicht wieder verschwand. Die Narbe glättete sich nicht während des Lebens. Mit jenem Tag begann auch meine innere Frauenwelt. Ich begann, zu träumen und zu warten. Der BRIEF EINER UNBEKANNTEN formte mich als Frau. Auch ich wollte fürs ganze Leben nur einen einzigen. [. . .]

Als ich in der Evakuierung am Theater arbeitete, nahm ich als Bühnennamen seinen Namen an – Z. A. Wloch. Sonst achtete ich auf niemanden, ich brauchte niemanden, und dabei war ich erst achtzehn! Alles ging an mir vorbei. Als ich aus Tschistopol abreiste, wagte es unsere Kassiererin, mir schliesslich zu sagen: «Viele Flieger haben mich gebeten, Sie ihnen vorzustellen. Doch ich sagte ihnen nur, dass ich Ihnen nicht einmal diesen Gedanken zu unterbreiten wage.» [. . .] Und dann verabschiedete ich Elsa Wolf nach Berlin. 1945. Ich weiss bereits, dass Lothar lebt. Mit ihr schicke ich den ersten Brief an ihn. Das ist schliesslich ein Wunder – ein so schrecklicher Krieg, und wir beide sind am Leben, wenn auch an verschiedenen «Polen». Anfangs, selbst als ich seinen ersten Brief an mich in den Händen hielt,

glaubte ich immer noch nicht, dass dies Wirklichkeit und nicht ein Traum ist, mit dem ich fünf Jahre lang gelebt habe . . .

Aber genug davon. Fünf Jahre lang habe ich gewartet. Jetzt muss ich handeln. Wir müssen zusammenkommen. Aber wie? Ich zerbreche mir den Kopf. Bitte Elsa Wolf, mir zu helfen, aber sie ist noch nicht dazu imstande. Ich bespreche alles mit Koni. Er ist unser Hauptbriefträger. Er ist in Lothars Schwester Margoscha verliebt. Ich glaube, dass Koni gerade sie am meisten liebte. Doch er stand vor einem Dilemma: entweder die Arbeit, die er will, oder die Ehe mit Margoscha. Einmal, als er aus Berlin kam, fuhr er vom Flugplatz direkt zu mir und brach, kaum das er das Zimmer betreten hatte, in Schluchzen aus. Ich war erschrocken. Er konnte kein Wort herausbringen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war vollkommen verzweifelt. Was kam mir nicht alles in den Sinn, sogar dass man seinen Vater verhaftet hat. Und ich lief zu den Eltern, um Rat zu holen. Zur Beruhigung habe ich ihm Wasser zu trinken gegeben. Schliesslich beruhigte er sich, und er sprach von seiner grossen Liebe zu Margoscha, die jedoch bereits geheiratet hatte. Erst jetzt war es Koni klargeworden, dass er ohne sie nicht leben könne. Und bisher hat er immer nur überlegt, ob er mit ihr leben soll oder nicht. Einen Brief von Koni an mich habe ich nicht an das Museum seines Vaters übergeben, wie ich es mit den anderen tat. Denn in ihm offenbart er sein Innerstes allzusehr. Ich denke, dass der Schlüssel für die Lösung darin besteht, dass er *niemals* das tun konnte, was er wollte, sondern das tat, was er tun *musste*. Das war seine Tragödie. [. .]

Vor acht Jahren kam Emmi Wolf, die frühere Frau von Mischa, zu mir, um meine Erinnerungen an Friedrich Wolf auf Tonband aufzunehmen. So nebenbei sagte sie, dass Lothar vor einem Jahr gestorben sei. Und erneut brachte der Name «Lothar» mich aus der Ruhe. Ich hätte nicht gedacht, dass sein Tod mich «zu ihm zurückbringt». Im Verlaufe eines Jahres verging kein Tag, an dem meine Gedanken nicht um ihn kreisten.

Lothar ist wieder untrennbar von mir. Als Toter. Ich sehe auf sein Foto mit Koni, das mir eine Filmgruppe der DEFA geschenkt hat: zwei Tote. Und sie sind immer neben mir, in Gedanken, vor meinen Augen . . .

Ich habe niemals mehr jemandem Fragen nach Lothar gestellt. Wenn sie selbst davon sprachen, habe ich zugehört. Nur einmal (vor langer Zeit) kam Elsa in die Sowjetunion, und wir luden sie zum Mittagessen ein. Das Essen war ein Misserfolg. Vielleicht war Ilja Lwowitsch über irgendetwas verärgert oder in seine Gedanken vertieft, jedenfalls beteiligte er sich nicht am Gespräch. Ich wartete ungeduldig darauf, dass die Tafel aufgehoben würde. Endlich! Ich ging mit Elsa spazieren. Ich wollte gern alles erfahren, doch sie presste die Lippen zusammen. Plötzlich, wir waren kurz vor dem Teich, sagte Elsa, dass Lothar beabsichtigt, im Herbst nach Moskau zu kommen. «Bitten Sie ihn, mich anzurufen. Geben Sie ihm meine Telefonnummer.» «Aber natürlich, unbedingt. Er hat Ihre Telefonnummer.»

Warum habe ich niemals nach Lothar gefragt? Ich glaube, dies war in erster Linie ein Selbsterhaltungsgefühl. Warum sich erneut quälen. In sein Leben eindringen. Seine Ruhe stören. Er hat eine Frau und zwei Söhne. Und am Anfang, wie mir bekannt war, war er glücklich. Und jetzt dies . . . Jetzt, wo es ihn nicht mehr gibt, stelle ich Fragen, will alles wissen. Wie gern wollte ich ihn treffen und wie fürchtete ich mich davor. «Nein, nein, wir dürfen uns nicht treffen.» Ich kam zu dem *festen* Entschluss. «Immerhin war ich damals siebzehn, und jetzt. . .» Doch wie gern wollte ich ihn sehen, mit ihm sprechen. «Was ist schon dabei, dass so viele Jahre vergangen sind, ist das etwa massgebend?!» Und ich fasste den *festen* Entschluss, dass wir uns treffen müssten. Irgendjemand sagte mir, dass er sich sehr fürchte, nach Russland zu reisen, und nun plötzlich . . .

Aber das Leben hat wie immer für uns die Entscheidung getroffen. Im Herbst 1961 wurde die Mauer zwischen West- und Ostberlin errichtet. Er lebte in Westberlin, und diese Mauer konnte er schon nicht mehr überwinden.

Konrad Wolf

Aus: *Kriegstagebuch*

16. August 1943

14.15 Uhr, ein Sowchos südöstlich von Boromli (Swjoklowitschny) Wieder Standortwechsel, und ich konnte nicht zu Ende schreiben. Also, wir fuhren am 10.8. etwa zwei Stunden und – eine Havarie. Irgendetwas am Getriebe. Wir legten uns im Wagen schlafen. Ich schlief sehr schlecht, es war sehr kalt, regnete, überall drückten irgendwelche Gegenstände. Frühmorgens, am 11.8., fuhren wir weiter und kamen gegen 8 Uhr im Dorf Rjasnoje an, etwa 20 km südöstlich von Krasnopol, wo drei Tage zuvor die Deutschen vertrieben worden waren. Wir sind sehr gut untergebracht: Zygankow und ich in einem Haus, die übrigen ein Haus weiter. Die Arbeiten sind hier schon mehr geworden. Es ist so, dass es Kriegsgefangene gibt, die sich in den Wäldern versteckt hielten, der Hunger hatte sie dann von dort vertrieben. Ich habe zwei verhört: einen Leutnant, schrecklich dumm, der nur das eine kannte: «Für uns denkt der Führer», «Das wird der Führer wissen» und so weiter. Am nächsten Tag verhörte ich einen jungen Schützen der 7. Panzerdivision. Er war schon interessanter, denn er ist erst am 30. 7. aus Mainz gekommen, wo er auf Urlaub war. Er erzählte interessante Dinge über Deutschland. Dann sichtete ich Beuteliteratur, von der sich ein ganzer Berg angesammelt hatte. Dann übersetzte ich ein Flugblatt und Parolen für Lautsprecherbedienungen. [. . .]

10. Februar 1944

Heute gab es einige Ereignisse, wenn man dies «Ereignisse» nennen kann. Doch bei den wenigen Materialien, die wir jetzt haben, ist jede Kleinigkeit, jedes bisschen ein Ereignis. Heute fand eine Beratung aller Mitarbeiter statt. Dort passierte etwas, was ein bisschen meine Eigenliebe verletzte. Da eine Beratung aller Mitarbeiter stattfand, so war es auch selbstverständlich, dass ich dort hinging. Alle versammelten sich, und als Kalaschnik eintrat und er alle Anwesenden angesehen hatte, erwähnte er so zwischendurch, dass Wolf nicht anwesend sein braucht. Nun, natürlich ging ich sofort hinaus, und ich

sage direkt, bei mir hat innen alles gekocht vor Wut. Ich schätze das so ein: schliesslich und endlich bin ich Mitarbeiter der Abteilung, und ich habe das volle Recht, anwesend zu sein an allgemeinen Versammlungen. Doch hier ergibt sich etwas, wenn geheimere Fragen geklärt werden, ist meine Anwesenheit nicht nötig. Womit habe ich solches Misstrauen verdient? Ich weiss nicht, doch in dem Fall hat man mich tief beleidigt. Das wäre alles noch verständlich in den ersten Monaten meines Aufenthaltes hier in der Abteilung. Doch hier bin ich schon über ein Jahr. Natürlich sehe ich ganz deutlich, dass viele auf mich schauen wie auf einen jungen Angeber, dessen einziges es ist, dass er die Sprache beherrscht, zu der er gar keine Mühe hatte, sie zu beherrschen. Nun ja, auch das ist irgendwie verständlich. Doch ich werde noch beweisen, dass Jugend nicht immer heisst: Unerfahrenheit und Unreife des Menschen. Dieses Jahr des Aufenthaltes in der Armee lehrte mich vieles und im Besonderen das, dass man nicht alle Beleidigungen so nah ans Herz heranlassen soll, denn das verstimmt nur den Menschen. In der alltäglichen Arbeit kann man protestieren, sich wehren, darüber beraten. In der Armee fällt das alles weg, deshalb kann man, muss man sich daran gewöhnen. Diese Gefühle kann man nur tiefer in sich vergraben, um sie dann, wenn diese Periode vorbei ist, wieder herauszuholen. [. .]

10. September 1944

Ich habe beschlossen, mich öfter ans Tagebuch zu setzen, aber es kommt schon kein Tagebuch mehr zustande, sondern ein Wochenbuch. Jetzt beginnen bei uns, scheint es, grosse Dinge. Das ist schon einige Tage zu spüren. In den letzten Tagen bewegte sich eine ungeheure Masse an Technik aller Gattungen und Kaliber über die Warschauer Chaussee. Dann kamen gestern Rokossowski, Bulganin und Telegin zu uns. Den ganzen heutigen Tag war die Luft erfüllt vom Dröhnen vorüberfliegender Flugzeuge. Kurz, den Deutschen, auch wenn sie SS-Leute sind, wird heiss werden. Bis jetzt ist noch nichts Genaueres bekannt über die Ergebnisse und Ausmasse der Operationen, weil wir sehr abgeschnitten sind von der Aufklärungsabteilung, unserer einzigen Informationsquelle. Ich muss die Notizen unterbrechen, ich werde zum Dienst gerufen. [. .]

Friedrich Wolf

Brief an Else Wolf

2. Oktober 1943

Menilein,

jetzt sind wir 16 Tage auf Achse, ehe ich zum 1.x Dir schreibe. Aber wir kommen kaum zu Atem. Immer im Marsch und auf Wagen. Schon bis wir unsre Formation fanden, im Vormarschgelände, fern jeder Eisenbahn; die beste Verbindung wäre ein Torpedoboot gewesen, aber wir sind ja Landratzen.

Eine Hitze ist hier jetzt im Oktober wie im Juli in Moskau! Die Maisernte grade beendet; herrliche Arbus und süsse Dynien, das Meer, die silbergraue Landschaft ähnlich der Provence und ungetrübt bis jetzt der strahlende Sonnenhimmel.

Bis auf den Krieg! Da steigt die Verfinsterung von unten, von der Erde auf. Ich hatte doch selbst im Winter nur eine geringe Vorstellung davon, was diese Hitlerschweine alles anstellen können! Ganz Mariupol verbrannt und gesprengt. Wir waren dort 10 Stunden nach den Deutschen. In alle Häuser waren Minen gelegt, alles systematisch in die Luft gesprengt, rücksichtslos, ob sich alte Frauen und Kinder noch drin befanden. Das grosse Krankenhaus gesprengt. In Rostow das wunderbare grosse Theater, das Paed-Institut, unterwegs alle Dörfer, die kleinste Hütte! Dort wurden die Leute einfach aufs Feld getrieben, die Kühe und Schafe, die man nicht mitnehmen konnte, mit MG zusammengeschoßen. In dem kleinen Dorf Nowoprokrowskaja hier vor Melitopol hat man den kleinen Kindern mit dem Kolben den Schädel eingeschlagen, gemordet und gebrandschatzt wie im 30jährigen Krieg. Einsiedel ist völlig erschüttert. Auch über das «Übermenschmaterial», das uns in die Hände fällt. . . 18jährige Burschen aus der bayerischen Pfalz, die weder subtrahieren noch dividieren können, 77 – 29 brachten sie trotz aller Anstrengung nicht heraus. «Wer war Goethe?» – «Schiller?» – «Bismarck?» – «Das war ein starker Mann.» – «Wann hat er gelebt?» – (Einsiedel hat da die Ohren doch zurückgelegt.) Ein dritter sagte einmal früher auf die Frage: «Wer war Goethe?» – «Der hat die Goethestrasse gebaut.» – Das sind die 18- bis 19jährigen! Die Älteren wissen natürlich mehr.

Viele Elsässer habe ich gesprochen, die überliefen. Bis zu 30 Prozent in den Kompanien der Hitlertruppen sind hier Ausländer, Elsässer, Polen . . . Manchmal, wenn man diese Jungens aus der Pfalz sieht und die Schandtaten, die sie so gedankenlos und viehisch vollbrachten, dann verliert man jede Lust an der alten Heimat. –

Menilein, verzeih diese Auslassungen! Aber ich bin oft verzweifelt, wenn ich diese «Deutschen» sehe! – Wie geht's bei Euch? Arbeitest noch brav in Deinem Museum? Und Mischa, der Meistersprecher und Diplomat? Ludwig ist hier voll im Einsatz, das heisst mehr als Wirtschaftsdirektor und Löwenbändiger, aber er macht sich. Wir – der Chef, Einsiedel und ich – sind in unserem «Willi's» meist draussen bei der Truppe, unsre Aufträge durchzuführen. Die Wege sind gut, herrliche bunte Lauballeen, aber dann wieder ganz baumloses, flaches Land wie ein Teller und mächtiger Fliegerbetrieb mit dauerndem Geböllere und Gebombe. Die Hauptsache, es geht vorwärts, na sapad, wohl bald auch bei uns! Es muss einfach Schluss werden mit Hitler und dessen ganzer Schweinerei, möglichst den Winter!

Ist Lena dort? Wie war's mit der Metrik? Der Schule? Den Karten? Wie schaut sie aus? – Was macht die Literatur? Theater? Ach, das ist ja alles so egal! Das kommt später, wenn es kommt. – Und doch, wenn ich wieder mal schreiben könnte! Hab' jetzt soviel auf dem Herzen! Falls ich überhaupt noch schreiben kann? Aber es muss doch noch einmal gehen! Zu schade wär's!

Grüsse mir auch Elisabetha und Boris und Hänschen! Sind alle noch gesund? Wie lange ist's schon her, dass ich von Euch weg bin! Und mein Konilein hätt' ich bald vergessen! Was macht er? Schick ihm einen dicken Kuss von seinem Pap! Er muss doch vor Kiew sein! Wenn ich hier die jungen Leutnants sehe, denk ich oft an ihn! – Jetzt geht bei uns die Arbeit festelos! Hoffentlich sind wir Anfang November zurück!

Viele Küssllein, Menilein

Manle

Gruss Einsiedel. Schreibe Koni meine P.P. 19640

Konrad Wolf

Brief an die Eltern

15. April 1944 Meine Lieben!

In den letzten Tagen habe ich 2 Briefe von Euch erhalten. Als erstes möchte ich mich bedanken für den mir überbrachten persönlichen Gruss von Pap. Ihr werdet Euch wundern, wer ihn mir überbracht hat. Es ist so gekommen, wie es Pap selbst geschrieben hat. Zu uns ist einer seiner Schüler gekommen – Sinzinger, ein prima Kerl. Er ist gerade nach vorn gefahren und arbeitet dort sehr tüchtig. Na, was sagt Ihr zu unseren letzten Erfolgen? Ja, das ist wirklich eine Katastrophe für die deutsche Armee, man bedenke, dass in nur 40 Tagen auf der Krim 37tausend Gefangene gemacht wurden! Genosse Kobus fährt in den nächsten Tagen in seine Heimatstadt Odessa. Er freut sich natürlich sehr. Ich kann ihn verstehen, nach 2/2 Jahren wieder in seine Heimatstadt zu kommen, das ist eine grosse Freude. Sascha arbeitet jetzt auch in der vordersten Linie. Ehrlich gesagt, ich beneide ihn – ich bin es schon leid, immer hier zu sitzen, aber man hat mir versprochen, dass auch ich bald weiter nach vorn fahren kann. So verrichte ich meine alte Arbeit, und es hat sich nichts verändert in meinem Leben. Ja, Gregor wird jetzt tüchtig arbeiten, sie sind in der letzten Zeit nicht schlecht vorgerückt. Ich begreife nicht, womit er unzufrieden ist, denn ich bin der Meinung, je näher man an der Front ist, umso interessanter ist die Arbeit. Überhaupt wird es auch bei uns heiss zugehen. Wir hoffen es auf jeden Fall, dass auch wir nicht hinter den ukrainischen Frontabschnitten Zurückbleiben werden.

Endlich ist es, wenn auch mit grösserer Verspätung, Frühling geworden. Es ist schon so warm, dass man ohne Militärmantel herumlaufen kann. Die Knospen an den Bäumen sind schon so dick, dass wahrscheinlich hier bald alles grün wird. Die Wege werden auch immer trockener, was für uns besonders wichtig ist.

Ausser von Euch bekomme ich fast keine anderen Briefe mehr. Manchmal nur von Ule, Anarik und anderen Freunden, aber sehr selten. Von Zilja habe

ich schon sehr lange keinen Brief mehr bekommen. Das liegt wahrscheinlich daran, dass ich selbst ihr schon lange keinen Brief mehr geschrieben habe. Trotzdem bitte ich Euch, mit ihr in Verbindung zu treten und den Grund ihres Schweigens zu klären. Vielleicht schickt sie die Briefe auch an eine falsche Adresse. Nina schreibt mir seit meiner Abreise aus Moskau nicht mehr. Auch ich habe ihr seit dieser Zeit nicht mehr geschrieben. Wir hatten einige tiefe Meinungsverschiedenheiten. Ich will nicht genauer darüber schreiben, es ist ziemlich kompliziert und verworren. Ich möchte Euch nur informieren, damit Ihr Euch nicht wundert, wenn sie nicht schreibt.

Wenn Ihr doch Näheres erfahren wollt, so wendet Euch an Zilja. Ich habe einmal versucht, es ihr zu erklären und sie in einigen Fragen um Rat gebeten. Überhaupt muss ich gestehen, dass bei mir nichts klappt, was die Frauen betrifft. Entweder bin ich zu naiv, ein Tölpel, oder ich bin schon geboren als echter Frauenhasser und Junggeselle. Was davon stimmt, wird wohl erst die Zukunft zeigen. Na gut, schliesslich ist das gar nicht so wichtig, obwohl es angenehm ist, manchmal von einem Mädchen ein Briefchen zu bekommen. Jetzt im Kriege werden alle diese Fragen, die in einem normalen Leben an erster Stelle stehen, in den Hintergrund gedrängt. Das ist natürlich nicht bei allen so. Einige schaffen es auch an der Front, das an die erste Stelle zu rücken.

Aber sicher langweile ich Euch schon mit meinen tiefsinnigen Überlegungen und wünsche Euch deshalb alles Gute.

Gruss an die Rappoport. Elisaweta Mich, Njura (ich meine auch die Fischers u.a.).

Küsse Euch alle fest

Euer Koni

Friedrich Wolf

Brief an Konrad Wolf

Moskau, Oktober 1944

Konilein,

nochmals einen festen Geburtstagskuss! Meinen *langen* Brief (Deutsch geschrieben), den ich vor 2-3 Wochen Dir sandte, hast Du hoffentlich erhalten? Heute noch die andere Novelle HEIMKEHR DER SÖHNE, warm aus der Druckerei – es ist das 1. Exemplar! Die Oktober-No. der i. L. mit meinem neuen Stück DR. WANNER ist leider noch nicht heraus.

Gestern war ein grosser Tag: Einmarsch unserer Roten Armee in Ostpreussen. Ich denke, die Sache rollt jetzt weiter. Für Meni und mich wird das vielleicht auch von Bedeutung sein, obwohl ich jetzt schon wieder eine andere Arbeit für das Komitee übernommen habe.

Sascha erzählte, dass es Dir in letzter Zeit gesundheitlich besser geht und dass Du nicht mehr eine gar zu dünne Bohnenstange bist; es ist Zeit, dass Du jetzt etwas in die Breite gehst und Deine Heldenbrust ein wenig ausdehnt! Schade, dass Ihr dort keinen Sport treiben könnt! Wie geht's denn mit Deinem Herzen? Hast Du noch Beschwerden?

Konilein, in meinen letzten Brief habe ich all meine guten Wünsche für Dich hineingelegt. Lies mal nach, was die Mutter in meiner Novelle (S. 114/115) zu ihrem Jüngsten sagt! Wenn es schwere Situationen im Leben gibt, wo einem keiner raten und helfen kann, da muss man selbst nach seinem Gewissen die Entscheidung mutig fällen und den Weg unbeirrt zu Ende gehen. Der grösste Mut – das gilt auch für den Krieg – ist die «Zivilcourage», das heisst, in allen wichtigen Dingen seine Überzeugung zu vertreten und seine Meinung zu sagen! Das kann einen gewiss manchmal bei kleinen Geistern unbeliebt machen; aber letzten Endes ist es das richtige, hat auch den Aufrichtigen niemals gereut. Auf dem Place Danton in Paris steht auf dem Sockel des Dantondenkmals: Pour vaincre les ennemis il faut de l'audace, encore de l'audace, toujours de l'audace!

Das heisst: Um die Feinde zu besiegen, braucht man Mut, nochmals Mut, immerzu Mut!

Du weisst, dass Lenin grade dieses Wort öfters zitierte. Ich habe es 1933 als Motto vor meinen PROFESSOR MAMLOCK gesetzt.

Mich wird es sehr interessieren, von Dir zu hören, wie Dir die HEIMKEHR DER SÖHNE gefallen hat? Was Dich angesprochen hat und was Dir noch unklar und ungelöst darin erscheint? An sich ist grade diese Novelle für die heutige deutsche Jugend geschrieben, die noch im Nebel tastet. . . und wahrscheinlich noch eine Zeitlang nach Kriegsende an dem Nazierbe zu tragen hat. Aber auch die Alten – die Mutter und der alte Professor Schittenhelm – müssen sich mühsam, sehr mühsam durch den Wust selbstgeschaffener Denkrätheit und Lüge hindurchkämpfen. Falls Du Sinziger siehst, kannst Du auch ihm die Novelle zu lesen geben. Sie ist zum Teil die Frucht meiner Arbeit mit der Gruppe, in der er selbst war.

Dass Du Dir selbst über Dein Leben und Deine Erlebnisse Rechenschaft gibst, ist sehr gut. Es hat Meni und mich sehr interessiert und wird Dir später eine wichtige Erinnerung an diese stürmische Zeit sein. Dir nun, mein Koni, nochmals alles Beste für Dein weiteres Leben! Bleib gesund und behalt guten Mut! Deinen nächsten Geburtstag wollen wir nun aber wirklich gemeinsam feiern, im Frieden und in einer Welt, in der es keinen Hitler und ähnliche Figuren, die in den Zoologischen Garten gehören, mehr gibt.

Nochmals einen dicken Geburtstagskuss von
Deinem Pap

Erna Wloch

Brief an Margot Wloch

30. Dezember 1944

Meine liebe, grosse Tocht!

Das ist sehr schön, dass das Buch noch zum Fest kam und Du Deine Freude daran hast. Nicht wahr? Es ist hübsch und atmet soviel Reinheit.

Somit wäre ich nun gleich erst mal bei dem wichtigsten Teil Deines Briefes. Nun also ist es doch soweit, was ich immer befürchtet habe, und ich wunderte mich, dass Du im Urlaub noch nichts davon erzähltest. Von mir aus wollte ich es nicht tun, denn erst musste ich sehen, wie Du selbst darauf re-

agierst. Du bist nun beinahe erwachsen und voll entwickelt, und doch hatten wir alle, die wir Dich jetzt sahen, unsere helle Freude an Deiner kindlichen Unverdorbenheit. Ich bin sehr stolz darauf, und gerade das hat mich mit Dir in allem wieder ausgesöhnt. Bin ganz mit Dir verwachsen, und Du bist absolut an gleicher Stelle mit unserem Sohn, meine liebe, grosse Tochter. Das muss Dir Halt in dem Dreck um Dich geben, und das muss in Dir die Verpflichtung reifen lassen, Dir diesen Halt um alles in der Welt niemals mehr verlorengehen zu lassen. – Du willst Medizinerin werden. Versuch es mal von dieser Seite anzusehen und in Dir zu klären: Mit der Reife des jungen Menschen entsteht nun mal der ganz natürliche Sexualtrieb, und die meisten Menschen sind leider *Sexualtiere*. Sie unterliegen diesem Trieb mehr als allem andern, was sonst noch in ihnen schlummert. Meist geben sie aber damit mehr an, als sie wirklich von allem wissen, und ein wirklich kluger Mensch schweinigelt nicht, sondern weiss, dass die Paarung zwischen zwei Menschen (Mann und Frau) etwas Grosses sein kann und sein muss, wenn man im späteren Leben vor sich selbst bestehen will. Was nun in den anderen Mädchen steckt, das sah ich bereits am Zug, als Ihr ankamt. Kannst Du Dich nicht anders dagegen wehren, dann knöpf Dein Inneres zu und tu nach aussen, als wenn das alles altes Gewäsch und Dir nichts Neues ist. Das erledigt sich dann meist mit der Zeit wie eine abgespeiste Platte. – Was die Pauker anbetrifft, so ist mir das schon reichlich unsympathisch. Hast Du Dich aber erst abgehärtet gegen das Hören unter den Mädchen, dann wirst Du den anderen Schweinen gegenüber auch nicht mehr roh werden, sondern ihnen die kalte Schulter zeigen. Schlag, schlag unbedingt zu, wenn es jemand wagt, Dich zu berühren. Ganz gleich, was hinterher kommt. Dabei bin ich immer am besten gefahren. – Sollte man Dir im Gespräch zweideutig zu nahetreten, so kannst Du ruhig sagen, dass Du von Deinen Eltern nicht zum Sexualtier erzogen worden bist, sondern die Schule besuchst, um in erster Linie alles mitzunehmen, was der Verstand braucht. – Söhnchen hat in dieser Hinsicht bestimmt Schlimmeres mitgemacht, und ich weiss, wie sehr er oft in Seelenqual war. Er hat sich durchgebissen, und nichts, aber auch gar nichts von alledem ist an ihm hängengeblieben. Denk mal – von Eurem rein

natürlichen Zuhause in der Kasernenstube, wo auch noch Verheiratete drunter sind. Es war wirklich sehr schlimm. Nimm Dir Sohne als Vorbild, und denk in allen Situationen an mich und mein Vertrauen auf Euch, und nichts kann Dich erschüttern. Niemals soll Dir der Gedanke kommen, dass Du etwas verpasst. O nein – wir sind wirklich natürlich veranlagte Menschen, und Du sollst Dir nichts vorzeitig verscherzen, denn dann zerbricht etwas in einem, was man nie wieder zurückbekommt. Schreib Du mir ruhig, wie das bei Euch weitergeht, ohne Übertreibung, ohne Spinnen, und ich greif' dann schon zur rechten Zeit und an der richtigen Stelle ein.

Du selbst leg Deine ganze Kraft aufs Lernen. Lerne, lerne, lerne, und wenn nur irgend möglich, raus ins Freie. Möglichst Sport. Skilaufen gibt es dort wohl leider nicht? Schlittschuhlaufen auch nicht? Würde ich Dir sofort schicken.

Sohne hatte in Zakopane schon gesehen, was los war, und war sehr in Sorge um Dich. Du weisst, dass er wie ein richtiger Bruder für Dich empfindet und war so froh, dass Du endlich mal nach Hause kannst, und er war jetzt sehr beruhigt. Das soll er auch bleiben, nicht wahr? Es ist nicht leicht für Dich. Das weiss ich wohl. Aber es ist die erste Gelegenheit, Dich zu beweisen. Jetzt musst Du zeigen, was Du von uns mithast, und starke Charaktere bilden sich immer in Gefahren. Natürlich wäre es wohl schön gewesen, wenn Du von mir behütet weiter durch die nächsten Jahre geschlittert wärst. Für das Leben richtiger aber ist diese Feuerprobe. Sohne hat bestanden, und Du wirst sie bestehen. Damit wir uns immer offen und grad in die Augen schauen können.

Du wirst Dich wohl noch erinnern können, dass in unserem Hause viele Leute ein und aus gegangen sind. Die waren bei Gott auch nicht alle so wie Vatchen und ich. Wenn ich dann aber zu Vatchen sagte: «Der kommt mir bitte nicht mehr ins Haus», so wusste Vatchen ganz genau, dass derjenige mich nur anders angeschaut hatte, als ich es von einem Kameraden erwarte. Leider kommen die seltensten Ehen über Kameradschaft zustande, sondern über Bettgemeinschaft, was man dann Liebe nennt und doch so sehr weit davon entfernt ist.

Du bau Dir erst mal Dein Leben auf, und stell Dich zu jedem *Menschen*, der

es als Kamerad wert ist, dann steht auch eines Tages der Kamerad neben Dir, den Du für das Leben brauchst.

So – mein Kind –, ich denke, mit diesem Brief kommst du ein ganzes Stück weiter.

Wundere Dich auch nicht, dass ich den Brief erst an Sohne schicke. Wir drei sind ein Ganzes, und auch Sohne muss wissen, was Dich bedrückt. So könnt auch Ihr nur immer frei und offen miteinander umgehen. Und diese Angelegenheit ist wichtig und geht uns alle drei an.

Das Weihnachtsfest war also ganz nett bei Euch, was sehr schön ist. Bei mir war es das traurigste in meinem Leben. Aber es ist Gott sei Dank überstanden.

Eine Freude kann ich Dir noch machen. Ich trage wieder meinen Scheitel. Aber er ist ganz weiss. Hübsch – wat?

So – meine Liebe – nun Schluss für heut.

Das Plätzchen bleibt noch für Söhnchen.

Küss Dich wie immer mit den herzlichsten Grüßen

Deine Mutting

Nachsatz von Lothar Wloch

Magdeburg, den 2.1.1945

Meine liebe Margoschka!

Ich habe eben Deinen Brief an Mar mal hier, Ihre Antwort darauf gelesen und war, ehrlich gesagt, gar nicht überrascht. Ich hatte das, nachdem ich Dich in Zakopane besucht hatte, erwartet und freue mich, dass Du darauf reagiert hast. Am meisten freut es mich, dass Du Dich gleich an Mar gewandt hast, denn Du weisst: Sie ist uns beiden mehr als eine Mutter. – Sie ist unser bester Kamerad.

Ich möchte zu dem, was Mar Dir geschrieben hat, nichts mehr hinzufügen. Merke Dir nur einen Grundsatz und handle immer danach: Wir wollen beide unser Leben so leben, dass wir jederzeit vor uns selbst, vor unserer Mar und unserem Vatchen gradestehen können.

So, und nun lass Dir nachträglich ein frohes neues Jahr wünschen, ein Jahr,

in dem wir uns zu Hause wiedersehen werden, und sei gegrüsst, geküsst und gedrückt von Deinem
Lotka

Konrad Wolf

Brief an die Eltern

29. Mai 1945

Meine Lieben!

Ich weiss nicht, ob mein Brief Euch überhaupt unter der Adresse erreichen wird, die ich angebe, aber ich wüsste nicht, wohin ich sonst schreiben sollte. Gestern Abend ist Jan Vogeler nach Moskau abgeflogen, er wird Euch Näheres über mein Leben und Tun berichten. Mit einem Wort: Ich bin in Berlin und arbeite als Korrespondent an der Ortszeitung BERLINER ZEITUNG. Alles ist sehr schnell und überraschend für mich gekommen. Man hat mich plötzlich zu Melnikow gerufen, und von dort hat man mich hierher versetzt, wo ich bis heute arbeite. Eigentlich, formal, läuft mein Dienstauftrag für hier bis zum 30. 5., aber tatsächlich werde ich wohl bleiben, egal, ob ich es will oder nicht. Mit mir arbeiten hier der Euch nicht unbekannte Erpenbeck (mein unmittelbarer Vorgesetzter), Major Feldmann (den Pap sehr gut kennt und der ihn herzlichst grüssen lässt), Kirsanow und andere. Durch meine Arbeit komme ich mit Mahle, Winzer, Pieck und anderen zusammen. Mit einem Wort: alle sind hier. Es ist klar, dass es sehr viel zu tun gibt, weil die Arbeit immer intensiver wird. So ist das, nicht einmal nach dem Ende des Krieges konnte man sich ein wenig ausruhen. Auch Saposhnikow war übrigens hier, ich wollte mit ihm besprechen, dass er mich – bevor man mich endgültig und fest in die Arbeit hier einspannt – wenigstens für einen Monat nach Moskau fahren lässt, aber er ist früher abgereist, als ich dachte. Natürlich werde ich versuchen, es doch irgendwie zu erreichen, aber es wird schwierig sein, weil es an Menschen mangelt. Auf jeden Fall werde ich darauf bestehen, sobald hier alles einigermassen läuft.

Es gibt die verschiedensten Gerüchte hinsichtlich dessen, wohin Pap fahren sollte. Man nannte alle möglichen Gegenden, ausser natürlich Berlin. Ihr

wisst aber, wo Ihr mich finden könnt, und ich hoffe, dass in meinem Wartezimmer irgendwann einmal ein sehr bekanntes Gesicht auftaucht. . .

Ihr seht, meine Lieben, wie abrupt das Schicksal den Menschen aus einer Richtung in die andere wirft. Ich hatte doch bis jetzt (und auch jetzt noch) keine Ahnung von der Tätigkeit eines Korrespondenten, muss aber nun auf dem Motorrad durch die Strassen der Stadt sausen, um Material zu sammeln. Ich werde mich auf jeden Fall bemühen, mich nicht zu blamieren, obwohl es schwer ist.

So, meine Lieben, entschuldigt die verworrenen, unleserlichen und kurzen Zeilen, aber die Arbeit ruft.

Grüsse an alle Bekannten. Ja, sagt Hilde Plivier, dass ich bei Berlin ihrem Bruder begegnet bin, er lässt herzlich grüssen. Er arbeitet in der Ortsverwaltung, es geht ihm nicht schlecht.

Ich küsse Euch fest

Euer Koni

Markus Wolf

Brief an die Eltern

Berlin, 4. Juni 1945

(Berliner Rundfunk, Charlottenburg – Masurenallee)

Meine Lieben!

Also heute bin ich nun pünktlich in diesem Rundfunkpalast eingetroffen. Hier soll für die nächste Zeit meine «Arbeitsstätte» sein. Ich weiss gar nicht richtig, wie ich anfangen soll. Der Flug ging sehr gut vor sich. Zwischenlandung in Minsk. Nach der Oder ein kleiner Streifen verwüsteter Erde, aufgewühlte Befestigungsanlagen. Dann bis Berlin – schöne, saubere und vor allem unbeschädigte Dörfer und Städtchen inmitten von Wäldern und Seen; prachtvolle Autobahnen und so weiter. Die Vororte von Berlin sehen von oben auch so gut wie unbeschädigt aus. Doch dann ein Kreis über Berlin selbst! Man traut seinen eigenen Augen nicht. Von oben sieht das alles ganz unnatürlich aus. Ein Strassenzug nach dem anderen, ein Bezirk folgt dem anderen, völlig zerstört, nichts als leere Schachteln, und nur der Verkehr auf

den gesäuberten Strassen lässt erkennen, dass das da unten wirklich Berlin und nicht eine von der Hand eines übertreibenden Dekorateurs aufgestellte Makette ist. Landung auf dem Flughafen Tempelhof.

Die einstmals grandiosen Bauten um das Flugfeld sind völlig ausgebrannt. Wir gehen in den «Wartesaal» – das heisst einfach in die Wohnung eines getürmten Nazis. Hier stehen noch die Häuser, die wahrscheinlich mittleren Beamten gehörten. Sie sind alle sehr einfach, aber sehr schön gebaut. In den Gärten reifen die Kirschen. Ich war überhaupt erstaunt über das viele Grün in Berlin. Die innere Stadt, wo es enge Strassen gab, existiert nicht mehr, und aussen ist alles sehr schön und grün. Da man im Inneren ja doch nur einen Teil wiederaufbauen kann (wenn man das sieht, kann man es kaum glauben), wird das neue Berlin eine vollkommen «grüne Stadt» sein. Anders kann ich mir das gar nicht vorstellen, und Herr Stadtrat Schwenk (Abteilung «Planung») ist mit mir vollkommen einverstanden.

Ja, also weiter. Zuerst kam ich mir natürlich furchtbar komisch vor. Die Leute auf der Strasse sprechen deutsch. Gleichzeitig viele Rotarmisten und Offiziere. Der erste Eindruck: viele Fahrräder, Kinderwagen und sehr viele wehrpflichtige junge Männer. In Tempelhof gingen die Leute ziemlich niedergeschlagen und arbeiteten unwillig. Ich habe leider keine Zeit, alles ausführlich zu beschreiben. Erst am Abend holte man uns mit einem Autobus ab. Wir begannen die Fahrt durch das tote Berlin. Wir sind also ziemlich durch alle Hauptstrassen gekreiselt. Der Schutt ist von der Fahrbahn selbst so ziemlich weggeräumt. Wir hielten vergeblich Ausblick nach einem wenigstens einigermaßen heil gebliebenen Gebäude. Vergeblich. Alles, buchstäblich alles ist zerstört, hoffnungslos zerstört. Es wäre bestimmt rentabler, eine neue Stadt aufzubauen, als hier allein den Schutt und die Trümmer wegzuräumen. Wir fuhren durch die Frankfurter Strasse. Auf der Frankfurter Allee sieht man schon hier und da ein einigermaßen heil gebliebenes Haus. In Friedrichsfelde steht schon fast alles. Dort ziehen wir in ein Haus ein, das als Offiziershotel hergerichtet ist. Dort sassen wir bis heute früh und warteten, bis man uns abholt, gingen spazieren, sprachen mit den Leuten. In diesen Tagen hätte man das vergessen können, was wir im Stadttinneren gesehen haben. Verhältnismässig geringe Zerstörungen, schöne Strassen,

schöne Häuser, die Geschäfte voll Brot und anderen Lebensmitteln, gutgekleidete müssige Menschen.

In diesen Tagen fahren die ersten Omnibusse und Strassenbahnen, auch nicht überfüllt. Grosse Strecken der U- und S-Bahnen sind bereits intakt. In den zahlreichen Wirtshäusern gibt es Bier, ab heute sogar 9% – Preis 50 Pf. Am gestrigen Sonntag hätte man glauben können, es wäre niemals Krieg gewesen. Sportfeste, an allen Ecken Lokale, Kabarettts, Variétés mit bunten Programmen und Tanz.

Wir waren in Schöneeweide und Karlshorst. Der Fussballplatz überfüllt. Hauptsächlich junge Männer in Galatracht. Am Abend waren wir im Variété «Capitol». Conférencier Genschow. Ausserdem trat seine Frau – René Stobrawa auf. Was sagt Ihr dazu? Leider konnte ich sie nicht sprechen. Es hätte auch keinen Sinn gehabt. Man hört von ihr nichts Gutes.

Nun, und jetzt bin ich im Funkhaus, das, wie durch ein Wunder, vollkommen unzerstört ist. Der Genosse Grünberg, dem ich diesen Brief mitgebe, wird Euch einiges über den Betrieb erzählen können. Wir sind hier 6 Mann Deutsche und 1 Major mit 600 Mann der «Alten» zusammen. (Das alles natürlich unter uns.) Das Ausmisten ist leider nur zu einem kleinen Teil möglich, da viele, ja die meisten gebraucht werden. Ich denke, mit der Zeit wird es schon werden. Unser Personalchef Mathias Klein (Dein Bekannter) sagte mir heute, dass ihn ein Bekannter von Dir aus Düsseldorf (Krumm oder so ähnlich) nach Dir gefragt hätte. Vielleicht sehe ich ihn.

Ich will schnell schliessen, weil noch ein Kampf nach allen Gesetzen der Höflichkeit bevorsteht. (Die alten Herren von der Verwaltung üben noch ihre Macht aus.)

Ich will meine Eindrücke zusammenfassen:

Die Bevölkerung von Berlin, das heisst von den Bezirken in dem Funkhaus, wo ich sie bisher kennengelernt habe, hat, so komisch das auch klingen mag, überhaupt nicht begriffen, dass Deutschland ein besiehtes Land ist und dass sie alle Mitschuld für den Raubkrieg und die Verbrechen tragen. Die Grosszügigkeit der Roten Armee wird, nachdem der erste Schrecken und die Angst in Tagen überwunden waren, als Selbstverständlichkeit hingenommen, und die Meckerei beginnt. Die Leute begreifen nicht, in welche Kata-

strophe Hitler Deutschland gestürzt hat, dass sie jetzt alle vor Hunger krepieren würden ohne Hilfe der Roten Armee. Sie verstehen nicht, was es bedeutet, dass hier und nur hier dem deutschen Volk die Möglichkeit eines Neuaufstieges gegeben wird. Wir sind der einzige deutsche Sender (zum grossen Unbehagen von Reuter etc.), der jetzt auch westlich der Elbe am meisten gehört wird. Die Leute meckern, dass es oft grünen und keinen gerösteten Bohnenkaffee gibt. Sie meckern ja noch mehr (siehe SPD), dass Menschen abtransportiert werden. Und wie menschlich und uns nahe sind dagegen die Rotarmisten, die russischen und ukrainischen Mädels, die jetzt hier arbeiten. Ich könnte ganze Seiten darüber schreiben.

Und die deutsche Überheblichkeit. Da stehen beim Fussballspiel die feingekleideten jungen Herren und machen ihre dreckigen Bemerkungen. Oder die «unschuldigen» Deutschen zum Beispiel von unserem Hinterhof. Arbeiterfamilie. Schon grosse Diskussion, in welche Naziwohnung im Vorderhaus sie einziehen wollen. In Gesprächen mit Nachbarn stellt sich dann heraus, dass ihr Vater (jetzt in Gefangenschaft) 5 Kommunisten der Gestapo ausgeliefert hat und so weiter.

Selten hat man eine Freude. Ich sprach auf der Strasse mit einer 76jährigen Arbeiterfrau. Ein solches Wissen und solches Verständnis für alle Fragen wie diese alte Frau hat wohl kaum ein Genosse hier. Sie erinnert sich an alle Etappen der Arbeiterbewegung, erinnert sich an Reden von Bebel, Liebknecht (den sie kannte), Zetkin, Arendsee und andere. Sie sagte: «Wäre Bebel noch am Leben gewesen, der hätte die Kommunisten und Sozialdemokraten mit den Köpfen zusammengestossen, damit sie zusammengehen. Dann wäre Hitler nie zur Macht gekommen. Bebel war noch ein richtiger Arbeiterführer, nicht so wie Ebert und die anderen Stehkragenproletarier.» Oder: «Bei uns sprach Trotzki. Der war nicht gut. Die Richtigen waren Lenin und Stalin.» Leider sind solche Frauen schon 76 Jahre alt. Trotzdem haben sich viele alte Genossen eingefunden, sehr viele.

Um ein gründliches Bild zu kriegen, muss man alles noch anschauen und abwägen. Ihr werdet es ja bald selber sehen.

Ach, das Wichtigste habe ich vergessen: Ich habe gleich Koni getroffen. Schon am ersten Abend erfuhr ich, dass er in der BERLINER ZEITUNG bei Kirsanow-Erpenbeck arbeitet. Am dritten Tag kam er dann an, auf einem

Motorrad «Pony» als rasender Reporter. Die Begegnung war kurz und ein wenig «offiziell». Ich denke, sobald sich unsere Lage stabilisiert, werde ich ihn öfters sehen. Über seine Kampftage in Berlin wird er Euch wohl selbst berichten. Marianne Weinert wollte uns auch gestern besuchen, wir waren aber nicht zu Hause.

Lothar Wloch

Brief an Zilja Woskressenskaja

Berlin, 24. Januar 1946

Meine liebe Zilja!

Meinen ersten Brief hast Du sicher erhalten und Dich über mich geärgert, weil dies nicht die erwartete Antwort war. Doch Du wirst verstehen, dass ich, nachdem ich Deinen Brief gelesen hatte, vollkommen durcheinander war und meine Gedanken nicht sammeln konnte. Jetzt, nachdem ich Deinen Brief mehr als zwanzigmal gelesen habe und ihn fast auswendig kenne, bin ich innerlich etwas ruhiger geworden, so dass ich auf alles ausführlich antworten kann.

Grammatikalische Fehler werden sicherlich zahlreich vorkommen, aber das ist nicht verwunderlich nach dieser Zeit und momentan unwichtig – die Hauptsache ist, dass Du mich verstehst.

Ich werde in diesem Brief, so wie Du es getan hast, über mich schreiben und auch ganz offen sein. Das ist für mich nicht ganz leicht, weil ich nicht gern von mir spreche. Doch Dir gegenüber werde ich alles offenbaren. Nicht weil ich dies für meine Pflicht halte, sondern weil ich möchte, dass Du alles weisst.

Physisch habe ich mich, wie andere sagen, überhaupt nicht verändert. Natürlich bin ich etwas gewachsen und älter geworden. Doch wie sieht es im Innern aus?

Du schreibst, dass mein Leben für Euch ein absolutes Geheimnis war. Das verstehe ich vollkommen, aber war es das auch für Dich? Immerhin habe ich mit Dir offener und freier als mit anderen gesprochen, und wir haben einander immer verstanden. Gerade dies hat uns mehr und besser verbunden,

als es sonst zwischen Menschen der Fall ist. Du weisst, dass ich damals schweren Herzens weggefahren bin, und mit meiner Ankunft hier begann für mich ein neues Leben.

Ich dachte damals, dass dies ein besseres Leben sein wird, doch jetzt weiss ich, dass ich mich geirrt habe. Das Leben ist immer gut, nur die Umstände, unter denen jeder von uns leben muss, sind verschieden. Das nennt sich offenbar Schicksal. Und mein Schicksal erscheint mir als eine tragische Komödie. Tragisch deshalb, weil ich nirgends Ruhe finde, und Komödie, weil ich begonnen habe, es von dieser Seite zu sehen. Die faktischen Daten der vergangenen Jahre sind unwichtig, wenn sie auch eine grosse Rolle für das Innenleben gespielt haben. Doch darüber sprechen wir, wenn wir zusammen sind. Ich habe in diesen Jahren viel über Dich nachgedacht. Die gesamte Zeit, die wir zusammen waren, erschien mir immer wie ein ferner Traum. Mehr als einmal habe ich gewünscht, einen solchen Menschen wie Dich bei mir zu haben. Und als ich erfuhr, dass Du lebst, waren meine ersten Gedanken, dass ich Dich unbedingt sehen und mit Dir sprechen muss. Ich weiss nicht, ob dies nun Liebe ist, doch auf jeden Fall müssen wir uns sehen! Überhaupt Liebe! Wenn ich erklären müsste, was das ist, könnte ich darauf nicht antworten. In meinem ganzen Leben war ich gezwungen, meine Gefühle hintenan zu setzen und dem Verstand alle meine Kräfte zu geben. Das ist Dir ja gut bekannt. Und ich habe mich so daran gewöhnt, dass ich gegenwärtig manchmal zweifle, ob ich überhaupt lieben kann. Erinnerst Du Dich, wir sprachen einmal davon, was stärker ist, der Verstand oder das Herz. Du sagtest, es sei das Herz, und ich habe bereits damals daran gezweifelt. Jetzt ist dies bei mir zur Realität geworden. Bei jeder Frage arbeitet bei mir zuerst der Verstand, und dann kommen meine persönlichen Gefühle. Sie gibt es irgendwo im Innern, doch ich unterdrücke sie.

Momentan befinde ich mich auf einem Tiefpunkt – mein Kopf ist müde geworden. Das führte dazu, dass mir manchmal alles, buchstäblich alles, egal ist. Das einzige, was mich davon befreit, ist die Arbeit. Deshalb arbeite ich sehr viel. Und je physisch schwerer die Arbeit ist, desto besser ist es.

So sieht es in meinem Innern aus. Ich weiss dies alles sehr gut, dazu reicht der Verstand noch, doch ich kann mich davor nicht schützen.

Du weisst, dass ich Willenskraft habe, doch nur für andere, für mich selbst finde ich sie einfach nicht.

Nachdem ich Dir nun mein Inneres so offen enthüllt habe, das erste und letzte Mal, willst Du sicher nichts mehr von mir wissen. Ich verstehe das gut und wäre Dir deshalb auch nicht böse, weil ich mit mir selbst unzufrieden bin. Wenn sich Dir jedoch irgendwann einmal die Möglichkeit bietet, hierherzukommen, dann komm. Ich möchte schrecklich gern mit Dir sprechen. Mir ist klar, dass dies in der nächsten Zeit nicht möglich ist. Doch ich weiss sicher, dass wir uns nochmals treffen werden. Bis dahin schreibe mir, schreibe viel und oft. Ich werde Dir immer antworten. Mir fällt es schwer, im Brief das zu schreiben, was ich Dir erzählen und erklären will. Doch Du wirst mich verstehen, das weiss ich. Für heute schliesse ich, ich könnte noch einige Seiten schreiben, doch Else will den Brief mitnehmen, und bei mir ist um fünf die Nacht zu Ende.

Ich küsse Dich herzlich und erwarte Deine Antwort.

Dein Lothar

Erna Wloch

Brief an Markuscha Fischer

Berlin, 20. Februar 1946

[. . .] Seit einer Woche liege ich nun fest zu Bett. Das will bei mir was heissen. Aber was hilft es? Im Bett bin ich, nachdem ich auch nur eine Viertelstunde auf war, erst wieder normal. Ein blödsinniger Zustand. In erster Linie liegt es jetzt wohl an Kreislaufstörung (allgemein bei uns), dann will das Herz nicht mehr. Kunststück! Wieviel Jahre musste man Raubbau an seinem Körper treiben! Ich kam doch schon hier als lebender Leichnam an, und dann war alle Energie (in einem neuen Beruf, häufig nachts zur Gestapo, Tag und Nacht Bombenangriffe, der siegreiche Einmarsch der Freunde vom Osten) nur Bluff. Was Wunder, dass mich der Hungertyphus zum Schluss noch ereilte? . . . Das Schicksal kann mich doch nicht zu so einem schmachlichen Ende aufgehoben haben?

Ich kriege Angst, wenn ich an Sohne denke, der noch drei harte Jahre vor

sich hat und bestimmt nicht auf halber Strecke kehrtmachen wird; es wird ihm aber noch schwer an die Gesundheit gehen trotz aller Kalorientheorie . . . Wir müssen uns eben alle durchbeissen und denken auch nicht daran, uns auf andere zu verlassen. Es hat doch wohl sein Gutes, wenn man das Leben neben den höchsten Höhen auch in den tiefsten Tiefen kennengelernt hat. Das wird unseren Kindern auch viel für ihr weiteres Leben geben können. Zwar war es und ist es noch für den Jungen viel zu hart. Die Tochter ist so manchem entgangen, und haben wir beide sie auch vor so manchem bewahrt. Sowieso wird sie sich alles erkämpfen müssen; ihre Anlagen sind gut, sie gibt sich sehr viel Mühe und hat es insofern nicht leicht, als neben der Schule jetzt der ganze Haushalt und alle Besorgungen auf ihren Schultern ruhen. Das muss sie aber leisten, denn unser Leben sieht nun mal so aus.

Sohne ist bei seinen älteren Kollegen (jüngere gibt es zwar noch gar nicht) derart beliebt, dass jeder bemüht ist, ihm zu helfen. Sei es in Handgriffen, sei es in Theorie. Alle arbeiten sie gern mit ihm. Er selbst ist auch so dabei, dass er jeden Morgen wirklich vergnügt und gern auf die Baustelle geht. Das kann nicht jeder Arbeiter von seiner Arbeitsstelle sagen. Mit seinem ausgeprägten Kameradschaftssinn und Zupacken, wo Not am Mann ist, hat er sich alle Herzen erobert. Er sagt bestimmt überall seine Meinung und macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. Wo aber sind die Jungens aus seinem Alter? Nur Einzelne kann man im Baugewerbe finden, das noch die grösste Zukunft hat. Die Möglichkeiten in der Industrie sind bei uns trostlos. Wie gut verstehe ich Thomas Mann. Ich kann mir gut vorstellen, dass man eine zweite Heimat gefunden haben kann. Richtig arbeiten kann er dort vorläufig noch viel besser. Hier poussiert man ganz gross mit Fallada, der alle paar Wochen in der Versenkung verschwindet, um eine Entziehungskur vom Alkohol oder Morphium zu machen. [. . .] Wolf kann was, steht auch noch im Kurs, ist aber sehr abstrakt und will nicht sehen lernen. Unbestritten hat sein MAMLOCK einen so grossen Widerhall gefunden, den wir nicht vermutet hatten. Wir glaubten, es sei noch zu früh. Aber gerade das ausdrucksvoll Menschliche darin wird mit Begeisterung aufgenommen. Die Berliner sind also doch noch nicht ganz so verdorben, wie man sie immer machen will.

Der Jugend sagt man unausgesetzt eine Verdorbenheit durch 12 Jahre Hitler-Jugend nach. Man weist ihnen noch keine Wege. Zwar beginnt nun bereits die Buhlerei der politischen Parteien um sie. Doch wer gibt ihnen was für das, was man ihnen nimmt. Abgesehen davon, dass der faschistische Feldzug hier die grösste Ernte gehalten hat und sich die meisten Jungen bei ihrer Heimkehr in die Heimat allein auf weiter Flur sehen, inmitten von Trümmern, hungernden Eltern und Geschwistern, Arbeitsmöglichkeit unter Null, hinein in das Gebrodel des Parteienkessels, der Politik machen will und das Schicksal der Nation in die Hand nehmen soll. Sie haben keinen KARL und keine ROSA wie wir. [. .]

Man kann die Jugend nicht für das verantwortlich machen, was unsere Generation ihnen eingebrockt hat und nun hinterlässt. Ich halte uns auch für viel zu belastet, als dass wir verlangen können, dass sie Vertrauen zu uns hat. Man sollte ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen und ihr ruhig die Verantwortung für das Kommende anvertrauen, denn sie ist ernst und willig genug. [. .]

Dabei wäre ich nun bei der Verschmelzungskampagne angelangt: Jeder denkende Arbeiter sehnt eine Einigung, sogar eine Vereinigung der gesamten Arbeiterschaft herbei. Die Reaktion ist schon wieder mehr als frech. Was aber stösst den Proleten vor den Kopf? Die Eile, die man hat. Sie wissen, dass das, was man ihnen serviert, aus der russischen Küche kommt und kein eigener freier Wille ist. Viele erinnern sich noch der Auswirkung dieser Kost in früheren Zeiten. Man weiss, dass die KPD bei einer Wahl vor der Verschmelzung schlecht abschneiden wird, und doch will man diese Vereinigung erst. Die SPD kennt die von ihr gemachten Fehler ganz genau. Ob sie sie richtig erkennt, kann man schlecht sagen. Ich meine, dann hätten sie von vornherein ihre Posten von allzu belasteten Leuten gesäubert. Traditionelle Anhänger bringen die hohe Mitgliederzahl, und was noch hinzukommt, ist die Angst vor einer neuen Diktatur.

Was uns also nottäte, ist die Gründung einer neuen sozialistischen Arbeiterpartei aus allen Schichten der Bevölkerung. Sogar mit den Arbeitern (wenn sie ein Leumundszeugnis über einwandfreies menschliches Verhalten beibringen können) aus der früheren NSDAP. Damit endlich das gegenseitige

Mitdreckbeschmeissen aufhört, damit am Aufbau der Wirtschaft für alle und der politischen Schulung aller und somit am Wohle für das ganze Volk gearbeitet, aber wirklich gearbeitet werden kann. Wie sieht es bei uns ansonsten aus? Sehr erschwert ist alles durch die Besatzungsmächte insofern, als zwischen ihnen noch keine endgültige Einigung über das deutsche Problem zustande gekommen ist. Wenn man hier erst Richtlinien geschaffen hat, an die sich jeder andere Kontrahent unbedingt zu halten hat, dann wird man gegenüber den Deutschen keine Polizeigewalt mehr ausüben brauchen, sondern sie sich ratgebend frei entwickeln lassen können. Erschüttert bin ich immer über die Einstellung des internationalen Arbeitertums zu uns. Ich behaupte, dass das Problem mit Einsicht leicht zu lösen wäre. Man lese die Stalinrede. Meine Behauptung seit über zwei Jahren ist, dass man die Entwicklung der Geschichte nicht aufhalten kann. Das Schicksal hat sich an uns erfüllt. Kein Mensch hat auch nur einen Gedanken der Entschuldigung für die begangenen Verbrechen. Jeder anständige Mensch ist tiefstbeschämt. Damit hat Deutschland nämlich das Gesicht verloren. Einen verlorenen Krieg, sogar einen Angriffskrieg, konnte man eventuell abtragen, so wahnsinnig es überhaupt ist, dass es dazu noch kommen konnte. Den zweiten im 20. Jahrhundert. Sind wir Deutsche wirklich ganz allein schuld? Die Frage stelle ich mir doch recht oft. Wenn man vom Westen nach München kam, dann hat man das nicht gesehen? Wenn man vom Osten als Gast ins «Bellevue» kam, dann hat man das auch nicht gesehen? Ich bin überzeugt, man hätte sämtliche deutschen Emigranten im Ausland geopfert, wenn es zu einem Bunde gekommen wäre. Es waren nicht alles Faschisten, die den Hitler lobten und von ihm begeistert waren. Man braucht nur ältere Zeitungen nachzulesen. Noch aus den Jahren 39 und 40, wo man schon mitten im Kriege war. Der Kriegsverbrecher Ribbentrop in Moskau mit Abbildung. Wo man sich den Raub am scheinbaren Polen schon einmal teilte. [. .]

Es stehen eben noch viele Probleme offen, die gelöst werden müssen, und davon hängt meiner Ansicht nach der Weltfrieden ab. Das wäre eine dankbare Aufgabe der II. Internationale. Wir wissen sehr wohl, dass es in all unseren umliegenden Ländern böse aussieht. Eben deswegen muss man erst mal wieder zueinanderfinden.

Warum sind unsere Leute, unsere guten Leute dort draussen, mutlos? Sind sie schwächer als ich? Gerade auf sie kommt es an. Wir können hier nicht viel. Seelisch bedrückt? O ja, ich weiss, wie es mir erging, als ich drüben schon lernte und mich absolut verantwortlich fühlte für das, was man geholfen hatte aufzubauen (was wäre die Sowjetunion ohne die III. Internationale geworden?). Ich war derart bedrückt und am Verzweifeln, schliesslich ist unsere Seele aus demselben Holz. Beide Diktaturen am eigenen Körper erfahren, und ich warne Neugierige. Entweder man hängt sich auf, oder man beisst sich zu dem besseren Teil durch. Ich habe mir geschworen, nicht mehr zu lügen aus Disziplin. Und wenn es um den Bestand der ganzen KPD geht. Noch können wir nicht reden. Das können unsere Leute draussen aber. Haben sie Angst vor der Wahrheit? So leicht zerbricht man nicht, wenn man den nötigen politischen Unterboden hat. Unser Leben ist nun mal Kampf.

[. . .]

Der Teil der Emigration, der mit auf uns spuckt, trifft sich selbst. Für uns gab es nie ein «Judenproblem». Aber ich bin überzeugt, dass mancher jüdische Bankier das ganze Geld seiner Leute geopfert hätte, wenn er damit sein und das Leben seiner Familie von Hitler geschenkt bekommen hätte. Wir müssen unbedingt heraus aus der Lethargie. Mit einer Seele allein ist nichts gemacht. Kopf und Herz gehören dazu, und wenn es dann noch möglich ist, mit beiden Händen zugepackt. Mein Sohn macht ihnen das vor. Schwer, schwer sieht es in unserer Ernährungslage aus. Und schliesslich hängt doch alles davon ab. Wollen wir wünschen, dass nicht noch allzu viele Nachkriegsopfer gefordert werden. Den schlimmsten Winter haben wir beinahe hinter uns. Wenn es draussen etwas heller und lichter wird, dann sieht so manches anders aus. Gebe der Frühling allen Menschen wieder Mut und Kraft, Liebe und Wärme. [. . .]

George Fischer

Brief an die Eltern und den Bruder

Berlin, 9. März 1946

Liebe M & P!

Lieber Vit (Extrabrief an Farm)!

Das ist der «Morgen danach», nach einem Herrenabend von Lothar, Kon und mir, den wir schon so lange geplant haben, aber nicht realisieren konnten, weil Kon erst jetzt zu Besuch gekommen ist aus Halle.

Wir haben bei mir gefeiert. Um 17 Uhr habe ich Kon in der Wolf-Wohnung mit dem Jeep abgeholt. Dann sind wir zu Lothar gefahren, der gerade nach Hause gekommen war. Er hat sich noch schnell umgezogen. Bei mir hat er sich dann rasiert und ein heisses Bad genommen, was jetzt ziemlich selten in seinem Leben passiert – genausooft, wie er und Margot bei den Wolfsbaden können.

Dann sprachen wir über Kons Zukunft. Sein grösster Wunsch ist es, noch mal auf die Schule zu gehen. Er möchte die solide Ausbildung erhalten, die er sich so sehr schon immer gewünscht hat und die er in den Kriegsjahren vollständig vermisst hat. Er ist skeptisch, dass man ihn in den nächsten Jahren entlassen wird, weil seine Deutschkenntnisse gebraucht werden, obwohl auch vieles für seine Entlassung spricht. Er möchte in Zukunft hier leben, doch er hat Angst davor, hierherzukommen und dann wie Mischa leben zu müssen, das heisst im Apparat zu arbeiten, und das will er auf keinen Fall. Er möchte Filmkunst studieren, und er glaubt, dass sich die beste Möglichkeit dazu an der Schule bieten würde, die unser alter Freund Sergej in der alten Stadt leitet. (Ich habe Kon aufgetragen, ihm beste Grüsse von der Familie zu übermitteln, falls er ihn jemals treffen sollte. Kon will in seinem Urlaub im Oktober zu ihm gehen.)

Nach vielen Stunden langsamer und angenehmer Unterhaltung und langsamen Trinkens kamen wir auf die Politik. Eigentlich war es eine handfeste Lektion von Lothar für Kon, der ich oft beipflichten musste. Kon sass da, den Kopf nach unten, und ich hatte den Eindruck, dass er doch irgendwie wusste, dass da die Wahrheit gesagt wurde. Aber, so sagte er, was kann und

soll ich machen? Lothar sprach dann über Diktaturen. Er sagte Kon, dass er zugeben müsse, dass er sich die ganze Zeit einen Sieg Deutschlands über Stalin gewünscht habe, denn er sei zutiefst davon überzeugt gewesen, dass es leichter sein würde, Hitler loszuwerden als Stalin. Er sprach dann davon, was aus den kommunistischen Idealen und dem Leninismus unter Stalin geworden sei. Er sprach darüber, wie die kommunistische Weltbewegung zu nichts anderem als zu einem Spionagenetz für Russland geworden ist.

Dann sprachen wir über die persönliche Freiheit. Und Lothar sagte, dass er angesichts des vollständigen Zusammenbruchs der kommunistischen Sache davon überzeugt sei, dass der einzige Ausweg eine Demokratie mit persönlicher Freiheit sei. Wir haben Kon berichtet, was mit den Deutschen in Berlin geschieht, die sich der Parteilinie aktiv widersetzen. Lothar berichtete über die vieldiskutierten Wahlen zum Gewerkschaftskongress in Berlin, wie vorgegeben diese Wahlen gewesen sind. Wedding war der einzige Bezirk, der vollständig SPD gewählt hat. Das konnte Kon einfach nicht verstehen. Lothar erklärte das zuallererst damit, dass Wedding der Bezirk war, in dem die Russen am längsten nach ihrem Einmarsch in die Stadt gekämpft und gehaust haben – mit allem, was dazu gehört; und zweitens damit, dass die gegenwärtige Linie der Russen zwar von Zeit zu Zeit die Intellektuellen ansprechen mag, den Abwägungen eines bedachten Arbeiters jedoch nicht standhalte.

Wir setzten unsere einseitige Attacke fort, und als ich mit Lothar einen Moment alleine war, versicherte er mir, dass Kon eine solche Lektion verkraften könne und auch erhalten sollte. [. . .]

Wolfs Geschichtsstück BEAUMARCHAIS, das er im französischen Konzentrationslager geschrieben hat, hat heute Nachmittag Premiere. Wir gehen alle hin. Ich bringe Erna zum Theater, und Kon bringt sie nach Hause zurück. Morgen sehen wir – Löther, Kon und ich – uns PROFESSOR MAMLOCK an. Ich habe Dir schon geschrieben, dass das Stück seit einigen Wochen erfolgreich läuft. Heute Abend haben wir eine Party bei uns im Haus, zu der Kon und Lothar kommen wollen, falls Kon es vor seiner Familie rechtfertigen kann, dass er die ersten beiden Abende seines dreitägigen Urlaubs nicht zu Hause verbringt. Er ist mittlerweile ein sehr erwachsener Junge mit ei-

nem herzhaften Lachen und einer ernsten Denkerstirn. Wir haben uns wieder gemessen, und er ist wirklich grösser als ich, was – das habe ich ihm gesagt – noch mal zu einem ernsten Bruch in unserer Freundschaft führen wird. Bevor wir heute Morgen aus dem Haus gingen (sie haben zusammen in dem Bett unseres Hausmädchens geschlafen, und Kon hat Lothar aus dem Bett geschubst, was Lothar als typisch russischen Expansionismus deutete), hat einer unserer Zimmerkollegen drei Fotos von uns geschossen. Hoffentlich werden sie was. [. . .]

George Fischer

Brief an die Eltern und den Bruder

Berlin, 11. März 1946

Liebe M & P!

Lieber Vit (Extrabrief an Farm)!

Sonnabend Vormittag habe ich Euch einen etwa vier Seiten langen Brief über den Herrenabend mit Kon, Lothar und mir in der Nacht zuvor geschrieben. Heute ist Montag, und ich werde versuchen, über die Ereignisse vom Wochenende zu schreiben, die nach den beiden so harten Wochen so anstrengend waren wie seit Monaten oder gar Jahren nicht. Am Sonnabend Nachmittag holte ich um drei Erna und Margot ab und brachte sie zum Deutschen Staatstheater von Max Reinhardt, das im russischen Sektor von Berlin liegt und jetzt von Wangenheim geleitet wird. Das grosse Ereignis war die Premiere von Wolfs BEAUMARCHAIS, das er geschrieben hatte, als er in dem französischen Konzentrationslager war. Das Theater ist innen ganz mit rotem Plüsch ausgeschlagen, es war aus diesem Anlass gut geheizt und machte so den festlichsten und aristokratischsten Eindruck eines Theaters, das ich in Berlin besucht hatte. In dem Stück geht es um die Auseinandersetzung von Beaumarchais, einem französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, der DIE HOCHZEIT DES FIGARO geschrieben hatte (was damals ein revolutionäres Stück war), der sich jedoch nach Jahren der Opposition zur Monarchie nicht dem einfachen französischen Volk angeschlossen hatte, als es rebellierte und die Bastille stürmte. Das Stück dauerte vier (!) Stunden und war

kein Erfolg. Du kannst Dir vorstellen, dass wir darüber viel gesprochen haben – aus einer ganzen Vielzahl von Gründen . . .

Als wollten wir den Eindruck dieses Stücks abschwächen, gingen Lothar, Kon und ich am Sonntag Vormittag zu PROFESSOR MAMLOCK. Das Stück war ausgezeichnet gespielt, ergreifend und wurde enthusiastisch aufgenommen von einem intelligenten, aber nicht intellektuell aussehenden Publikum. Das ist diese Art Stück, das einem viele Anregungen und Denkanstöße gibt. Und was sonst konnte man von einem Stück dieser Art erwarten. Das grosse Lob in den meisten Zeitungen für MAMLOCK ist sicher gerechtfertigt, und ich war froh, dass meine Befürchtungen über die Aktualität des Stückes nicht gerechtfertigt waren. Lothar und Kon hatten auch viel Freude, und Wolf, der auch da war, hatte Tränen in den Augen wie die meisten der anderen Zuschauer auch. Ich werde Dir die Ankündigungen für MAMLOCK schicken, sobald mir Wolf einige Poster gibt. Die meiste Zeit der Party in unserem Haus sprachen Lothar, Kon und ich über die BEAUMARCHAIS- und MAMLOCK-Aufführungen.

Etwa 20 junge Amerikaner, hauptsächlich Gewerkschafter, und Deutsche mit SP- und Gewerkschaftshintergrund waren auch da. Die Party kam schwer in Gang, wurde dann aber recht lustig. Kon war ganz locker und erfreute uns mit einigen Soloeinlagen von Liedern aus der Unterwelt von Odessa. Er trug diese Lieder ganz absichtlich mit einem melodielosen Bass vor und untermalte das Ganze mit konzentrierten Gesten und Gebärden. Beide, er und Lothar, passten ganz prima zusammen und jeder amüsierte sich prächtig. Kon und Lothar verliessen uns um drei Uhr morgens, um zu Lothar zu gehen, der nur 10-15 Blocks weiter wohnt. Für diesen Weg brauchten sie drei (!) Stunden. Wenn man späteren Berichten glauben will, schwankten sie die Strasse entlang und sangen fröhlich das bedeutungsschwere Lied «Immer an der Wand lang». Sie mussten ein paarmal um das Haus herumgehen, bevor sie es «gefunden» hatten. [...]

Nach MAMLOCK legte ich mich eine Stunde schlafen, was ich dringend brauchte, und ging danach zu den Wolfs. Alle Wolfs waren anwesend, und Lotka und ich machten uns bereit für eine weitere Party. Mischa und ich

fanden eine ruhige Ecke, in der wir ruhig reden konnten, wobei uns seine nette Frau Emmi zuhörte. Wir hatten ein langes, aber keinesfalls bitteres Gespräch über die innenpolitische Situation in Deutschland und die Auseinandersetzung zwischen der Sowjetunion und dem Westen mit ihren verschiedenen neuen Entwicklungsaspekten. Mischa vertrat die Ansicht, dass Deutschland eine beschränkte Demokratie brauche und dass die grösste Gefahr jetzt in einer Rückkehr der Reaktion bestehe. Das könne nur durch den Zusammenschluss der SPD und KPD und durch eine entschlossene Opposition gegenüber allen rechten Kräften, die ihren Kopf heben, verhindert werden. Er sagte weiter, die alte Weimarer Linie der SPD-Führung wäre nicht in der Lage, die Probleme des Landes zu lösen. Nur ein entschlossener marxistischer Sozialismus könne das schaffen. Er sagte, dass das britische Labour-Regime keinerlei Ähnlichkeit mit diesem militanten Sozialismus habe. Seine Argumente über die beschränkte Demokratie und über die Riesengefahr, die von der deutschen Reaktion ausgeht (. . . die ich leider nur halb so klar erkennen kann wie die KPD) – diese Argumente sind die Trumpfkarten, die einen Zusammenschluss und das russische Konzept von Demokratie rechtfertigen sollen.

Später gerieten Lothar und Mischa in eine hitzige Diskussion darüber, ob die deutschen Verteidiger beim Nürnberger Prozess von der deutschen Presse kritisiert werden sollten. Lothar war nicht dieser Auffassung.

Es war sehr, sehr schön, wie in alten Zeiten, und jeder sendet Euch herzliche Grüsse.

Else Wolf

Brief an Zilja Woskressenskaja

20. August 1946

Zilenka, am 15. kam Lothar zu mir und übergab mir einen Brief für Dich. Am 17. hat er angerufen. Er konnte kaum sprechen! Erna ist gestorben. Zilenka, du brauchst nicht zu schreiben, welches Leid ihr Tod für uns bedeutet. Das Herz hat all die Erlebnisse nicht ausgehalten. Sie starb vollkommen unerwartet. Sie war nicht zu Hause, sondern besuchte einen kranken Be-

kannten. Ich war bei Lothar. Er ist in einem schrecklichen Zustand, aber er hält sich tapfer, wie es nur Menschen wie er und Erna tun können. Erna sah wie eine Schlafende aus, die jeden Augenblick den Mund öffnen und sprechen kann. Man kann sich nicht vorstellen, dass es sie nicht mehr gibt. Heute fahre ich noch mal hin und nehme Blumen mit, die sie so liebte. Lothar lehnt jede Hilfe ab. Er möchte für sie alles selbst tun. Ich verstehe ihn. Er weinte sehr und sagte, dass sie nicht so vorzeitig sterben durfte. Wie viele Pläne hatten sie noch. Wir wussten alle, dass sie sehr krank war, doch wir dachten niemals, dass sie so bald sterben wird. Lothar erfuhr von ihrem Tod am 16. um 10.30 Uhr, das heisst auf Tag und Stunde genau sechs Jahre später, als er vom Tod seines Vaters Nachricht erhielt. Lothar und Margoschka sind natürlich beide sehr selbständig, sie werden so weiterleben, wie sie mit Erna zusammengelebt haben. Ich werde bei ihnen sein, kann jedoch Erna nicht ersetzen. Es gibt jetzt allzuviel Leid.

Ich grüsse Dich, Zilenka, Deine Else O.

31. August

Zilenka, nochmals herzliche Grüsse. Lothar hält sich sehr tapfer. Als wir im Krematorium waren, sprach er selbst über seine Mutter. Ich sehe ihn jetzt wenig. Keine Zeit. Soja fährt in drei Tagen. Dann werde ich öfter bei ihnen sein. Soja wird Dir über alles berichten.

Sei nochmals gegrüsst

Deine E. O.

Ich glaube, dass Koni bald nach Moskau kommt.

Markuscha Fischer

Brief an Else Wolf

31. Juli 1947

Liebe, liebe Else:

soll ich versuchen zu erklären, warum ich nicht geschrieben habe? Ich weiss es selber nicht. Es ist möglich, dass jetzt, wo ich mit dem Buche fertig bin, mein Kopf wieder frei geworden ist. Ich habe unter einem starken Druck

gelebt, während ich das Buch schrieb. Es ist auch möglich, dass ich mich überhaupt sehr tief innen verkrochen habe. Ich habe «Bekannte», keine «Freunde», und ich habe etwas vergessen, wie man sich richtig ausspricht. Jedenfalls, Else, was auch die Ursache ist, es ist nicht, dass Sie mir nicht mehr so nah und lieb sind, wie Sie es immer waren. Wenn ich an «Freunde» denke, denke ich immer an Sie.

Ich möchte ein wenig über mein Buch sprechen. Das war und ist ein grosses Erlebnis. Auch ein grosses Manuskript. Es waren beinahe 1.000 Schreibmaschinenseiten. Ich habe jetzt viel gestrichen, und es sind wohl zirka 750. Es ist die Geschichte einer Moskauer Kaufmannsfamilie von 1892 bis 1942 (es endet in einem okkupierten russischen Dorf), drei Generationen, mit Leuten von verschiedenen Gesinnungen und Temperamenten. Mein Verleger (Harper, einer der ältesten und besten amerikanischen Verleger) lobt das Buch ganz ausserordentlich und verspricht sich (und mir) einen ganz grossen Erfolg. Ich kann mich noch nicht ganz an den Gedanken gewöhnen, dass ich einen Roman geschrieben habe. Das Buch wird im Januar-Februar erscheinen.

Und jetzt sitze ich auf dem Lande mit meinen Blumen, Bäumen (Vitja hat im vorigen Jahr sehr viele junge Obst- und auch andere Bäume gepflanzt), Vögeln, Mücken und so weiter und geniesse die Natur voll und ganz. Darin werde ich wohl viel Verständnis bei Ihnen finden. Sie haben in einem Briefe gefragt, ob ich mich an Peredelkino erinnere? Ob und wie!!! Ich erinnere mich sogar oft an kleine Bemerkungen, die Sie gemacht haben, wenn Sie Gemüse und Blumen gepflanzt haben. Ich denke oft an die grosse Sonnenblume (ich pflanze hier jedes Jahr welche), an die Radieschen und so weiter. Wir haben keine Birken in dieser Gegend, Vitja hat aber eine gepflanzt, und das erinnert mich auch an Peredelkino. Es ist wohl wenig Hoffnung, dass ich jemals irgendwo in Peredelkinos Nähe sein werde, ich habe aber sehr viel Hoffnung, dass ich Sie mal hier bei mir sehen werde, und mehr als Hoffnung – Gewissheit, dass ich Sie in Berlin im Frühjahr 1948 sehen werde.

Mich freut immer sehr zu lesen, dass Ihre kleine Familie wieder mal auf einem Fleck zusammen ist und dass noch so prächtiger Zuwachs herangekommen ist. Ich sehe ja meine Familie nicht zu oft, aber beklagen tue ich

mich bestimmt nicht. Alle sind am Leben, gesund, haben Hoffnung für die Zukunft. Ist das nicht etwas, um was Millionen Leute einen heute beneiden könnten? Ich werde bestimmt etwas tun – Schreiben oder Material sammeln –, wenn ich nach Deutschland komme, sonst könnte ich ja gar nicht fahren, aber der wirkliche Grund, warum ich fahren werde – ist, die Wolfs und Wlochs zu sehen. Darin bin ich mir nicht im Zweifel.

Vielleicht, da ich jetzt das Eis gebrochen habe und zu schreiben anfang, werde ich es öfter tun und allmählich mich daran gewöhnen, Sie au courant unseres Alltages zu halten. Für heute soll das genug sein. Sagen Sie jedem einzelnen der Wölfe, dass ich die alte Markuscha bin, die an ihnen allen sehr hängt, und dass ich mit grosser Aufregung daran denke, sie im nächsten Jahre zu sehen.

Und bitte, Else, folgen Sie nicht meinem Beispiele und schreiben Sie wieder.

Markuscha

CARE-Pakete sind unterwegs – food, cotton, woolens. Else, ich habe nie herausgefunden, wer die Pakete, die ich an Sie im vorigen Jahre geschickt habe, bekommen hat. Nach Juras Anreise kam alles durcheinander, und die Pakete, die ich an Sie und Wlochs geschickt habe, kamen in «the general distribution», an die ich auch sehr viele Pakete geschickt habe. Ich hoffe nur, dass jemand, der sie gebrauchen konnte, die Sachen bekommen hat. Wenn ich im Herbst wieder in der Stadt bin, kann ich auch etwas ausser CARE-Paketen schicken. Was?

Friedrich Wolf

Brief an Annemarie Langen-Koffler

Berlin, 3. September 1948

Liebe Annemarie,

schönsten Dank für Brief und das so prompt besorgte Material, das – was die Schule betrifft – schon erschöpfend ist. Nun fehlt das Wichtigste: das Dorf selbst, die junge Bürgermeisterin, der Gemeinderat, das Milieu, das man einmal riechen muss, mit allem drum und dran. Mein Vorschlag ist der:

Da ich am 16. daselbst noch zwei Vorträge habe, dann ab I.X. meinen neuen Film beginnen soll, so wäre es am besten, die Expedition auf Dorf und Insel zwischen 18./20. IX. bis 27. IX. zu legen. Wie passt es Ihnen? Geben Sie mir bitte umgehend Nachricht, eventuell drahtlich, dass ich disponieren kann. Ich habe so schon alles andere für September abgesagt. Zudem sollte man die schönen Tage des Spätherbstes nutzen. Meinen Wagen lasse ich hier. Ich fahre dann über Stralsund oder direkt Greifswald? Oder kommen Sie her?

Von Breslau/Warschau erzähle ich Ihnen. Es war einer der grössten und wichtigsten internationalen Kongresse, die ich erlebte. Dutzende liebe alte Bekannte traf ich aus allen Ländern. Wir fuhren mit Auto über Breslau bis Warschau, 800 km, konnten also Land und Volk uns genau ansehen . . . überall ein für uns unvorstellbarer Aufstieg, eine Schaffensfreude, ein grandioser Neuaufbau. In Warschau, das ich 1945 noch als Trümmerhaufen sah, entsteht eine völlig neue hochmoderne Stadt, die Randvororte sind bereits nach kühnsten Städtebauprinzipien erstellt, über 600.000 Einwohner dort; Professor Scharoun, der bekannte Berliner Architekt, der bei unserer Delegation war, staunte ehrlich. Keine Lebensmittelkarten, es gibt alles dort und zu durchaus normalen Preisen für die Arbeiterschaft. Inmitten dieses neuen blühenden Lebens liess man als Mahnmal das Warschauer Ghetto, eine rote Ziegelstaubwüste, riesig, furchtbar, 200.000 Menschen wurden allein dort ermordet; dabei hat dieses Ghetto vier Monate 1944 heroisch gekämpft gegen Nazibomber, Flammenwerfer, Geschütze und MGs. . . eine Epopöe. Erhielten Sie meine zwei Karten aus Breslau? Else sagt, sie habe Ihnen geschrieben.

Dies in grosser Eile, damit Sie Dank und Nachricht von mir haben. Ein Berg Arbeit liegt heute vor mir. Also schreiben Sie gleich, ob wir aufs Dorf gehen?*

Ihr Wolf

* Auch ob ich in Greifswald einen Vortrag halten soll (Lichtbilder). Thema: Zeitprobleme des Theaters oder populärer: Das Theater gestern und heute (mit Lichtbildern). Kleinprojektionsapparat. Diapositive 4!6 x 4.

Konrad Wolf

Brief an Margot Wloch

Moskau, 19. Oktober 1950

Mein liebes Mädel,

es hat ja wunderbar geklappt – vorgestern erhielt ich Nr. 4, heute Nr. 5, also kamen Deine Glückwünsche und Foto rechtzeitig an, und ich bin riesig froh und Dir dankbar dafür! Natürlich bist Du morgen bei mir und ich mit Dir zusammen, das ist ja selbstverständlich, solch ein Tag kommt nicht allzuoft im Leben vor, und er soll nur uns beiden allein gehören. [. . .]

Morgen werde ich, wie geplant, abends mit Zilja etwas feiern. Du bist natürlich auch dabei – da muss ich gar doppelt trinken . . .?! Am Sonntag bin ich dann eventuell bei Mischa. Er hat jetzt endlich seine Möbel erhalten, die neue Wohnung, und vielleicht schafft er es morgen und übermorgen, den Umzug abzuschliessen, dann haben wir gleich einen doppelten Anlass zu feiern. Na, wir werden mal sehen . . . Das Foto hat mich auch sehr gefreut, trotz schlechten Papiers. Auf die Handschuhe bin ich ja sehr gespannt – es ist sehr lieb von Dir! Du hast ja einen richtigen Riecher, denn ich habe wirklich keine Handschuhe für den Winter, und tragen werde ich sie ganz bestimmt, wenn ich auch andere hätte. Dass es Dir gesundheitlich gutgeht, freut mich sehr – mach es auch weiter so, ja. [. . .]

Was Lothar betrifft, so dachte ich schon, ob ich darüber schreiben soll, aber Du hast ja jetzt selbst dieses Thema aufgegriffen. Du kennst ja meine Beziehungen zu Lothar. Ich hoffte immer noch, dass er gerade in den letzten Jahren etwas klarer sehen lernt, versuchte mein Bestes, ihm dabei zu helfen, aber es kam wohl umgekehrt. Und wenn ein Mensch in den *heutigen Tagen* nicht klipp und klar Farbe bekennen kann oder gar die falsche Farbe wählt, so scheint mir das fast unverzeihlich. Denn das ganze Gerede von wegen «Toleranz» und so weiter ist ja nur ein Deckmantel der eigenen Blindheit oder sogar eines böswilligen «Nicht-sehen-Wollens».

Lothar redet immer von einer Objektivität, ist jedoch in seiner Einstellung äusserst subjektiv, das Persönliche stellt bei ihm das Allgemeine ganz in den Schatten. Als ich ihn in diesem Sommer kurz in Lehnitz traf, sprachen wir

nur über ganz allgemeine Sachen – die Zeit war zu knapp, um zu «politisieren», und ehrlich gesagt war ich nicht überzeugt davon, ob es überhaupt Zweck hat (das letztere ist wahrscheinlich falsch, ich sehe es selbst ein). Dies im Allgemeinen. Nun, was aber uns beide und Dich persönlich betrifft, so finde ich es gerade richtig, dass gerade er erfährt, wie es mit uns steht, denn ich denke, dass auch er nicht so sehr an uns beide glaubte. Du selbst würdest ihm auch bestimmt unrecht tun, ihn jetzt voll und ganz beiseite zu schieben, denn erstens verbindet Euch ein lang zusammen verlebtes Leben, in dem er Dir gewiss versuchte mit besten Kräften beizustehen (wenn es nicht immer eine richtige Auswirkung hatte, so ist dies eine andere Frage, aber er meinte es ehrlich), und zweitens brauchtest Du ihm ja keinesfalls in Deiner Weltanschauung und politischen Einstellung irgendwelche Konzessionen zu machen.

[...]

Else Wolf

Brief an Eva Siao

Warschau, 20. November 1950

Liebe Eva,

endlich haben wir wieder Verbindung bekommen! Als Emi im vorigen Jahr in Prag war, kam Wolf dorthin, als er gerade abgefahren war. Jetzt hat es geklappt. Ich hatte die leise Hoffnung, dass Du auch mitgekommen wärest, aber das ging ja nun nicht, da Du Dich wieder um Euer Söhnchen bekümmern musst. Emi sagte, sonst wärest Du mitgekommen.

Wir kamen erst am dritten Tag zum Kongress, da wir in Berlin waren, wo W. eigentlich noch länger bleiben sollte. Er hat sich dabei aber energisch losgemacht, da der Kongress ja schliesslich wichtiger ist. Ich entdeckte gleich Emi, der an diesem Tag das Präsidium hatte und darum leicht zu sehen war. W. machte dann gleich aus, dass er zu uns kommt. Und gestern war er hier. Für ihn ist es nicht leicht, sich etwas freizumachen, da er unun-

terbrochen vom Kongress in Anspruch genommen ist. Aber zwei Stunden konnten wir doch über alles sprechen. Er wird Dir ja erzählen können.

Leider habe ich nie eine Nachricht von Dir bekommen, sonst hätte ich Dir längst einmal geschrieben. Ich versuchte einmal, durch Freund Burgin Dir etwas mitzugeben, das war die einzige Möglichkeit. Man muss es einmal mit der gewöhnlichen Post versuchen. Vielleicht klappt es auch. Wir denken ja, nicht mehr allzu lange hier zu sein. W. hofft, bald wieder seine eigentliche Arbeit machen zu können, zu schreiben. Oben hast Du unsere eigentliche Adresse.

Von Dir hat Emi ja einiges erzählt. Jetzt willst Du von uns etwas wissen. So ausführlich, wie ich möchte, kann ich Dir nicht schreiben, da es an den Kongress tagen viel zu tun gibt. Heute kommt unsere ganze Delegation zu uns, über 100 Menschen. Da gibt es noch eine Menge Vorbereitungen. Und Emi ist nicht mehr lange da. Aber in gedrängter Form will ich Dir erzählen, wie es uns allen geht. Ich hoffe, dass wir weiterhin wieder in Kontakt bleiben. Dreiviertel Jahr sind wir schon hier in Warshaw. W. hat hier restlos zu tun mit seiner neuen Arbeit, da wir sehr wenig Menschen haben und er sich um alles kümmern muss. Zum Schreiben bleibt ihm gar keine Zeit. Ein wenig entschädigt ihn das hiesige Theaterleben. Momentan spielen zwei Warschauer Theater Stücke von ihm. BEAUMARCHAIS wurde schon über 50mal gespielt, und im Polnischen Staatstheater läuft TAI YANG ERWACHT. W. wäre gerne mit Emi dorthin gegangen, aber es ist keine Zeit. Wahrscheinlich wäre die Vorstellung für Emi komisch gewesen, denn wenn Europäer Chinesen spielen, ist es für einen echten Chinesen immer etwas komisch. Aber für den Zuschauer ist ja der Inhalt das Wesentliche, und man muss schon sagen, dass das Stück gerade heute hoch aktuell ist, obwohl es vor zwanzig Jahren geschrieben wurde. Viele der Stücke von W. bekommen nach vielen Jahren wieder eine besondere Aktualität, manchmal muss man sagen: leider, denn niemand hätte sich gewünscht, dass der Faschismus noch einmal in einer so krassen Form auferstehen würde. Eigentlich pendeln wir dauernd zwischen B. und hier, da W. oft dort zu tun hat. Es ist ja von hier keine Entfernung. Unser Hildchen, ein sehr zuverlässiges Mädchen, betreut unsere Wohnung, so dass wir immer gleich wie zu Hause sind, wenn wir dort-

hin kommen. Aber wir sind schon des Pendelns müde, vor allem möchte W. wieder schreiben, er hat noch so viele Pläne. Ausserdem ist er ja nicht mehr so jung, dass er so mit seiner Zeit umspringen kann. Dann hat er immer starke Ischiasschmerzen, die ihm das ewige Hin und Her auch erschweren. Er denkt, im Februar wieder eine Kur zu machen und eventuell anschliessend wieder ins Privatleben zu steigen.

Meine Jungs sind in Moskau, das weisst Du wohl. Mischa hat jetzt seine Familie drüben, was mir sehr schmerzlich ist, denn in B. konnte ich unsere Enkelkinder immer noch sehen. Jetzt ist das nicht möglich. Mischenka ist jetzt über vier Jahre und geht in den Kindergarten. Die kleine Tanja war im Juni ein Jahr. Sie ist im Gegensatz zu Mischenka dunkel. Sie ist ein sehr energisches und lebhaftes Persönchen. Emmi geht jetzt zur Uni und studiert russische Sprache und Literatur, «Saotschno». Es ist aber fast nicht zu bewältigen, da sie eine grosse Wohnung haben, ein sehr unzulängliches Mädchen, das nur acht Stunden kommt, die Kinder und so weiter und noch gesellschaftliche Verpflichtungen. Ob sie das auf die Dauer durchhält, bezweifle ich. Leider wird sie sich auch zuwenig um die Kinder kümmern können, was ich am meisten bedaure, denn die Kinder leiden doch immer sehr darunter. Du wirst das Problem ja auch kennen.

Mit Koni telefoniere ich jede Woche. Er studiert im zweiten Kurs am Institut für Kinematographie mit grosser Begeisterung. Er träumt gemeinsam mit seinem Vater davon, nach Beendigung des Studiums einen gemeinsamen Film zu machen. Im Sommer war die ganze Wolf-Familie an der Ostsee zusammen. Das war ganz unerwartet und darum desto schöner. Mischa wollte ursprünglich ans Schwarze Meer, wovon aber die Ärztin abriet. So kamen sie kurz entschlossen zu uns an die Ostsee. Koni verbrachte seine Ferien bei uns. Koni denkt ja, nach Beendigung seines Studiums bei uns zu arbeiten. Wir brauchen ja dringend neue Kräfte, vor allem mit einer so guten Ausbildung. Das hat aber noch ein bisschen Zeit. Er hat seine Margot in Berlin, die Tochter von Erna, die er wohl heiraten wird. Sie studiert an der Humboldt-Universität Biologie. Von Lothar höre ich kaum etwas, da er auf der anderen Seite wohnt und wenig mit uns zu tun hat.

Lenuschka lebt jetzt ganz selbständig in Karaganda. Sie wurde im vorigen Jahr zu ihrer Mutter geschickt, die sie aber kürzlich vor die Türe setzte. Sie arbeitet als technische Zeichnerin in einem Betrieb und beendet ihre zehnte Klasse nebenbei. Sie wurde plötzlich sehr hart vom Schicksal angepackt, da sie aus dem allzu bequemen Leben bei Lawrenows herausgerissen wurde, zum Teil mit eigener Schuld, aber ich glaube, es wird ihr guttun und sie noch zu einem brauchbaren Menschen machen. Koni korrespondiert mit ihr, sie hängt sehr an ihm. Wir helfen ihr, so gut wir können.

Das wäre so die ganze Familie. Ich fühle mich jetzt wieder viel besser, nachdem ich sehr krank war. Ich hatte einen schweren Nervenzusammenbruch, nach dem ich mich schwer erholen konnte. Aber jetzt geht es wieder.

Man müsste ja eigentlich viel mehr Kräfte haben und jünger sein, um den Anforderungen zu genügen, die das neue Leben an einen stellt. Die Entwicklung bei uns in der DDR geht ja in einem unvorstellbaren Tempo. Aber unsere Jugend entwickelt sich sehr gut, so dass bald ein tüchtiger Nachwuchs da sein wird.

Wer interessiert Dich noch von alten Bekannten?

Erich Weinert ist immer noch sehr krank. Er liegt jetzt zu Hause, und Li betreut ihn rührend. Ich habe wenig Verbindung mit Menschen, wir leben in B. ziemlich abgeschlossen schon dadurch, dass wir ausserhalb wohnen. Wir haben es dort wunderbar still, für W. herrlich zum Arbeiten. Hans Rodenberg hat ein Theater der Jugend. Er ist verheiratet. Ich habe seine Frau sehr gern und habe mit ihr eigentlich einen stärkeren Kontakt als mit Hans. Dagmar Horstmann ist Lehrerin an der deutsch-sowjetischen Schule. Ich habe sie nie mehr gesehen. Solltest Du mehr wissen wollen, schreibe mir, ich gebe gern Auskunft. Ich hoffe aber immer noch, dass wir uns wiedersehen werden. Wenn W. wieder Privatmann ist, können wir Euch doch vielleicht einmal besuchen. W. träumt ja davon, nach China zu kommen.

Ich freue mich, dass Du an Weiskopfs gute Freunde hast. Jetzt bist Du nicht mehr allein.

Hier schreit schon alles nach mir. Vielleicht komme ich noch einmal dazu, vor Emis Abreise zu schreiben.

Sonst für dieses Mal leb wohl! Aber wir wollen uns wirklich wieder schreiben.

Emi gab ich einige Fotos mit. Vielen Dank für Deine Fotos. Emi zeigte noch andere. Gott, hast Du schon grosse Jungs. Und dazu noch den Lütten!

Recht herzliche Grüsse und einen Kuss

Deine Else

Auch von mir herzlichste Grüsse
und beste Wünsche.

Euer Wolf

Robert W. Hiatt

Präsident der Universität von Alaska, Brief an Konrad Wolf, Präsident der Akademie der Künste der DDR

Fairbanks, 18. Dezember 1974

Werter Herr Wolf!

Es ist mir eine Freude, Sie als ausserordentlichen Lektor zu einem Besuch der University of Alaska im kommenden Frühjahr einzuladen. Unser Special Events Committee (Ausschuss für Sonderveranstaltungen) hat dringend empfohlen, dass Sie nach Alaska kommen, um Ihre Erfahrungen auf dem Gebiet der Filmkunst mitzuteilen und dem Lehrkörper und den Studenten einige Ihrer Filme zu zeigen. Speziell sind wir an GOYA, STERNE und ICH WAR NEUNZEHN interessiert.

Wir sind sicher, dass die Sprache kein besonderes Problem darstellen wird. Erforderlichenfalls wären mehrere Angehörige des Lehrkörpers in der Lage, bei der Übersetzung Unterstützung zu geben, und zahlreiche Angehörige des Lehrkörpers und Studenten sind mit der deutschen Sprache vertraut.

Die University of Alaska ist zwar nicht in der Lage, die Reisekosten nach Alaska zu übernehmen, wird sich jedoch um Ihre Unterbringung kümmern und andere Ausgaben in Alaska bestreiten. Wir hoffen, dass Sie neben Ihrem Besuch in Fairbanks zum Universitätscampus in Anchorage kommen können und die Zeit aufbringen, sich andere Teile von Alaska anzusehen, einschliesslich der Region Arctic Slope.

Ich hoffe sehr, dass Sie unsere Einladung annehmen. Sie könnten damit einen grossen Beitrag zur Erweiterung des Kunstverständnisses leisten, und die Zeit scheint insbesondere günstig angesichts unserer gemeinsamen nationalen Ziele, die kulturelle Zusammenarbeit zu fördern.

Wir freuen uns auf baldige Nachricht von Ihnen und wären glücklich, unsere Pläne und Vorhaben Ihren Wünschen anpassen zu können.

Hochachtungsvoll

Robert W. Hiatt

Präsident

Viktor Fischer

Brief an Konrad Wolf und Lothar Wloch

Fairbanks, 11. Februar 1975

Lieber Koni und Lothar!

Es ist wunderbar!

Wie ich Koni bereits telegraphiert habe, ist April eine ausgezeichnete Zeit für einen Besuch. Mitte Mai macht die Universität für dieses Jahr Schluss, das wäre also zu spät.

So um den 7. April herum wäre eine prima Ankunftszeit in Alaska. Wir werden einige Filmaufführungen und Gespräche in Fairbanks arrangieren. Ich werde wahrscheinlich auch in Anchorage Filmvorführungen arrangieren. Ausserdem, vorausgesetzt, einer von Euch oder Ihr beide habt Interesse, können wir an die arktische Küste fliegen oder irgendeinen anderen von Euch gewünschten Ort aufsuchen.

Koni – was möchtest Du während Deines Aufenthalts in Alaska machen?

DER GETEILTE HIMMEL wäre grossartig für einen vierten Film. Wie Du willst.

Ich habe an die Botschaft der USA in Ostberlin geschrieben und Sie gebeten, bei Notwendigkeit zu helfen. Kopie des Schreibens liegt bei. Ich will annehmen, Du schaffst es, die Filme zu bekommen, vorzugsweise mit englischen

Titeln. Wenn Du irgendwelche Unterstützung von hier aus Alaska möchtest, teile es mir mit, und ich werde tun, was ich kann. Sollten Extraausgaben für die Übersendung und Versicherung der Filme entstehen, bin ich sicher, dass wir das Geld zusammenbringen können.

Wir sind alle ganz aufgeregt, weil Du kommst, und alle hoffen, dass Du Elein mitbringst.

Halte mich auf dem Laufenden, und ich bin bereit einzuspringen, sollte es Probleme mit den Filmen, Visa, Reisevorbereitungen oder anderem geben.

Unser aller Liebe.

V.

George Fischer

Brief an Lothar Wloch

New York, 17. Februar 1975

Liebe alle, alle meine Lieben!

Hoffentlich erreichte Euch sofort mein Telegramm voriger Woche, dass Kons Einladung diese Woche bei air mail abgeschickt werden soll vom Graduate Center (bloss für aspirantura) von City University of New York. Freu' mich natürlich gross and hoffe, alles, alles klappt! Da, wir Ihr wisst, man mit solchen Dingen einige Zeit früher schon planieren und arrangieren muss, haben wir hier schon ein Programm für Koni aufgestellt für die erste Woche vom April (Montag: 31. März), jeden Wochentag ein Film oder (am Donnerstag) Vorlesung, Diskussion, 7 bis 9 abends. Filme sagen wir an chronologisch: STERNE, GETEILTER HIMMEL, ICH WAR NEUNZEHN und (am Freitag) GOYA. 16-mm-Filme wären scheinbar viel besser, aber wir schaffen es auch mit 35 mm. Die Vorlesung und auch allgemeine Themen für Kon haben wir formuliert als Film and Life in Communist Germany ... In unserem kleinen Programm, das so bald wie möglich gedruckt werden soll (hoffentlich diese Woche), geben wir englische Subtitel an und Übersetzung von Kons Vorlesung auf Englisch.

Wie es in der offiziellen Einladung lauten soll, bietet City University eine Summe von \$ 1.000,- an, das alles belegen soll.

So bald wie möglich natürlich offiziell an City University antworten und mir bitte eine Kopie dann auch schicken, so dass ich Bescheid weiss.

Filmschau und Vorlesung werden hier und da annonciert und reklamiert. Wie viele Leute aber doch davon hören und wie viele mitmachen, ist schleierhaft.

Als Weltbabylon, wie Ihr Euch vorstellen könnt, geht hier so viel vor, dass oft Leute einfach vieles nicht mitkriegen oder höchstens darüber hören. Ich werde dem Florian auch eine Kopie des konkreten Programms schicken lassen – ich nehme an, dass es wünschenswert ist, dass er über solche öffentlichen Details informiert ist. Wenn nicht, bitte, ruft mich an.

Schicke unser home-made-Programm an Euch (Haagstr.), sobald es gedruckt wird.

Na, werden wa hoffen!!!

Euer Jura

PS: Wenn Du, Kon oder Ihr beide oder alle drei nach New York für 31. März ankommt, bitte ein oder zwei Tage früher kommen, wenn irgendwie möglich. Nicht bloss, um etwas auszuspannen und so weiter, aber auch weil dann gerade meine Kinder noch mit mir sein werden – am Sonntag, dem 30., fahren sie dann wieder nach Boston zurück, am Ende ihrer Ferienzeit.

PS: KW Filmannoncen und auch Plakate gut hier angekommen.

Konrad Wolf

Notizen von einer Reise durch die USA

3. bis 30. April 1975 • Erste Impressionen auf dem Fluge von Amsterdam nach New York (11.30-20.00 N. Y. Zeit):

1. Man fühlt sich wie im Bauche einer zärtlichen Boa-Schlange;
2. Relativität des Entfernungsgefühls; die Entfernung Berlin-New York heute wie die Entfernung Moskau-Kaluga damals;
3. Blick aus dem Fenster bei 10 km Höhe und 950 Std/km – ein Stück Alublech hängt in der Luft;
4. Anflug bei Dunkelheit:

«Kennedy-Hafen» New York – enttäuschend.

Kein Lichtermeer der Wolkenkratzer, eher die Schrebergartenfladen vor Schönefeld.

Flugzeuge «stehen Schlange», um zu landen wie Enten im «Gänsemarsch» oder Kindergartenzöglinge beim Überqueren einer Kreuzung. Flughafen – man geht endlos wie durch das Labyrinth einer Feste, Bunker –, wird man aus seinem Gefängnis in die Freiheit entlassen oder betritt man eine Festung? Die vielgefürchtete Grenzkontrolle ist unproblematisch, nur die Zollbeamtin möchte über den Charakter des «J-I»-Visums informiert werden, zuckt mit den Schultern, versteht es lächelnd nicht. Wahrscheinlich – wie überall bei Kontrollen – einen guten Tag erwischt.

5. Fahrt in die City Manhattan – auch normal; Autobahn, nicht zuviel Wagen; dann endlich Blick auf die Stadt. Wieder etwas enttäuschend normal.

Alaska

Bedeckt $\frac{1}{5}$ der USA – grösster Staat.

Wurde Mitte des XIX. Jahrhunderts für 7,2 Millionen Dollar von Russland gekauft – 2 Cent pro Acker!

Damals Hauptstadt SITKA.

Flug New York-Fairbanks: 7 Std. (5 Std. Zeitdifferenz, 11 Std. zu Europa).

Maschine fliegt über Nordkanada – eine weisse endlose Fläche, Wälder, Seen. Keine Zeichen von Menschenleben. Und zuvor, über New York und

Umgebung, eine wahnwitzige Menschenballung. Manhattan scheint klein, die Wolkenkratzer wie Kinderspielzeug. Imponiert immer noch nicht.

Fairbanks

Man fühlt sich gleich wie zu Hause – ein kleiner Flugplatz (Schönefeld, Varna). Die Häuser hier – eine Mischung von Datschas, finnischen Landhäusern um Helsinki und Goldgräbercity aus Western. Auf einem Hügel liegt eine modern und klug gebaute Universität, ausserhalb der Stadt.

Etwa 5 km davon entfernt – im Wald aus Birken und Eschen – Vitjas Haus. Selbst entworfen, sehr praktisch.

Pradhoe-Bay

Am 10. IV. fliegen wir mit einem kleinen Charter-Jet der BP an den Anfang der Pipeline, die Quelle des «schwarzen Goldes». Nordufer von Alaska, weit über dem Polarkreis.

Ein bildschönes Düsenflugzeug mit 8 Plätzen. Unter uns die nördlichen Berge, eine weisse Mondlandschaft.

Dann ein schwarzer Riss, kerzengrade durch die beginnende Tundra – die neue Strasse von Fairbanks zur Ölbucht.

Ein kleiner Flugplatz der Ölfirmen (es gibt noch den grossen für die Linienvflüge). Strahlende Sonne und minus 30-minus 35 Grad Celsius! Ein Wagen der Firma fährt zum «Operation-Center» der BP. Flache Schotterstrassen verbinden «Arbeitspunkte» – Materiallager, Bohrtürme, fertige Bohrlöcher, Wohnlager, Hafen und so weiter. Dann kommen eigenartige Gebilde wie grosse, riesenhafte Container auf massiven Stahlstützen – das BP-Centre.

Man hält es nicht für möglich, glaubt in einer Traumwelt zu sein, Akteur eines utopischen Films – eine eisige, gleissende Schneewüste nur 1.500 Meilen vom Pol, dann öffnet man die Tür, geht eine Treppe hoch und ist in einem arktischen Hilton-Hotel.

Angenehme Musik, warm, hochmoderne, grossflächige Räume mit Sesseln, Aquarium, Speisesaal, Swimmingpool und Sauna in dem schönsten Farbwechsel. Der Wohntrakt – ein Gang wie im feudalsten Hotel mit phantastischem Farbpiel; die Wohnräume – praktisch, schön, individuell.

Es wirkt enorm beruhigend, harmonisch.

Der Teufel hole die kapitalistischen Ölscheichs!

Es wurde von Houston (Weltraumtechnik) projektiert und gebaut, ist ein Abfallprodukt von dort!

Es lebe die Raumfahrt, wenn sie den Ameisenmenschen der «old» Erde ein paar Krumen abwirft.

Dann Lunch: Bestens, und man nimmt, soviel man will, was man will, ausser Alkohol – njet! – kostenlos!

Es wird hier 12-14 Stunden gearbeitet, 7 Tage. Nach 9 Wochen 2 Wochen frei. Durchschnittslohn: 10-12 Dollar pro Stunde; nach Adam Riese ca. 150 Dollar pro Tag, 1.000 Dollar pro Woche. 4-5.000 Dollar im Monat bei freier Verpflegung und Unterkunft. Wot Swolotschi amerikanzy!

Es wird für das gute Geld geschuftet, weiss Gott, aber es wird dafür auch etwas gegeben, und nicht nur Geld!

Die Filme in Alaska (Fairbanks): Liefen am Sonnabend, Sonntag, 12., 13. IV., am 14. IV. Diskussion. Bedauerliches: In einem phantastischen «Kunstzentrum» der Uni können nur 16-mm-Filme laufen, deshalb musste man in ein Kino gehen («golfstream» – 2 Säle je 500 Plätze). Kino hat nur Breitwand, deshalb musste ich den Leuten erklären, dass die «Kopflosigkeit» der Filmhelden keine künstlerische Absicht ist, sondern die englischen Titel retten sollte. Ausserdem kamen dadurch wesentlich weniger Menschen (ca. 150) als sonst, besonders Studenten, die an ihren Campus gewöhnt sind.

Sonnabend (12. IV.) laufen ICH WAR NEUNZEHN und GOYA. Ich schwitze Blut und Wasser, da ausser der «Kopflosigkeit» weitere Überraschungen drohen – die Akte müssen gekoppelt werden, können durcheinandergeraten, trotz meiner idiotensicheren Farbmarkierungen ... Es geht alles gut.

Die Zuschauer – zirka 150-200, zum grössten Teil wohl Intellektuelle, viele deutschsprechende, wenige Studenten. Ich erkläre sehr kurz etwas zu den Filmen während der Pause zwischen den Filmen. Eine Mammutvorführung – zirka 5 Stunden. Ich glaube, die Leute sind beeindruckt – noch mehr am nächsten Tag, nach STERNE. STERNE war der Star des Programms! Eindeutig. Und das – der älteste Film mit vielen zeitbedingten stilistischen Naivi-

täten. Meine Vermutung nach der Filmkontrolle in Berlin bestätigte sich: Man sollte älteren Filmen gegenüber nicht arrogant sein, sie doch ab und zu ansehen! Dann folgte wohl GOYA, dann ICH WAR NEUNZEHN.

Viele Leute gratulierten ehrlich. Man muss jedoch zwischen deutschen, jüdischen Emigranten unterscheiden, bei denen vieles Erlebte wieder hochkommt, und «Eingeborenen», die im besten Falle mit Neugier das Leben einer anderen Welt betrachten. Für die ist GOYA interessanter, da er ort- und zeitloser wirkt.

Vic: «Ich habe nie gedacht, dass du so gute Filme machst und ein wirklich grosser Künstler bist!»

Diskussion: Am Montag (14. IV.) von vormittags bis abends. Zuerst eine Schule: Der Deutschlehrer organisiert es und möchte wohl mehr «Sprachpraktikum» demonstrieren als eine Filmdiskussion. Die Schüler sind gut Deutsch «vorbereitet». Unter 3 Schülern sind Fragezettel verteilt: Wie lange die Filme gedreht, was kosten sie, was sind das für Juden im Film (Sprache), wie macht man Filme und so weiter. Nette Jugendliche – weltweit ab von den wirklichen Geschehnissen in der Welt! Dann folgen 3 Klassen der Uni; am lebendigsten (3 Stunden) bei den Kunststudenten; bei einzelnen sehr gute Spezialinteressen (Brecht – DDR); am reserviertesten bei den Politologen! Es geht weniger um die Filme; wenige Studenten haben sie gesehen. Es geht um Sachfragen und immer wieder um den Freiheitsbegriff. Man mag «kritische Sicht» auf kapitalistische Verhältnisse, ist skeptisch dem «Sozialweg» gegenüber. Kommunismus ist der simple, unumstössliche «Buh-Mann». Ich glaube, die meisten nehmen lieber die Unfreiheit durch Abhängigkeit von Business und «persönlich-individueller Freiheit» in Kauf als ideologische «Pressionen», eingeschränkte individuelle Freiheit bei gesicherter materieller Existenz. Viel Spekulatives, Klischeehaftes, Vages – man kann nichts vergleichen oder nur vom Tourismus her urteilen.

Man ist interessiert, korrekt, etwas zu höflich-zurückhaltend. Vic meint, in New York würde es anders werden – politisch schärfer. Es fällt eine sympathische Toleranz auf – eigentlich ist jeder frei zu machen, was er will – die «einzige» Limitierung: Man muss eben nach den Gesetzen des Geldes tanzen. Das einzige, aber allesbestimmende und eisern lebensbestimmende Gesetz!

Viktor Fischer

Brief an Lothar Wloch und Konrad Wolf

Fairbanks, 3. Mai 1975

Lieber Lothar und Koni!

Ich werde vom 2. bis 6. Juni in Paris sein; das ist jetzt nahezu sicher. Ich möchte Paul in Grumbach besuchen und werde zu Euch nach Berlin kommen, es sei denn, Euch ist ein Treffen an einem anderen Ort lieber. Wann ich kommen werde, hängt von Euch und Paul ab. Meine Vorstellung geht dahin, dass ich vom 26. bis 28. Mai oder vom 9. bis 11. Juni nach Berlin kommen könnte, wobei der frühere Termin günstiger wäre. Wenn Paul nicht da ist, könnte ich vom 28. bis 30. Mai nach Berlin kommen. Schreibt mir schnell, und teilt mir mit, wie es für Euch am günstigsten ist.

Dein Besuch in Alaska war für mich wirklich wunderbar. Lotka – Kon muss Dir von dem sehr warmen und persönlichen Gespräch berichtet haben, das wir auf dem Flugplatz in Anchorage führten. Festzustellen, dass die wichtige Bindung noch existiert, war, wie Kon schrieb, ein Höhepunkt des Besuchs. Ich habe sehr bedauert, nicht die Möglichkeit gehabt zu haben, dieses Niveau der Beziehungen gleich am Anfang herstellen zu können, aber vielleicht brauchten wir einfach mehr Zeit oder mussten allein sein. Auf jeden Fall ist es sehr wichtig geworden, unsere Freundschaft fortzusetzen, sie am Leben zu erhalten. Und mich erregt ausserordentlich die Aussicht, Euch beide wiederzusehen und auch Ev und Kristi und Holger und Kons Kinder. Auf baldiges Wiedersehen.

Vit

Konrad Wolf

Stellungnahme zur Aberkennung der Staatsbürgerschaft

Wolf Biermanns

22. November 1976

Wolf Biermann ist die Staatsbürgerschaft entzogen worden. Es gibt zu diesem Vorgang einen offenen Brief, gewichtig durch Namen und Zahl seiner

Unterzeichner, der darum ersucht, diese Massnahme zu überdenken. Auch ich und sicher viele Freunde, Kollegen und Genossen, Unterzeichner oder Nichtunterzeichner dieses Briefes machen sich über diese Entscheidung Gedanken.

Ich kann allerdings – nachdem ich Biermanns Kölner Programm kenne – die Formulierung in diesem Brief nicht akzeptieren, die ihn als «unbequemen Dichter» bezeichnet. Für mich ist Biermann ab jetzt etwas anderes: nicht der Unbequeme, manchmal zu weit Gehende – wie er es selbst nennt – und – wie ich manchmal dachte – vielleicht zu Unrecht verdächtige Liedermacher, sondern ein Mann, der einen anderen politischen Weg geht als wir.

Ich weiss nicht, wie er sich heute selbst sieht. – Tatsächlich bedient er, das ist meine Überzeugung, die Unternehmen von Leuten, denen die Beseitigung der sozialistischen Gesellschaft in der DDR eine aufgeschobene, aber nicht aufgehobene Sache ist. Gibt es das geringste Zeichen, dass Biermann bereit ist, diesen Aspekt, in dem die Frage von Leben und Tod einer jeden Revolution steckt, zu überdenken? Es geht um unser aller Anliegen, und ich kenne keine bessere Antwort, als wir sie zusammen finden können. In der jetzt eingetretenen Situation, in der unsere Gegner versuchen, Meinungsverschiedenheiten zu Fronten werden zu lassen, sollten wir uns unserer gemeinsamen Verantwortung bewusst sein und nicht eine Unterschrift gegen die andere aufwiegen.

Überdenken der Lage wäre nicht ehrlich, wenn wir – Künstler und Politiker – nicht dazu kämen, uns zu fragen, jeder an seinem Platz, in vollem Bewusstsein seiner politischen Verantwortung, was wir richtig und was wir falsch machen, was uns gelingt und was wir noch versäumen.

Es gilt allerdings eine revolutionäre Erfahrung: Wir werden nur Zeit und Möglichkeit haben zu arbeiten, untereinander zu streiten und gemeinsam klüger zu werden, wenn die Konterrevolution keine Chance hat.

Konrad Wolf

Brief an Ule Lammert

17. November 1979

Lieber Ule!

Soeben hörte ich es von Lore, dass unsere Hette nicht mehr da ist. Ich verstehe sehr gut, dass ich die Nachricht nicht über Dich bekam – auch mir ist es so lieber, man möchte wohl zuerst mit sich allein sein. So geht es zumindest mir . . .

Jetzt gibt es sie also nicht mehr unter uns – die drei prächtigsten Frauen, die ich je kannte: Meni, Markuscha und Hette. Wie verschieden sie waren, so hatten sie doch die in dieser Welt seltenste Gabe, ganz für andere Menschen selbstlos, mit Mut und unmerklich-unauffälliger Hingabe zu sein. Es ist wahrhaftig schwer, passende Worte, Begriffe zu finden, um das Einmalige, Unwiderrufliche solcher Menschen zu beschreiben – Du, lieber Ule, wirst schon verstehen, was ich meine und wie mir jetzt zumute ist.

Es war bestimmt diese irre Zeit, ihr Schmerz und Leid, ihre Schönheit im Kampf und Glück, aber auch Brutalitäten und Ungerechtigkeiten und Grösse der Männer, die aus manchen Frauen fast Heilige werden liessen.

Ich habe Hette sehr gemocht und verehrt, besonders, da sie auf das engste mit Meni verbunden war. Gott, könnten wir auch nur etwas von dem in uns erhalten, was diese unsere Mütter mit so viel Würde durch ihr Leben getragen haben!

Meni hat sehr gelitten in ihren letzten Tagen. Hette wurde das wenigstens weitgehend erspart – kein billiger, banaler Trost, aber immerhin, besser so. Ule – ich kann Deine Gefühle nicht teilen, das kann niemand, aber ich glaube, zu denjenigen zu gehören, die das Recht haben, Dir ganz fest die Hand zu drücken! Auch Marlis, Maja und Mark.

Dein Koni

George Fischer

Nachruf für Paul W. Massing. In: AMERICAN SOCIOLOGICAL ASSOCIATION, November 1979

Paul W. Massing (1902-1979)

Im Leben von Paul W. Massing spielte der politische Kampf vor seiner Übersiedlung in die Vereinigten Staaten eine noch stärkere Rolle als bei seinen beiden anderen Gefährten des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, nämlich H. H. Gerth und Herbert Marcuse, die die US-Soziologie erst unlängst verlor. Vor und während seiner Lehrtätigkeit an der Rutgers University über den Zeitraum von zwei Jahrzehnten beschäftigte er sich mit Fragen der Landwirtschaft bis hin zur Darstellung der Wurzeln und Triebkräfte für Hitler und den deutschen Faschismus.

Massing wurde im Jahre 1902 in Süddeutschland auf dem Lande, nahe Trier, dem Geburtsort von Karl Marx, geboren. Als Sohn eines Steuerbeamten für Landbesitz wurde er als Lutheraner erzogen. An der Frankfurter Universität promovierte er im Jahre 1928 mit einer soziologischen Studie über die Landwirtschaft in Frankreich. Zwei Jahre später wurde ein grosser Teil dieser Studie in Berlin als seine erste Publikation veröffentlicht: Die Agrarverhältnisse Frankreichs im 19. Jahrhundert und das Agrarprogramm der französischen sozialistischen Parteien. In weiteren Veröffentlichungen während der dreissiger Jahre befasste er sich mit der Landwirtschaft in der Sowjetunion, den Vereinigten Staaten und in Deutschland.

Massing schrieb seine Doktorarbeit im Zusammenwirken mit dem gerade erst entstandenen Institut für Sozialforschung bei der Frankfurter Universität, dem Ausgangspunkt der «Frankfurter Schule». Das war unter dem ersten Direktor, Karl Grünberg, der auch der erste marxistische Gesellschaftswissenschaftler war, der in Deutschland eine Professur erhielt. Massing selbst äusserte sich in seinen Thesen sowohl als Marxist wie auch als Kommunist. Anschliessend war er einige Jahre in Moskau, wo er Forschungsmitarbeiter des sowjetischen Instituts für Probleme der Weltlandwirtschaft war (wir wurden vor 50 Jahren in Moskau Freunde).

Die frühen dreissiger Jahre sahen Paul Massing in Berlin, wo er als öffentlicher Sprecher und Kämpfer gegen Hitler in Erscheinung trat. Im Jahre 1933 verbrachte er als einer der ersten ein halbes Jahr in einem Nazigefängnis und einem Konzentrationslager. Im Ergebnis dessen entstand die Erzählung VATERLAND (geschrieben 1935 unter dem Pseudonym Karl Billinger). Dann reiste er mehrere Jahre zwischen Westeuropa, den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion hin und her, was Teil eines erbitterten vielseitigen Kampfes gegen den deutschen Faschismus war.

Nachdem er sich im Jahre 1938 in den Vereinigten Staaten niedergelassen hatte, erneuerte Massing zwei alte Bindungen. Er verbrachte viel Zeit auf dem Lande, in seinem Heim, das zuerst in Pennsylvania war und später dann in New Jersey. Erneut assoziierte er sich mit dem Institut für Sozialforschung, das von Frankfurt nach New York exiliert war. Eine massgebliche Rolle spielte er bei der Aufarbeitung der unveröffentlichten Untersuchungen des Instituts über den Antisemitismus in der Arbeiterbewegung der USA. In einer bekannten Institutsserie unter dem Titel DIE EINSTUDIEN DER ZERSTÖRUNG: EINE UNTERSUCHUNG DES POLITISCHEN ANTISEMITISMUS IM IMPERIALISTISCHEN DEUTSCHLAND (1949, überarbeitete deutsche Ausgabe 1959) legte er die Wurzeln von Hitler bloss. Bereits vorher, in HITLER IST KEIN NARR (1939 unter dem Pseudonym Karl Billinger), untersuchte er die Triebkräfte des deutschen Faschismus an Hand einer Textanalyse von MEIN KAMPF.

Im Jahre 1948 ging Massing an die Abteilung Soziologie der Rutgers University. Er las auf den Gebieten Soziale Gliederungen, Politische Soziologie sowie Soziale Bewegungen. Im Jahre 1964 wurde er von der Studentenzeitung der Rutgers University zum «Mann des Jahres» gewählt. Obwohl er seit seiner Übersiedlung in die Vereinigten Staaten jegliche politische Tätigkeit aufgab und niemals über seine früheren politischen Aktivitäten in der Öffentlichkeit sprach, empfanden die Studenten seine Kritik am Kommunismus und Marxismus aussergewöhnlich unparteiisch und wirkungsvoll. Die Studenten spürten seine enge Bindung in der Vergangenheit zwischen Theorie und Praxis, zwischen seinen gesellschaftlichen Idealen und dem Kampf für diese. Und wie auch seine Freunde bewunderten die Studenten

an der Rutgers University seine Seelentiefe, seinen Humor, seine distanzierende Ironie, seine mit hinübergebrachte Vornehmheit sowie seine nie endende Wissbegierde.

Im Jahre 1967 emeritierte Massing als Professor an der Rutgers University, da er von der Parkinsonschen Krankheit befallen worden war. Gemeinsam mit seiner Frau, der Sozialpsychologin Herta Herzog, verliess er die Vereinigten Staaten und ging in sein Heimatdorf Grumbach. Eine von ihm dort begonnene Untersuchung darüber, wie die Deutschen auf Hitler und die Bonner Republik reagierten, blieb aus Krankheitsgründen unvollendet.

Letztendlich vermittelt uns Paul Massing von seinem Inneren nicht mehr als einen Schimmer eines Geistes, der durch Revolution und Konterrevolution, durch die unmittelbare Berührung eines Wissenschaftlers mit dem Feuer und dem Schmutz des grossen politischen Kampfes geschärft worden ist. Als Soziologe jedoch rief er eine Seite des Lebens ins Gedächtnis zurück, die weit entfernt von allem Akademischen ist.

Konrad Wolf

Brief an Ruth Werner

25. November 1979

Liebe Ruth Werner!

Zufälle sind, bekanntlich, so eine Sache – reizvoll, gefährlich, anregend, bestürzend – jedenfalls wäre ohne sie das Leben wenig lebenswert. Also – «der Zufall wollte es», dass ich Dein Buch erst jetzt in die Hände bekam (nicht ganz – der Buchhandel war auch beteiligt, und ich erstand es erst vor Kurzem in einer «kasernierten» Verkaufsstelle anlässlich der Vereidigung eines jungen Soldaten), dass ich kurz davor in Japan war und das Grab von Richard Sorge aufsuchte und so weiter. Und nun reihe ich mich wohl so ziemlich in das Ende der Schlange von Briefeschreibern ein . . . ich tue es relativ selten, das Briefeschreiben (schon meine Mutter beklagte sich bisweilen ohne Erfolg darüber), da ich vor meiner Muttersprache grosse Hemmungen habe und bis heute wesentlich besser in der Lage bin, Gedanken

und Gefühle russisch auszudrücken. Natürlich eine himmelschreiende Schande für den Sohn eines Schriftstellers – aber es ist so!

Offen gestanden, nicht ohne Angst und Voreingenommenheit nahm ich Deinen Report in die Hand. Du wirst wissen oder ahnen, warum. Autobiographien, Lebensbeschreibungen, diese ganze Flut von, entschuldige, egozentrischem Dünnschiss bereitet mir in jüngster Zeit eher Pein als Freude. Umso mehr, wenn es sich um sogenannte authentische Schilderungen aus dem Bereich der «Kundschaftertätigkeit» handelt. Ich brauche Zeit, um diese Abwehrhaltung abzuschütteln. Dann aber wurde ich umso tiefer hineingezogen in Deine Welt, Dein Leben, Deine Gedanken, und ich war erleichtert, wirklich glücklich: es geht also doch! Man kann es schildern, wenn man es kann! Wir sind mit unseren so leicht verletzbaren und zu verschütteten Nervenknotten des Durchlebten nicht der Gleichgültigkeit, dem kaltschnäuzigen Zweifel, dem Machertum des Heute ausgeliefert. Ist es anmassend, wenn ich Dir sage, welche qualvollen Zweifel mich fast paralyisierten, als mich nichtsahnend Freunde drängten, ICH WAR NEUNZEHN zu realisieren. Keiner glaubt es heute, wie ich mich mit Händen und Füßen dagegen wehrte! Und dann kam ich aus dem Schreiben nicht raus, wurde regelrecht überrumpelt durch die Art des Wiederhalls, wie sich besonders Jugendliche aufgeschlossen zeigten. Also liegt es doch an uns, nur an uns – ob wir den Weg zu neuen Generationen finden oder nicht.. .

Entschuldige, liebe Ruth Werner, dass ich über Gott und die Welt schreibe, nicht aber über Dein Buch, seine Besonderheiten. Das fällt mir etwas schwer, und dann werde ich bestimmt nichts Neues hinzufügen können zu den unendlich vielen Meinungen, Analysen, fein sezierenden «Demontagen» ... Du hast es eben so geschrieben, wie *Du* es nicht anders schreiben konntest, das ist mein Eindruck, und das ist nicht (wohl) das seltenste und wertvollste: ja – ehrlich, ja – bescheiden, ja – authentisch, ja – mutig und so weiter und so weiter. Und doch – es steckt noch viel mehr drin, in diesem Büchlein, und ich kann es nur so ungescheit-dumm formulieren: ES IST MEINS! Und noch etwas (das, nebenbei gesagt, erschütterte mich bei Max Clausen, als ich ihn unmittelbar danach kennenlernte, als er «ins Licht der Öffentlichkeit trat»): Es leben Menschen neben dir, mit dir, die aus tiefster

Überzeugung das taten, was sie für richtig und notwendig hielten, dabei alles, ohne Klagen, ohne tagtäglich gestreichelt und gelobt zu werden, durchlebten und durchlitten – und du weisst soviel wie nichts über sie, ja neigst zu Geringschätzung, reihst sie in den grauen Durchschnitt ein, übersiehst im Haufen von Müll und Schutt das Stückchen Gold, das tausendmal mehr wert ist als das dir ständig ins Ohr drohende feingeputzte Blech ... Ich meine damit viele Mitmenschen, Zeitgenossen mit ganz anderen Schicksalen als das Deine. So vieles stiess tief in mich hinein – die Kinder (!!), die Männer, die Kinderfrau, natürlich – Moskau, der «Zwischenfall» im AMT von wegen «Verletzung der Wachsamkeit» und immer wieder Details, die so unscheinbar WICHTIGEN . . .

Ich höre auf! Und nimm mir die banal-eitle Feststellung bitte nicht übel, dass ich rein subordinationsmässig als ehemaliger Oberleutnant eigentlich vor Dir strammzustehen habe (auch ich hatte diesbezüglich so meine Probleme, als ich zum Beispiel im Sommer 45 in Moskau in der Nähe des Woentorg meiner Kurzsichtigkeit wegen und ohne Brille einen Starnischa, nicht aber einen General grüsste und daraufhin 5 Stunden straf exerzieren musste . . .). Ich stehe stramm, aber nicht des Dienstgrades wegen!

Herzlichste Grüsse Dir und den Deinen

Koni Wolf

PS: Ich lege ein Foto bei – aus Tokio, als ich im Oktober dort war.

George Fischer

im Gespräch mit Wolfgang Kohlhaase

Woodstock bei New York, Juli 1984

[. . .] Die letzten Jahre schreibe ich meine Autobiographie, und dazu habe ich mir eine Liste von meinen Helden zusammengestellt. Ich habe mein eigenes Leben aufgeteilt in neun Stationen, beginnend mit der ersten, der roten Phase, als Junge, dann als Komsomolze in Moskau. Dann kam es über eine Art rosa Periode, die noch nicht antikommunistisch, aber nicht mehr vollkommunistisch war, in die Zeit des kalten Krieges. Später in den sechziger Jahren wieder zu einer Annäherung mit vielen Reisen und Besuchen in Moskau, die für mich persönlich ausserordentlich wichtig waren, emotional aufregend, sympathisch und doch auch sehr schwer, weil ich zurückgekommen war in meine Heimatstadt, mich dort teilweise zu Hause fühlte, alte intime Freunde der Familie fand, und doch war ich wieder gar nicht zu Hause, denn ich war Amerikaner. Erst Ende der sechziger Jahre, als ich meinen inneren Konflikt wegen des Vietnamkrieges hatte, aber nicht nur deshalb, weil tiefe Konflikte ganz Amerika erschütterten im Kampf um die Bürgerechte und die sogenannte Neue Linke entstand, fand ich den Weg über eine Art pädagogischen Reformen an der Universität zu meinen jetzigen Positionen.

Die Liste der von mir ausgesuchten Helden hängt mit den Stationen meines Lebens zusammen. Zu ihr gehört Eleanor Roosevelt, die eine wunderbare amerikanische Demokratin und Liberale war. Da ist Mahatma Gandhi drin, ein wunderbarer Pazifist, ein Mensch der Seele und des Kampfes. Und weil ich in meinen ersten langen Jahren in Moskau, den roten Jahren, ein so sehr enthusiastischer, tiefglaubender Pionier und dann Jungkommunist war, kam natürlich zuerst Karl Marx in die Liste, eine grosse Figur, irgendwie ein fast biblischer Prophet und ein genialer Theoretiker der ganzen modernen Welt. Ja, er regt mich immer noch riesig auf, obwohl ich ihn teilweise jetzt nicht annehme. Aber er bleibt für mich noch immer eine riesige, reiche, heldische Figur. Dann ist für mich noch Paul Massing, der sehr nahe Freund der Berliner Jahre, der Hitlerzeit, aus der deutschen kommunistischen Bewegung, dann in Amerika, mit dem ich die rote und teilweise die rosa Phase teilte,

die Zweifel und Enttäuschungen, die aber nicht zu einer vollen Absage an das Frühere führten. Und da fehlte mir noch etwas zu meinen jetzigen Gefühlen, nachdem ich vom kalten Krieg abgegangen war und noch sehr starke Gefühle für die Zeit meiner Jugend empfinde.

So kam der Koni hinein in meine Liste der Helden. Koni ist der nächste zu mir als Zeitgenosse, und ich habe mir viel über ihn überlegt. Er ist symbolisch für mich, für die grossen Dinge in meinem eigenen Leben, meine Ziele oder meine Hoffnungen oder Dinge, die ich nicht tue und die andere tun, um die ich sie so beneide und für die ich sie sehr respektiere. Das hatte ich am meisten jetzt gefühlt, bei seinen Amerikareisen. Er hat eine Liebe zu den Menschen, einen Glauben an die Menschen, eine tiefe, so warme Hoffnung. Er hatte eine so seelische, so heilige Tiefe oder Kraft, die ich Güte nenne.

Diese Nähe zu Koni zeigte sich bei dem Abend in der White-Horse-Bar, als Koni und Lothar in New York waren. Wir haben dort stundenlang gegessen, über die ganze Welt und das Weltgeschick und unser Geschick gesprochen, waren uns dabei nahe, teilweise, weil wir die Moskauer Vergangenheit und die Freundschaft in Berlin teilten, teilweise, weil wir alle drei so eine Art Weltsucher waren; wir wollten immer irgendwie versuchen, sie zu verbessern und mit zu machen. Dann kam es zu dem Ausbruch Lothars wegen Vietnam, denn Lothar konnte meine inzwischen erfolgte Veränderung nicht nachvollziehen und mitmachen, es wurde sehr dramatisch, es wurde eine Explosion. Wir brüllten uns an, es war einer der ungewöhnlichsten und schärfsten Momente meines ganzen Lebens, ich glaube auch für Koni und besonders für Lothar, der bald danach gestorben ist. Für ihn hat dieser Augenblick eine grosse, sehr tragische Rolle gespielt bei seinem eigenen Ende. Ich mache mir jetzt viele Gedanken über mein Leben, über das Leben der Welt, wie es weitergehen soll nach dem kalten Krieg, wohin wir nach dem verrückten, phantastisch gefährlichen Konflikt der Grossmächte gehen. Durch die Verbindung zu Koni, während seiner zwei sehr kurzen Besuche, bekam ich teilweise direkt durch ihn neue Vorstellungen. Wir beide teilten auch mit Lothar die Sorge um die ganze Welt, die Menschheit. Aber Koni hatte noch etwas anderes, und er sprach sehr viel davon. Er wollte durch

seine Arbeit, seine Kunst die einfachen Leute, vor allem die Jugend erreichen, nicht nur einem kleinen Publikum seine Ideen nahebringen. Er wollte seine Erfahrungen, seine Ideale, seine Überzeugung vielen Menschen vermitteln, nicht mit Losungen, nicht mit Dogmen. In Amerika gibt es viele wunderbare anständige einfache Leute, mit denen viele der kritisch gestimmten linken Intellektuellen beinahe nicht sprechen können, weil wir für sie zu kompliziert und zu isoliert sind. Bei Koni hatte ich das Gefühl, dass er das irgendwie sehr gut versteht, ja, dass dem sein ganzes Leben gewidmet ist.

Koni glaubte tief an die Güte von Menschen. Und weil viele Menschen jetzt das Gefühl haben, dass sie den Weg verloren haben, und manchmal fühle ich das selber, liegt die Hoffnung für mich darin, einen Weg zu den Herzen von Menschen, von vielen Menschen zu finden. Ich glaube, man braucht die Welt nicht vollständig umzukrempeln und von Anfang an neu aufzubauen, aber man muss die Menschen erreichen, und ich glaube, dieses Gefühl teilen Koni und ich, obwohl wir andere Vorstellungen hatten, wie es zu tun und wo es zu tun sei. Aber diese Hoffnung auf die Güte der Menschen und dass man Menschen erreichen kann, dass man sich damit sehr beschäftigen muss, ja, das ist meine Hoffnung. [. . .]

Viktor Fischer

im Gespräch mit Wolfgang Kohlhaase

Anchorage/Alaska, Juli 1984

[. . .] Als wir jung waren, waren wir sehr vertraut, waren zufrieden, viel besser gestimmt. Wir waren Patrioten, wir sorgten uns um die Menschen, um die soziale Ordnung, den Sozialismus, um ein erfülltes Leben; und wir dachten immer daran, was kann ich tun, um das Leben erfüllt zu machen. Und dann gingen wir unsere eigenen Wege; und als wir wieder zusammenkamen, fanden wir wirklich in die gleiche Richtung, denn: hier war Koni, der ein Filmemacher war, der mit Menschen arbeitete, der Botschaften sandte; er erzählte auf seine Weise über ein erfülltes Leben.

Ich arbeitete als Professor, als Unpolitischer, in der Forschung als Stadtpla-

ner. Ich arbeitete ebenfalls, um ein erfülltes Land, um eine erfüllte Stadt, eine erfüllte Gesellschaft aufzubauen. So waren wir eigentlich dieselben, die wir gewesen waren. Sicher waren wir früher jung, haben niemals daran gedacht, wohin wir gehen würden, aber die Ideen, die wir hatten, hat Koni verwirklicht, und ich verwirklichte sie. Und wir respektierten einander.

Von der Zeit an, als ich nach Alaska kam, 1950, habe ich mich immer für die Nähe von Alaska und Sibirien interessiert; ich las viele Bücher, in Fachzeitschriften, Artikel in Englisch und in Russisch über die Entwicklung Sibiriens, und ich fand, dass die Bedingungen und die Probleme dort sehr ähnlich denen Alaskas waren. Als ich in der Sowjetunion war, sprach ich viel mit sowjetischen Kollegen über diese Probleme. Damals gab es noch nicht so viele berufliche und wissenschaftliche Beziehungen wie später. Ich knüpfte Kontakte mit Wissenschaftskollegen, wurde von der sowjetischen Akademie zu einem Besuch eingeladen, besuchte in Moskau das Institut für Geographie, den Direktor des akademischen Instituts, Gerassimow, fuhr nach Nowosibirsk und traf Leute vom Institut für Ökonomie der Entwicklung Sibiriens, fuhr nach Irkutsk und traf dort die Leute vom Bereich Fernost des Instituts für Geographie der Akademie, und ich fand ein wundervolles Empfinden für Kooperation auf einem wissenschaftlichen Niveau. Die andere wichtige Seite war der persönliche Kontakt, weil ich damit die Chance hatte, zurückzukommen und mit Leuten aus einem Land zu arbeiten, das ein wichtiger Teil meines eigenen Lebens war, das sehr gut war. Einige sowjetische Kollegen sind hier gewesen, und sie waren begierig darauf, dass ich wieder in die Sowjetunion komme, weil sie anerkennen, dass ich Einfluss nehme auf die Zusammenarbeit; es ist sehr wichtig, solche Beziehungen am Leben zu erhalten.

Koni und ich sprachen viel darüber, wie man eine Brücke bauen könnte, bildhaft, nicht eine wirkliche Brücke, von Menschen zu Menschen Verbindungen herzustellen, sagen wir zwischen Menschen in Sibirien und Menschen in Alaska. So könnten wir in der Lage sein, einige der politischen und der bürokratischen Schranken niederzureissen, die jetzt die Menschen trennen.

Ich habe persönlich dafür gearbeitet, im Senat von Alaska habe ich ange-

regt, eine Resolution für eine nuklearfreie Arktis einzubringen. Diese Resolution wurde vom Senat Alaskas angenommen und an die USA-Regierung weitergeleitet. Für mich wäre das ein wichtiger Schritt zum Frieden. Es gibt Regionen in den USA und anderen Ländern, die sich selbst zu nuklearfreien Zonen erklärt haben. Bis zu einer solchen Erklärung für die Arktis ist es aber noch weit. Ich bin ein Optimist, was die Zukunft betrifft, weil ich mich an 1950 erinnere, als der kalte Krieg ausgerufen wurde, als so ein Eiserner Vorhang Ost und West trennte. Die Menschen waren damals verzweifelt und sprachen vom Dritten Weltkrieg. Ich glaube, jedem ist bewusst, dass sich die Welt keinen Atomkrieg leisten kann, in dem es keine Nichtbetroffenen geben würde, und ich glaube nicht, dass wir ihn haben werden. Und so sehe ich eine bessere Zukunft. Jemand, der erlebt hat, was die Russen erlebten im Zweiten Weltkrieg, würde nie in einen globalen Konflikt kommen wollen. Die Amerikaner haben keine solche Kriegserfahrung, aber grundsätzlich wollen die Amerikaner keinen Krieg. Sicher ist, dass die Menschen aller Länder keinen Krieg wollen. [. . .]

Konrad Wolf

Referat auf der Plenartagung der Akademie der Künste der DDR zum Thema «KUNST UND GESELLSCHAFT» IM JAHRE 2000

Rostock, 12. März 1981

Was kann ein Künstler? Ich glaube, dass ein Künstler in seinem Werk Zeit und Zeitgeschichte reflektiert. Die Kunst und die Künstler haben teil an der Verbreitung der Wahrheit. Sie sind mit dem, was sie tun, einbezogen in das Kommunikationsnetz der menschlichen Gesellschaft. Sie reagieren nicht nur, sie wirken, bewirken auch.

Aber ist es richtig, zu glauben, die Kunst habe Kreativität und Humanität, Moral und Phantasie für sich okkupiert? Hat Wissenschaft damit nichts zu tun? Und verlangt nicht andererseits die Arbeit der Künstler auch ein Wissen um Fakten, Daten und Details, um Durchschaubarkeit der Zusammenhänge? Verlangt sie nicht auch Disziplin und Strenge? Stehen Kunst und Wissen-

schaft wirklich auf parallelen Gleisen? Kurzum – lässt sich das Mass menschlicher Erkenntnisfähigkeit nicht gerade durch die Eigenart, durch die Unersetzbarkeit dieser beiden Formen menschlicher Produktivität potenzieren?

Von Kindheit an ist der Mensch bemüht, sich selber und die Welt, die er vorfindet, zu begreifen. Dieser Lernprozess ist an die Leistungen der Wissenschaft und der Kunst gebunden. Die Renaissance bietet uns dafür die beeindruckendsten Beweise. Die später durch den Kapitalismus zerbrochene Einheit von Kunst und Wissenschaft, wer sollte sie wiederherstellen können, wenn nicht der Sozialismus?

Der Mensch heute muss wissen, wer den Frieden bedroht. Er muss wissen, dass zwar auch die, die den Krieg anheizen, in ihrem subjektiven Selbstverständnis keine Selbstmörder sind, jedoch die objektiven Prozesse, die zum Krieg führen, aus den Gesetzmässigkeiten kapitalistischer Produktion herühren. Und so wie der Wissenschaftler um die Einsicht bemüht sein muss, in welche Hand seine Forschungsergebnisse fallen, und so wie er sich engagieren muss, damit sie dem Menschen dienen und nicht schaden, so wird der Künstler sein Talent und seine Begabung einsetzen müssen, um die Möglichkeiten des Gebrauchs und des Missbrauchs menschlicher Erfindungsgabe einsichtig zu machen.

Die immer schärfere Auseinandersetzung der Systeme, die uns nicht überraschen sollte bei dem, was für den Imperialismus und was für die Zukunft des Menschen auf dem Spiele steht, zwingt den Künstler, seine Rolle und seine Haltung in unserer Zeit immer wieder rücksichtslos zu befragen. Er muss wissen, was ist und was zu tun ist. Er muss demnach politisch wissend und engagiert sein!

Die internationalistische Bedeutung der Künste im Zusammenhang mit der wachsenden Rolle weltweiter Kommunikationsmöglichkeiten wird zunehmen. In der Kunst erkennt somit der Mensch seinen Anteil am Geschehen in der Welt und die gesellschaftlichen Folgen seines individuellen Verhaltens.

Die Zeiten, dass einen das, was «dahinten in der Türkei vorgeht», nicht zu interessieren brauche, sind vorbei. Schon bei Goethe war das ein ironischer Sarkasmus. Heute kann sich jeder ein Bild davon machen, wie der Faschis-

mus in Chile aussieht, der Krieg in El Salvador und der Hunger in der Sahel-Zone. Die Information über diese Vorgänge ist das eine, das andere sind die Möglichkeiten der Kunst, dem Menschen klarzumachen, dass dort seine eigene Sache verhandelt und deshalb auch sein Engagement verlangt wird.

[. . .] Ohne die Kunst wäre das menschliche Leben vielleicht denkbar, jedoch als Vegetieren des Neandertalers! Für mich ist die Kunst, die Freiheit zu sagen, zu schreiben und bildhaft zu machen, wie eine menschenwürdige Welt beschaffen sein kann.

Den Kräften des Friedens muss es gelingen, einen Dritten Weltkrieg zu verhindern. Wir Künstler gehören zu diesen Kräften. Das ist die Gemeinsamkeit, von der wir bei unserem Gespräch ausgehen.

Ich komme auf die Ausgangsfrage zurück: Sind Optimismus, Zuversicht und Hoffnung heutzutage überhaupt noch begründbar? Die mittel- und langfristigen Überlegungen und handfesten Festlegungen der Kommunisten dieser Welt verlangen eine positive Antwort.

So verstehe ich den grossen gesellschaftlich-sozialen Optimismus, um heute und in zwanzig Jahren als Künstler vor Zeit und Volk bestehen zu können. Daneben möchte ich nun eine wesentlich bescheidenere, persönliche Stimme stellen. Sie ist für mich von bedenkenswerter menschlicher Grösse, da sie auf ihre Art voller Optimismus ist. Eine todkranke Frau schreibt einer Briefpartnerin, die sich über beklagenswerte Dinge in einem Brief beschwert hat: «Du beklagst Dich mit Recht, aber die Tatsache, dass Du in der Lage dazu bist, das nötige Bewusstsein hast, spricht für Deine privilegierte Situation, im Weltmassstab gesehen. Je älter ich werde, desto bewusster begreife ich das Leben unter unseren Bedingungen als einen ständigen Kampf! Es bleibt eine Frage der Kraft, wie man zu diesem Leben steht. Klar: Wenn man nicht das Gefühl hat, dass sich wenigstens im Kleinen was verändert, dass man selber irgendwas verbessern kann, müsste man sich einen Strick nehmen! Ich habe bestimmt sehr vieles gründlich falsch gemacht, aber auf eines bin ich beinahe stolz, dass ich die Hoffnung nicht verliere, immer wieder aufstehe und mir sage: Die Menschen werden es schaffen, sie werden lernen, ihr Leben zu gestalten. Wer mir diese Hoffnung gibt? Der Schukshin, mein Vater, der Peter, Fred, Deine Jule, Lenin, Jesus, Christa Wolf, Tilman Fürniss aus Westberlin, Ingmar Bergman, David Oistrach, unser

Töpfer, die Evi mit ihrem Harry, Laotse, Romain Rolland, Chagall, Heinrich Böll, Albert Schweitzer, die Schwester Doris von unserer Station, unsere Freunde Draer in Paris. Michelangelo, Aitmatow . . . sieben Seiten könnte ich mit Namen füllen!» Und dann schreibt Maxie Wander, gestorben 1977, ihren Brief abschliessend: «Leben wäre eine prima Alternative!» Dem ist nichts hinzuzufügen!

Konrad Wolf

**Die Troika-Skizze
vom 6. Januar 1977**

Eine kurze Materialschilderung, eine erste Gedankenskizze zu einer möglichen Geschichte.

Sie könnte heissen «Die Troika»

3 Menschen in zeitlicher Mitte dieses Jahrhunderts, 3 Lebensabschnitte – Kindheit, Jugend und Reife, vor und nach dem Kriege und heute. «Troika», Russisch «Dreigespann» – drei Pferde im freien Lauf, untrennbar miteinander verbunden, ziehen ihre schwere Last, oder im Lexikon: «Bespannweise von 3 Pferden nebeneinander. Das Mittelpferd geht im Trab, die Seitenpferde im Galopp.»

Das Foto

Es ist klein, für die Brust- oder Brieftasche bestimmt, wurde 1945 in Berlin-Dahlem aufgenommen und zeigt 3 junge Männer: Die Aussenstehenden tragen Offiziersuniformen, eine sowjetische und eine amerikanische. Zwischen ihnen – ein Mann in Zivil. Der sowjetische Offizier trägt eine Gala-jacke mit goldenen Knöpfen, Orden und Medaillen, eine lange blaue Hose, der Amerikaner die bequeme Alltagsuniform, eine Art sportliche Windjacke mit gleichfarbiger langer Hose. Der Zivilist einen sportlichen hellen Anzug mit offenem Hemd. Sie stehen eng, die Arme auf den Schultern des Zivilisten, der seine Arme um die Taillen der Militärs gelegt hat.

Der «Mittelmann» (übrigens, bei einer «Troika» hat das «Mittelpferd» die «Aussenläufer» zu führen und zu vermitteln. . .) blickt offen in die Kamera, er ist untersetzt, aber ausgezehrt, fällt fast aus seinem Anzug. Es scheint, er hält sich an den beiden grösseren, stabileren Nebenmännern wie an Säulen fest.

Der rechtsstehende Amerikaner ist etwas zu füllig für sein Alter, wirkt linkschick, nicht sehr militärisch, blickt rechts an dem Objektiv vorbei. Der links stehende Russe – gross, schlank, steif, etwas Paradehaftes, Prunkvolles drückt seine Haltung aus. Er blickt nach links von der Kamera.

Ein nicht vielsagendes Foto, vielleicht nur, dass es eine kurze Zeit gab, als durch gemeinsames Kriegererlebnis junge Deutsche, Russen und Amerikaner in Freundschaft lebten . . . Vielleicht auch nur die zufällige, kurzweilige

Kumpanei nach einer durchzechten Nacht. . . Also – *nichts Besonderes*, ein flüchtiger Blick, sofort überschaubar, ein Eindruck genügt. . .

Was aber, wenn nun die wirklich authentische Geschichte dieser drei, der «Troika», angedeutet würde? Was dann?

Kindheit

So wuchsen sie zusammen in den dreissiger Jahren *in Moskau* auf, waren untrennbare Freunde, gingen in eine Schule, eine Klasse; machten ihre Mutprobe in der Moskauer Datschenumgebung – Sprung vom Brückengeländer in den seichten See, Sprung über eine selbstgebaute Schanze im Winter... Sie spielten Völkerball gegen die Rabauken – österreichische «Schutzbündler». Sie gingen gemeinsam zur Demonstration über den Roten Platz, jubelten Stalin zu ebenso wie in der Gorkistrasse dem ersten Bezwingler des Nordpols, der Nordpol-Route Sowjetunion-USA, Waleri Tschkalow. Einer spielte im «Tambour-Chor» der Schule, einer deutschen Schule, die den Namen Karl Liebknechts trug, er spielte Querflöte, die anderen beiden sangen im Chor, auch Busch-Lieder. Einmal, im Kolonnensaal, gemeinsam mit Busch. Sie spielten in den engen Wohnungen, die herrlichsten Kampfspiele – Spanien, mit echten «Madridkas», den Militärmützen der Republikaner. Und dann kam die *Trennung* – beiläufig, unauffällig, unfassbar, beklemmend. Zuerst verschwand ihr «Anführer», der «Flieger» oder, wie wie ihn nannten, «Tschkalow», das Herz der Untrennbaren. Man sagte nicht, wohin – verweist, für längere Zeit. . . Schliesslich verabschiedete sich der zweite, er fahre nach Amerika, in seine Heimat, die er noch nie gesehen hatte . . . (ja, nebenbei, sein Vater war Amerikaner, Journalist in Moskau). Und der dritte blieb in Moskau, zuerst etwas traurig, einige wenige Briefe wechselten zwischen Moskau und New York, dann – neue Freunde, neue Lieblingsfilme und. . . der Krieg!

Jugend

So trafen sie sich 45 im *Nachkriegsberlin*; überraschend, heute unglaublich, damals *normal*. Zuerst der «Russe» mit dem «Ami»; in der Alliierten Kommandantur dolmetschten sie, dann am Buffet für die unteren Dienst-ränge standen sie sich plötzlich gegenüber, der «Captn» und der «Starschij Leitenant». Es wurde weniger geredet, mehr getrunken. Dann landeten sie in einem Ami-Jeep, brausten durch die Ruinenwüste nach Norden. «Verschleppung?» fragte der Russe. «Überraschung», antwortete der Ami.

Hinterhöfe im Wedding, eine feuchte Kellerwohnung mit «Hindenburg-Funzel», eine schwer erkennbare, abgemagerte Figur – «Tschkalow», ihr «Leitross»! Gerade aus der Gefangenschaft zurück. Er ist wirklich Flieger geworden – auf einer «Fokke-Wulf», Hitlerpilot.. . Das muss ein «historisches Foto» werden!

Reife

Und so leben sie *heute* . . . Der eine in Berlin – Hauptstadt der DDR, der andere in Berlin-West, der dritte in New York. Sie sind um die 50. Richtiger müsste es heißen: «So *lebten* sie heute», denn das bisher Geschilderte entstand vor etwa 4-5 Monaten, so Mitte 1976. Die drei lebten, wie schon gesagt, in Berlin-Ost, Berlin-West, in New York . . . Jetzt gibt es nur noch zwei, da einer der drei seit Juni 76 in einem, wie es heisst, «namenlosen Grab» in Westberlin liegt!

Somit ist diese Geschichte wohl realiter zu Ende gebracht... Als vor über 10 Jahren erste Gedanken kamen, aus dem Erlebten Material für eine erzählbare Geschichte zusammenzustellen, war die «Episode drei», die Reife, also das Gegenwärtige, am schwächsten, es gab wenig Konkretes, viel Diffuses. Dann kamen die Begegnungen, das Zusammentreffen nach vielen Jahren Trennung, die Reise in die Vereinigten Staaten und nun der eigenartige Tod des «Mittelmannes» auf dem Foto, des Leitpferdes der «Troika»! Dieser Tod ist vielleicht der Schlüssel, er hat seine Vorgeschichte, er wird sich nicht restlos aufhellen lassen, aber vieles deutet daraufhin, dass am Ende

des einen Lebens die zwangsläufige, konsequente Tragik dieses Lebens zwischen den Fronten steckt. Oder ist dies eine zu einfache, zu passende, zu zweckdienliche, gesuchte Formel?! Eins scheint jedoch klar – jetzt gibt es kein Zurück mehr, kein Vor-sich-Hinschieben . . . Jetzt muss diese Geschichte erzählt werden, jetzt oder nie! Die Angst ist gross, die Angst, eine grosse Möglichkeit kleinmütig zu verspielen, die Angst vor der moralischen Verantwortung, auch vor der ethischen Schuld dem Toten gegenüber. Müsste man nicht doch noch zeitlichen Abstand gewinnen, gerade jetzt?! Oder erlischt dann das Feuer für immer?! Wenn man es bloss wüsste . . .

Fast 30 Jahre, ein halbes Menschenleben verstrich, und es war alles «normal», wie es den eigentlich unumstösslichen Regeln dieses Lebens, dieser Welt entsprach – man lebte eben sein Leben in vertrauter Umgebung, mit bekannten Menschen. Die Distanz zum anderen wuchs, abgesehen davon, dass die beiden Berliner sich regelmässig in ihren Wohnungen trafen, öfters im Osten der Stadt, selten im Westen. Dadurch erhielten sie sich den schwindenden Lebenshauch des Verbindenden ebenso wie die anwachsenden Widersprüche und Gegensätze. Und die «Troika» gab es ja auch nicht mehr. Unser dritter Mann, der «Ami», war weit weg, nicht nur der Entfernung nach, auch so. Wie sollte es auch anders sein, es war eben *normal!* Dann kam die Begegnung. Eigentlich auch ganz unschuldig, normal. Es war nur ein einziger Tag – auf dem Rückflug von Moskau nach New York. Eine Zwischenlandung in Schönefeld, ein Tagesaufenthalt beim «Russen» in Ost-Berlin, der «Mittelmann» kommt dazu, bringt ihn nach Westberlin, und von Tempelhof geht es am nächsten Tag weiter. Wirklich, nichts Besonderes. Doch dann kam die Einladung in die Vereinigten Staaten – natürlich «offiziell», von seiner Uni. Schwierigkeiten tauchen auf, der Westberliner nimmt die Initiative in seine Hand, wird energisch, peitscht die Sache durch, als ob er, als ob sein Leben auf dem Spiel stünde. Und die Sache klappt, das Abenteuer ist wieder da, lebendig, real, erlebbar; West- und Ostberlin fliegen gemeinsam ab Schönefeld über Amsterdam nach New York. Sie sind 10 Tage gemeinsam dort, und alles ist wieder da: die Jahre in Moskau, die Jahre nach 45 in Berlin. Es ist da und doch fern weg, ferner denn je ... Alles überschlägt

sich (innerlich; äusserlich ist alles, wie es sein muss, normal; Touristen in New York, Freunde von dazumal haben sich getroffen, na und . . .). Und doch: der Krieg in Vietnam geht zu Ende; die Mutter des Amerikaners, eine einzige lebendige Erinnerung; Manhattan – Schmelztiegel der politischen, sozialen, ethnographischen Widersprüche – ein neues, ein phantastisches Bild, eine bestürzend aufputschende Variante des Lebens auf diesem Erdball; ein Halbbruder taucht auf, ein alter Bekannter aus Moskau, ein Mädchen – deutsch-jüdischer Abstammung, perfekt in Russisch, Deutsch, mit linker Haltung und so weiter, und so weiter. *Und es kommt zum Knall*: der Harmonie- und Toleranzsuchende, der das Vermitteln zur Lebensmaxime gemacht hat, kann die krassen Gegensätze und die Übereinstimmung der «Aussenseiter» in dieser Fülle nicht verkraften, und er *explodiert*. Es entsteht ein innerer Bruch, aufgedeckt wie nie zuvor. Diese Welt der Jugendträume und Wünsche war wieder da, sie ist jedoch, so wie damals, nicht mehr ins Heute zu holen. Das wird nicht mehr verkraftet. Kälte bricht ein zwischen dem Mittelmann, der immer im Zentrum stand, und den Flügelmännern, die sich leiten liessen bis jetzt. Er ist ausgebrochen aus dem Gespann, kehrt sich ab von allen (ausser einem Menschen, der in letzter Zeit wie ein rettender Anker zu sein scheint – eine Frau . . .). Und dann – der Tod, auch normal, wie es sich gehört – im Krankenhaus, und nichts soll mehr übrigbleiben von allem, von den Illusionen und Träumen der Jugend: die Asche verschwindet in der Anonymität eines Kollektivgrabes. Die «Troika» existiert nicht mehr – ohne den Vermittler, das Zugpferd, hat sie keinen Sinn! Oder. . .?

Anmerkung

Die in diesem Buch veröffentlichten Dokumente wurden den gültigen sprachlichen Normen behutsam angeglichen und Streichungen, gekennzeichnet durch [...], an den Stellen vorgenommen, wo die Inhalte allzu privat sind oder sich vom Thema des Buches entfernen.

Der Autor dankt für die Hilfe, die ihm bei der Arbeit an diesem Buch zuteil wurde: George Uri Fischer, Elisabeth Gebauer, Margot Goldstein, Rudolf G. Greulich, Wolfgang Kohlhaase, Ule Lammert, Aune Renk, Günther Rücker, Eva Siao, Erika Tlusteck, Angel Wagenstein, Cäcilia Woskressenskaja; für die Übermittlung von Dokumenten und Fotos den Zentralen Parteiarchiven der Institute für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU und der SED, dem Friedrich-Wolf-Archiv und dem Konrad-Wolf-Archiv der Akademie der Künste der DDR, der Princeton University Library in New Jersey, USA.

Im Buch sind Fotografien veröffentlicht von Susan Heuman, Barbara Köppe, DEFA-Kowalewsky, Christian Lehmann, Günter Linke, Roger Melis, Eva Siao, ADN/Zentralbild und aus dem Bildarchiv des Berliner Verlages.

Inhalt

Vorwort	5
Die Kindheit in Moskau	7
Das Wiedersehen in Berlin	39
Das Treffen in New York	69
Epilog. Der nichtgedrehte Film	91
Dokumente zur Troika.....	117
Lebensläufe	118
<i>Werner Eberlein,</i> Aus: Tagebuch der Ersten Lagerabteilung «Woroschilow» des deutschen Pionierlagers der Karl-Liebknecht-Schule, Moskau	121
<i>Elisabeth Gebauer,</i> Mündliche Information über die Familie Wloch	123
<i>Rudolf Greulich,</i> Erinnerungen an die Familie Wloch	124
Anfrage der Geheimen Staatspolizei, Berlin, an das Auswärtige Amt über den Aufenthaltsort der Familie Wloch	126
Antwort des Deutschen Generalkonsulats Shanghai, an das Auswärtige Amt über den Aufenthaltsort von Wilhelm Wloch	127
<i>Wilhelm Wloch,</i> Fragebogen	128
<i>Wilhelm Wloch,</i> Lebenslauf zum Antrag auf die Staatsbürgerschaft der UdSSR	130
<i>Erna Wloch,</i> Antrag auf die Staatsbürgerschaft der UdSSR	131
<i>Erna Wloch,</i> Lebenslauf zum Antrag auf die Staatsbürgerschaft der UdSSR	133

<i>Günther Rücker</i> , Jura und Viki	134
<i>Sontner</i> (das ist <i>Richard Sorge</i>), Rezension des Buches von Louis Fischer OIL IMPERIALISM. THE INTERNATIONAL STRUGGLE FOR PETROLEUM. New York 1926/Moskau 1927.	
In: DIE KOMMUNISTISCHE INTERNATIONALE, Moskau 1927	136
<i>Friedrich Wolf</i> , Brief an Else Wolf.....	137
<i>Louis Fischer</i> , Aus: MEN AND POLITICS (Autobiographie) 1940	138
<i>Markuscha Fischer</i> , Aus: MY LIVES IN RUSSIA (Autobiographie)	144
<i>Else Wolf</i> , Brief an Friedrich Wolf.....	147
<i>Hermann Budzislawski</i> , Brief an Louis Fischer.....	150
<i>Louis Fischer</i> , Sowjetreise, In: DIE NEUE WELTBÜHNE, 38/1936	153
<i>E. Dotschkal</i> ,	
Artikel in der PIONIERSKAJA PRAWDA, Moskau 1938	162
<i>Friedrich Wolf</i> , Brief an Louis Fischer in New York	164
<i>Friedrich Wolf</i> , Brief an Markus Wolf	166
<i>Eleanor Roosevelt</i> , Aus: THIS I REMEMBER, 1949	169
Schreiben der NSDAP-Reichsleitung, Berlin, an das Geheime Staatspolizeiamt, Berlin.....	170
Schreiben des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Berlin, an das Aussenpolitische Amt der NSDAP, Berlin	171
<i>Eva Siao</i> , Erinnerungen, 1983	171
<i>Ule Lammert</i> , Erinnerungen an Peredelkino, 1987	173
<i>Zilja Woskressenskaja</i> ,	
Aus: Ein ganzes Leben lang; Erinnerungen, 1984	177
<i>Konrad Wolf</i> , Aus: Kriegstagebuch	186
<i>Friedrich Wolf</i> , Brief an Else Wolf.....	188
<i>Konrad Wolf</i> , Brief an die Eltern	190
<i>Friedrich Wolf</i> , Brief an Konrad Wolf.....	192
<i>Erna Wloch</i> , Brief an Margot Wloch	193
Nachsatz von <i>Lothar Wloch</i>	196
<i>Konrad Wolf</i> , Brief an die Eltern	197
<i>Markus Wolf</i> , Brief an die Eltern	198
<i>Lothar Wloch</i> , Brief an Zilja Woskressenskaja.....	202

<i>Erna Wloch</i> , Brief an Markuscha Fischer.....	204
<i>George Fischer</i> , Brief an die Eltern und den Bruder.....	209
<i>George Fischer</i> , Brief an die Eltern und den Bruder.....	211
<i>Else Wolf</i> , Brief an Zilja Woskressenskaja.....	213
<i>Markuscha Fischer</i> , Brief an Else Wolf.....	214
<i>Friedrich Wolf</i> , Brief an Annemarie Langen-Koffler.....	216
<i>Konrad Wolf</i> , Brief an Margot Wloch.....	218
<i>Else Wolf</i> , Brief an Eva Siao.....	219
<i>Robert W. Hiatt</i> , Präsident der Universität von Alaska, Brief an Konrad Wolf, Präsident der Akademie der Künste der DDR.....	223
<i>Viktor Fischer</i> , Brief an Konrad Wolf und Lothar Wloch	224
<i>George Fischer</i> , Brief an Lothar Wloch.....	225
<i>Konrad Wolf</i> , Notizen von einer Reise durch die USA.....	227
<i>Viktor Fischer</i> , Brief an Lothar Wloch und Konrad Wolf	231
<i>Konrad Wolf</i> , Stellungnahme zur Aberkennung der Staatsbürger- schaft Wolf Biermanns.....	231
<i>Konrad Wolf</i> , Brief an Ule Lammert.....	233
<i>George Fischer</i> , Nachruf für Paul W. Massing. In: AMERICAN SOCIOLOGICAL ASSOCIATION, November 1979	234
<i>Konrad Wolf</i> , Brief an Ruth Werner.....	236
<i>George Fischer</i> im Gespräch mit Wolfgang Kohlhaase.....	239
<i>Viktor Fischer</i> im Gespräch mit Wolfgang Kohlhaase.....	241
<i>Konrad Wolf</i> , Referat auf der Plenartagung der Akademie der Künste der DDR zum Thema KUNST UND GESELLSCHAFT IM JAHRE 2000	243
<i>Konrad Wolf</i> Die Troika-Skizze vom 6. Januar 1977.....	247
Anmerkung.....	253